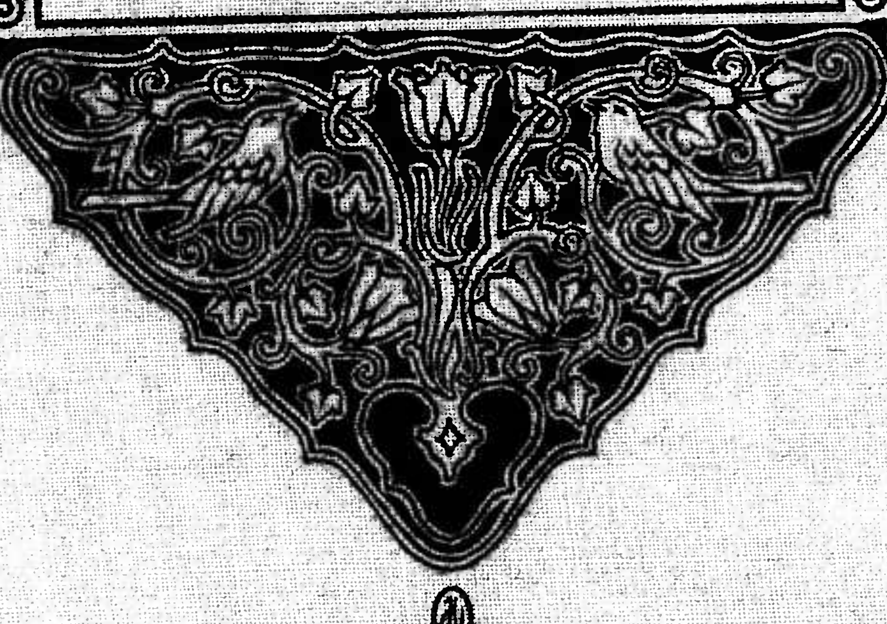
Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke



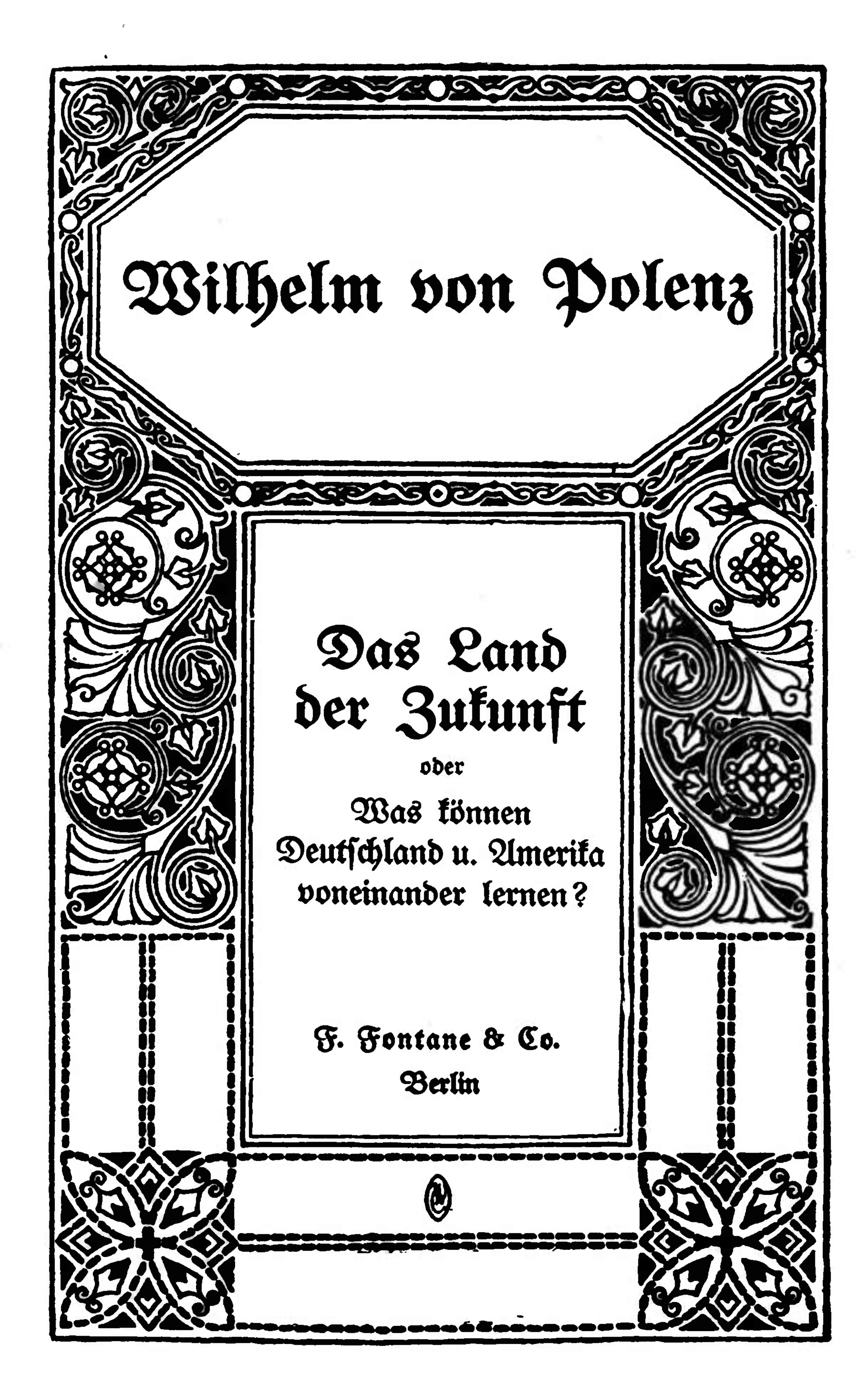


Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 10


Gesammelte Werke
von
Wilhelm von Polenz
Band X
Das Land
der Zukunft
F.F.&Co.
F. Fontane & Co.
Berlin



Wilhelm von Polenz

Das Land der Zukunft

oder

Was können Deutschland u. Amerika voneinander lernen?

F. Fontane & Co.
Berlin

Besiedelung.

Von den vielen merkwürdigen Überraschungen der Neuen Welt ist diese wohl die merkwürdigste, daß jeder, der mit Entdeckerabsichten hingeht, Amerika noch einmal entdecken kann. Ein Recht, über Amerika zu schreiben, hat nur der verwirkt, dem die gewaltigen Eindrücke in jenem Wunderlande den kritischen Sinn umnebelt haben. Ich habe gefunden, daß man sein Deutschtum nirgends stolzer empfindet als auf Reisen, aber ich meine auch, daß unser Blick für die Schwächen deutschen Wesens sich nirgends mehr schärft, als wenn wir Gelegenheit haben, uns mit einer anderen großen Nation zu vergleichen.

Es ist Mode geworden, amerikanische Einrichtungen zu bewundern und uns als nachahmenswert vorzuhalten. Aber es wäre das Unsinnigste, was wir tun könnten, wollten wir amerikanisches Wesen gedankenlos bei uns einführen. Daß jenseits des Ozeans in einem jungen Volke mit einer demokratischen Verfassung freiere Sitten und zeitgemäßere Einrichtungen entstehen konnten als in dem beengten Europa, ist klar. Von Europa verlangen, daß es sich amerikanisieren solle, ist ebenso verkehrt, wie den Amerikanern Rückkehr zu unseren Anschauungen zuzumuten. Jede Art hat ihre Berechtigung, wenn sie nur organisch entstanden ist. Etwas anderes ist es, in einer fremden Volksindividualität wehrlos aufgehen, wie es der Deutsche zu seinem

Schaden oft genug getan; ein anderes, versuchen, fremdem Wesen liebevoll gerecht zu werden. Grenzenlose Bewunderung ist gerade Amerika gegenüber durchaus nicht am Platze. Den „unbegrenzten Möglichkeiten“ möchte ich das deutsche Wahrwort entgegensetzen: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“.

Was Amerika für uns werden mag in der Zukunft, wird in erster Linie von uns selbst abhängen. Sollten die beiden großen Nationen wirklich dazu ausersehen sein, einander zu bekämpfen, so würde es erst recht wichtig sein für uns, den Gegner zu kennen. Unterschätzung wäre im Kampfesfalle noch schlimmer als Überschätzung. Aber ich hoffe mit vielen diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans, daß die Zukunft nur friedlichen Wettbewerb um die Palme hoher Kultur zwischen den stammverwandten Völkern bringen möge.

Keine außereuropäische Nation ist in der letzten Zeit so in den Vordergrund getreten auf allen Gebieten menschlicher Betätigung, wie die amerikanische. Die Rollen scheinen vertauscht zu sein; während früher Europa die Welt europäisiert hat, will, wie es scheint, Amerika nunmehr seine Mutterländer amerikanisieren. Mit keinem Lande der Erde haben wir seit der Einigung des Reiches stärkere Fäden des äußeren Verkehrs angeknüpft als mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Es gibt nicht zwei Völker auf dem ganzen Erdenrund, die so viel voneinander lernen könnten, wie das amerikanische und das deutsche, und es gibt keine zwei Völker, die vorläufig sich so wenig im innersten Kern ihres Wesens verstehen, wie gerade diese beiden. Riesenhaft ist der Verkehr, den alljährlich die Schiffahrtsgesellschaften von Wasserkante zu Wasserkante ver-

mitteln. Die Leiber der beiden Völker berühren sich trotz des Ozeans, aber die Seelen haben einander noch nicht gefunden.

* * *

Niemand wird seine Väter abschütteln; der Yankee kann seine europäische Kindheit nicht verleugnen. Die besten Eigenschaften des amerikanischen Volkes sind in den Eichenwäldern Deutschlands, auf den Marschen Holsteins, in den Dörfern Englands und Irlands, in der Einöde des schottischen Hochlands erwachsen. Aber erst der vierhundertjährige Kampf mit der Natur, die großartigste aller Völkerwanderungen, die Besiedlung Amerikas von Ozean zu Ozean, haben dem Volkscharakter die besondere Prägung gegeben. Es ist in der Neuen Welt genau wie in der Alten: auf der breiten Basis des Grund und Bodens ruht die menschliche Gesellschaft. Im platten Lande wächst die gesunde Volkskraft, das Dorf ist die Kinderstube jeder Rasse. Auch die Amerikaner waren ursprünglich ein Volk von Ackerbauern und Pflanzern, ehe sie zu Kaufleuten, Industriellen und Bankiers wurden. Jetzt freilich wohnt die Hälfte von ihnen wohl in Städten. Das Stadtleben hat seinen nivellierenden, die Züge des Stammes wie der Einzelpersönlichkeit verwischenden Einfluß auch auf das Volk von Nordamerika ausgeübt.

Gleichmachend hat aber vor allem auch die Verfassung gewirkt, die sich dieses Land gegeben hat. Die Konstitution von 1787 war ein weitspannendes Dach, unter dem die Vereinigten Staaten wie Zimmer von verschiedener Größe eingebaut sind. Der Bundesgedanke hat den Partikularismus der Einzelteile allmählich besiegt. In erster Linie fühlt sich heute der Yankee als

Bürger Großamerikas, wenn er auch auf seine Herkunft von Kentucky, Ohio, Pennsylvanien noch so stolz, oder von den Vorzügen New Yorks, der »Empire-city«, oder ihrer jungen Rivalin Chicago noch so tief überzeugt sein mag. Die englische Sprache hat einer aus aller Herren Ländern zusammengeströmten Menge das gemeinsame Verständigungsmittel gegeben. Und schließlich haben die Eisenbahnen, deren Bedeutung für Nordamerika kaum überschätzt werden kann, die einzelnen Teile des Riesenlandes einander nahe gebracht und das Volk vollends zur Einheit zusammengeschweißt.

Die Besiedlung Nordamerikas durch die Europäer, die Entstehung einer neuen, großen Nation im hellen Lichte der Weltgeschichte wird kommenden Geschlechtern vielleicht als die wichtigste, jedenfalls aber als die außerordentlichste Erscheinung der Weltentwicklung in der neueren Zeit erscheinen.

Verwandte Stämme hatten sich vor fünfzehn Jahrhunderten an der holsteinisch-niedersächsischen Küste getrennt, um nach guter Germanenart, gelockt von dem, was scheinbar unerreichbar, von Gefahren umgeben, in sagenumwobener Ferne nur des Kühnen Beute werden konnte, jeder Stamm, ja womöglich jeder kleine Häuptling für sich, auf abenteuernde Entdeckungsreisen auszugehen. Die Zurückgebliebenen hatten das beschwerlichere Los gezogen, den ärmlichen Boden des Vaterlands urbar zu machen und gegen eine Welt von gierigen Eindringlingen zu verteidigen, sowie im Innern einen fast noch ärgeren Ansturm selbstzerstörerischer Triebe abzuhalten. Die leichtherzigen Seefahrer dagegen, die sich die britische Inselwelt zur neuen Heimat erkoren hatten, fanden ein Land, das im Silbergürtel der ozeanischen Brandung seine natürlichen Wälle besaß.

Nachdem sie sich in Bürgerkriegen und Verfassungskämpfen sondergleichen zur politischen Nation erzogen haben, werden sie von ihrer kleinen Festung aus zu Eroberern der Welt, weil sie den Mut finden, den Ozean, der bis dahin als eine Schranke des Verkehrs betrachtet worden war, als offene, jedermann zugängliche, nach allen Punkten des Erdballs führende Landstraße anzusehen und zu benutzen.

Die Angelsachsen mit normannischem Einschuß waren es, die, lange bevor die übrigen Germanen ihnen in größeren Scharen nachgerückt kamen, Nordamerika an seiner atlantischen Küste besiedelten. Sie fanden bereits europäische Kolonien vor: Franzosen am St. Lorenz, Holländer am Hudson, Spanier am Golf von Mexiko. In den ersten zwei, drei Jahrhunderten nach der Entdeckung Amerikas haben die Kolonisten angelsächsischer Abkunft durchaus nichts voraus vor ihren europäischen Rivalen um den Besitz der neuen Welt; im Gegenteil, ihnen ist der von Haus aus am kärglichsten bedachte Teil jenes Gestades zugefallen.

Aber dieser Ausschnitt, arm wie er zunächst schien an leicht zu erringenden Schätzen, hatte andere große Vorzüge; er war nach der europäischen Seite offen, nach der kontinentalen geschützt durch undurchdringlichen Urwald auf steilen Bergketten. Diese Lage zog befreundete Kräfte vom seefahrenden Mutterlande an und schützte vor dem roten Manne, der damals noch eine Gefahr für die schwachen Ansiedlungen bedeutete. Der ärmliche Boden des rauhen Küstenstrichs reizte die benachbarten Franzosen und Spanier nicht, sie gingen im Norden, Süden und Westen ertragreichen Beutezügen nach, verloren sich in ihrer Gier nach schnellem Erwerb ins Uferlose, verzettelten schöne Kräfte in ziellosen

Kämpfen, Kreuz- und Querzügen und Besiedelungen, denen es an Dauerbarkeit gebrach. Wohl besaßen die Führer staatsmännischen Blick, Kühnheit und Ehrgeiz, aber den Massen der hispanischen und gallischen Einwanderer fehlte es an Selbstzucht. Die Nachkommen der Romanen brachten es weder im Lande Acadie noch in den Golfgebieten zu wirtschaftlicher Blüte und auch nicht zu bürgerlicher Verfassungsfreiheit. Ihre mangelnde Selbstachtung aber bewiesen sie am deutlichsten durch häufige Blutvermischung mit den Eingeborenen.

Die angelsächsischen Kolonisten dagegen machen aus ihrer Not eine Tugend, rücken auf engem Raume nahe zusammen, gründen Städte und Staaten und führen früh in Stadt und Land jene freie, auf die Verantwortlichkeit des einzelnen, auf Bürgersinn und männliche Tüchtigkeit berechnete Selbstverwaltung ein, die bereits im Mutterlande ihre Lebensluft gewesen war. Um ihre Beengung zu korrigieren, lassen sie sich auf Seefahrt und Handel ein. Bald haben sie auch solche Güter zu verkaufen, die anderen Ländern den Warenaustausch mit ihnen wertvoll erscheinen lassen.

Vom Mutterlande her waren den ersten Siedlern immer neue Auswandererscharen nachgesandt worden, verschieden in Abkunft und Konfession. Bald kamen auch Mitglieder aristokratischer Kreise in die jungen Kolonien. Südlichere Striche der atlantischen Küste waren von ihnen unter dem Schutze der heimischen Regierung mit Beschlag belegt worden, Striche, auf denen sich der Anbau von Handelsgewächsen lohnte. Die südlichen Staaten erzeugten das Rohprodukt, das wiederum den nördlichen die Gründung von Manufakturen ermöglichte. Organisch erwuchsen so aus dem Ackerbau Handwerk,

Industrie und Handel. Kurz, die Väter der jetzigen Anglo-Amerikaner taten auf allen Gebieten das Zweckmäßige und das Nächstliegende und zeigten damit schon früh den eigentlichen Kern ihres Wesens: Tatkraft, praktischen Sinn und gesunden Menschenverstand.

Es muß als eine besondere Gunst des Schicksals für die Rassenentwicklung der Europäo-Amerikaner betrachtet werden, daß die Pilgerväter im Jahre 1620 die Neue Welt an einer ihrer unwirtlichsten Küsten betraten. Niemand ahnte damals auch nur entfernt den unerschöpflichen Reichtum des Erdteils. Es war ihr und der Nachgeborenen Glück, daß sie, die vom Geschick auserkoren waren, den Sauerteig für die werdende Nation abzugeben, durch die Verhältnisse zunächst gezwungen wurden, auf übersichtlichem, von der Natur nur mäßig mit Schätzen ausgestattetem Raume herbe Erfahrungen zu sammeln, im kleinen ihre Kräfte zu üben und zu stählen, Kräfte, die sie in bevorstehenden Kämpfen gegen Natur und Menschen im großen brauchen sollten. Wären sie an der Golfküste gelandet wie die Spanier, so würden auch ihnen diese üppigen Striche mit ihrem erschlaffenden Klima sicherlich zum Kapua geworden sein.

Die spätere politische Entwicklung jener vier schwachen Staatengebilde, die im Jahre 1643 unter dem Namen „Vereinigte Kolonien von Neu-England" zusammentraten, zur Vormacht des ganzen riesenhaften Kontinents ist ein geschichtlicher Vorgang, der an das Wachstum Preußens aus ursprünglicher Armut und Winzigkeit zum Haupt des deutschen Völkerbundes erinnert, oder auch zum Vergleich mit den Anfängen Roms unter den Stämmen der Apenninischen Halbinsel herausfordert. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika

zeigten bereits in jenen ihren keimhaften Anfängen die der emporsteigenden Weltmacht eigene Kraft der Anziehung und des Festhaltens des einmal Besessenen und vor allem ein gesundes Verdauungsvermögen. Wie viele verbrecherische Elemente, verfehlte Existenzen, unzufriedene Köpfe, die die alte Kultur von sich stieß, hat dieses Land nicht mit offenen Armen aufgenommen. In der neuen Welt wurden sie aus Störern der öffentlichen Ordnung ganz von selbst zu rüstigen und freudigen Bauleuten an einem Hause, das fürs erste den Charakter einer großen, luftigen Schutzhütte hatte und haben mußte.

Niemals in der Weltgeschichte hat die weiße Rasse ein größeres und bei aller Mannigfaltigkeit einheitlicheres, mit allen denkbaren Naturkräften reicher ausgestattetes Gebiet besiedelt als Nordamerika. Niemals fanden Einwanderer eine so dünne und hinfällige Urbevölkerung vor wie hier; nirgends hat daher die Besiedlung einen so ungestörten Verlauf nehmen können, wie in der Heimat der harmlosen Rothaut, die nur dann gefährlich wurde, wenn Arglist und Landgier der Weißen den Wilden in ihnen weckte und das unglückliche, dem Tode geweihte Volk aus seinem angeborenen Fatalismus zur Rachsucht aufstachelten.

Die Indianer Nordamerikas hatten es trotz unleugbarer Schlauheit, Körperkraft, scharfer Sinne und hoher Begabung einzelner doch niemals auch nur zu den Anfängen einer Zivilisation gebracht. Es fehlte ihnen am wichtigsten Untergrund der bürgerlichen und häuslichen Tugend, dem sozialen Triebe. Sie waren Jäger und Krieger, keine Staatengründer. Die Gestaltung des Erdteils, in den sie in grauer Vorzeit eingewandert waren, schien geeignet, sie in ihren Untugenden zu be-

stärken. Die weiten, unbegrenzten Räume Nordamerikas verlockten zum ziellosen Umherschweifen. Keine gegen die Außenwelt durch Gebirgsschranken abgeschlossene Täler, Kessel und Tiefebenen, wie etwa die Schweiz, Böhmen, Ungarn, keine weit ins Meer hinausragenden Halbinseln wie Italien, Griechenland, Norwegen, boten dort der Sonderkultur sichere Zuflucht. Alles lag frei und schutzlos da in diesem unerhört übersichtlichen, der Gliedmaßen baren Kontinente. Normaler Zustand primitiver Völker aber ist der Kampf. Hier durfte er ungehindert durch Naturschranken toben. Die Künste des Friedens konnten nicht gedeihen, staatliche Einrichtungen nicht Wurzel schlagen, weil alle Ansätze, kaum begonnen, sofort wieder ausgerottet wurden. Wenn je einmal ein Stamm anfing, Feldbau und Handwerk mit Eifer zu treiben, so erregte er dadurch sofort den Neid der Nachbarn, die mit vereinten Kräften über ihn herfielen, seine Schätze raubten und seine Krieger erschlugen. So kam zur natürlichen Anlage für Krieg und Raub auch noch die Auslese des Kampfes hinzu; die Wilden behielten das Übergewicht, die Zahmen und Fleißigen wurden vertilgt. Hinderlich für die Zivilisation war in diesem Erdteil wohl auch das Fehlen sämtlicher Haustiere mit Ausnahme des Hundes. Wie sollte eine Kultur entstehen, wo diese besten Helfer des Menschen beim Bestellen des Feldes, für die Ernährung, Kleidung und die Fortbewegung fehlten! —

Die Europäer kamen also in ein jungfräuliches Land. Niemals war dieser Boden mehr als nur ganz oberflächlich bestellt worden, niemand hatte sich an seinen Schätzen vergriffen, die seit Jahrhunderttausenden, des Entdeckers harrend, hier aufgespeichert lagen. Die Ansiedler, die an der Ostküste gelandet waren und allmäh-

lich nach dem reicheren Westen vordrangen, nahmen gleichsam an einer Tafel Platz, die sich wie durch verborgene Zauberkraft, je länger man speiste, immer üppiger füllte. Das Wunder von Kanaan ging hier buchstäblich in Erfüllung, erst bekamen die Gäste den geringen, dann den kostbaren und immer kostbareren Wein zu genießen.

Und auch das Klima erwies sich als guter Freund. Es war in den von den Angelsachsen, den Holländern, Franzosen und später den Deutschen und Skandinaviern besiedelten Strichen jenen Witterungsverhältnissen sehr ähnlich, die diese Stämme daheim verlassen, an die sie sich durch Jahrtausende gewöhnt hatten, auf die alle ihre häuslichen, wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen zugeschnitten waren. Der kostspielige Prozeß der Anpassung an ein unzuträgliches tückisches Klima, wie er so manchen Besiedlungsversuch der Weißen in den Tropen verzögert, ja gänzlich erstickt hat, blieb diesen Ansiedlern der gemäßigten Zone erspart.

Dabei war das Klima durchaus nicht mild, es wies stärkere Gegensätze auf als das europäische. Es vereinigte die Sommerhitze Italiens mit dem Winter Rußlands. Welch besseres Mittel hätte die Natur ersinnen können, um eine an sich schon harte Rasse vollends abzuhärten und ihr jene wichtige Abwechselung zu bieten, die Grundbedingung ist für originelles Kulturleben: den anregenden Gegensatz von Kalt und Warm, von langen und kurzen Tagen, von winterlichem Leben im Haus und von Sommerlust im Freien. Ein Gegensatz, der schon in den Charakter unserer indogermanischen Väter unverwischbare Linien eingegraben hat.

Ein Phäakendasein, wie es die spanischen Missionare in Südkalifornien und Florida, und die Kreolen von

Mexiko und Louisiana führten, verbot sich für Leute von selbst, die in der warmen Jahreszeit vorsorgen mußten, wenn sie im Winter nicht verhungern oder erfrieren wollten. Vor dem westeuropäischen hatte dieses Klima einen großen Vorzug voraus, es war zuverlässig, es betrog den Menschen nicht heimtückisch um die besten Früchte seiner Arbeit, wie nur allzu oft im alten Lande. Wie haben die langen Vegetationsperioden des niederschlagsreichen amerikanischen Sommers und der herrliche trockene Indian Summer die Landwirtschaft erleichtert und gefördert! Durch die ungeheure Ausdehnung seines ackerbaufähigen Landes ist dieser Kontinent vor völligen Mißernten so gut wie geschützt. Versagt die Brotfrucht ja einmal an einer Stelle, so gedeiht sie dafür an einer anderen um so herrlicher. Denn die Trockenheit, der Sturm, die Heuschrecken- oder Mäuseplage, die ganz Nordamerika verwüsteten, müßten erst noch kommen. Niemals, auch in der Kolonialzeit des jungen Volkes nicht, hat es eine die Existenz des Ganzen bedrohende Hungersnot gegeben.

Zu den natürlichen Schätzen der Neuen Welt, zu ihrem Überfluß an Holz, Steinen, Mineralien, Wild, Fischen, Früchten brachte der Europäer nun auch noch die Fülle seiner in Jahrtausenden des Landbaus erworbenen Erfahrungen aufschließend hinzu. Er brachte vor allem seine treuen Gefährten mit: die Haustiere, und ein nicht minder wertvolles Gut: die Getreide und Gartengewächse, die die Alte Welt mit Kunst und viel Fleiß aus wilder Wurzel allmählich zu edlen, ertragreichen Sorten herangezogen hatte. Die Indianer bereicherten diesen Stamm nützlicher Gewächse nur um zwei neue: das Indian Corn und den Tabak. Der Mais war bestimmt, durch seine wunderbare Anpassungsfähigkeit

bei der Kolonisation des Westens eine große Rolle zu spielen; er schien für jene oberflächliche Landwirtschaft, die zunächst auf kaum geklärtem Urwaldboden erwuchs, die gegebene Frucht, und im Tabak fand die Plantagenwirtschaft des Südostens, neben Zucker und Baumwolle, ihr einträglichstes Handelsgewächs.

Die Striche, die die Angelsachsen zuerst betraten, zeichneten sich durch großen Waldreichtum aus. Ähnlich wie bei der Besiedlung unseres Vaterlandes durch die Germanen, hieß es auch hier wieder dem Urwalde das ackerbaufähige Land mühsam abringen. Auf Rodungen stehen viele Städte des jetzt so volkreichen amerikanischen Ostens. Aus Blockhäusergruppen in den Urwaldlichtungen sind die Uranfänge der Gemeindebildung hervorgegangen. Axt und Beil und Feuer mußten Jahrzehnte hindurch arbeiten, ehe der Pflug zur Verwendung kommen konnte. Gewehr und Angelhaken spielten in jenen primitiven Zeiten eine wichtige Rolle für die Ernährung der Familien. Nur kühne Gesellen und tapfere Frauen suchten ein solches Leben auf und vermochten es zu ertragen.

Die Gesellschaft mußte hier noch einmal von Grund aus aufgebaut werden. Daß bei einem solchen Geschlecht, das sich alles selbst verdankt, ein Unabhängigkeitssinn heranwuchs, der niemandes Untertan sein wollte, kann nicht verwundern. Ja, viele dieser Urwaldbauern trieb der bloße Anblick eines fremden Rauches oder das Pochen einer Schmiedewerkstatt aus ihren einsamen Horsten, sie gingen als Spitzen und Plänkler dem langsameren Zuge der weißen Zivilisation weit voraus ins Neuland hinein. Andere Naturen wiederum wurden durch das enge Beisammenleben im Urwalde, durch die Erkenntnis, daß nur im Zusammenschluß Rettung sei,

zur Entwicklung sozialer Tugenden erzogen. Der unbändige Freiheitsdrang des einzelnen fand seine Grenze in dem Bedürfnis der Familie und Gemeinde nach Gesetz und Ordnung. Früh schon entstanden hier musterhaft geleitete Gemeinwesen. Diese Ansiedlungen wahrten auf lange Zeit hinaus jene dem Charakter ihrer Gründer tief eingeprägte Eigenschaften: die rauhe Einfachheit der Puritaner und ihre wohl engherzige, aber um so unverwüstlichere Gottesfurcht.

Es war jedoch nicht die historische Aufgabe dieses Geschlechts, an dem schmalen Küstenstreifen des Ostens kleben zu bleiben und eine beschränkte Zahl nur durch ein schwaches politisches Band miteinander verknüpfter kleiner Staaten zu bilden. Die durch englische Kurzsichtigkeit und Überhebung der loyalen Kolonialbevölkerung aufgedrängte Revolution schweißte erst eigentlich die dreizehn Staaten zu einer in Kampf und Not erprobten Einheit zusammen. Die Folgen des Freiheitskriegs für die Charakter- und Geistesbildung dieser bis dahin weltentrückten Farmer, Holzfäller und Kaufleute waren: erweiterter Horizont, politisches Denken und gehobenes Selbstgefühl.

Jetzt wurde ihnen der Raum mit einem Male zu eng, und in den Köpfen fing der Gedanke zu dämmern an, daß sie das zur Beherrschung dieses Kontinents bestimmte Volk seien. Mit elementarer Gewalt durchbrach der Menschheitsstrom jene Gebirgsschranke, die den östlichen Farmer so lange vom kontinentalen Hinterlande getrennt hatte; die Urwälder der Alleghanies wurden erst von einzelnen, dann von tiefen Kolonnen der Westwanderer überschritten. Karren auf Karren rollte über die Bergpässe mit Hab und Gut der Pioniere in die grasreichen Vorländer des Mississippitales hinab

„Zieh nach dem Westen, mein Sohn, und wachse mit dem Lande!" sagte in jenen Tagen einer neuen Völkerwanderung das Alter zur Jugend. Westwärts, immer westwärts war die Losung der Tausende und Abertausende, die nun leichten Herzens den Wanderstab ergriffen. Die unendlichen Flächen unentdeckten Landes reizten die Phantasie. Zur Schrankenlosigkeit des modernen Yankees wurde hier der Grund gelegt. Optimist mußte werden, wer Glück und Erfolg so mühelos auf seinem Wege fand. Pietät konnte nicht erwachsen in einem Volke, das in dem Boden, den es bewohnte, keine Gräber hatte. Mit Gewalt wurden Gedanken und Sinne in die Zukunft gerissen nach vorwärts, auf den Erfolg, nicht nach rückwärts gerichtet oder nach innen.

Es war mehr als gewöhnlicher Landhunger, was diese Männer mit Weib und Kind von Bodenwelle zu Bodenwelle westwärts trieb. Der Wunsch, seine Lage zu verbessern, Beute zu machen, reich zu werden, mochte das Motiv des einzelnen sein; das Volk als Ganzes war von einem edleren Triebe beseelt, als Habgier ist. Den Massen schwebte in verschwommenen Umrissen ein gewaltiges Ziel vor, das große Wasser auf der anderen Seite des Felsengebirges zu erreichen, den Kontinent von Ozean zu Ozean der einen Nationalität, Sprache und Gesittung zu unterwerfen.

Es war die welthistorische Aufgabe der Angelsachsen, Führer zu sein in dieser großartigsten Völkerwanderung der Neuzeit. Aus ihrem engen Verließ hinter den Wäldern und Bergen traten sie mit einem Male hervor wie einst das Volk Israel aus der ägyptischen Gefangenschaft jugendstark und unversehrt. Auch Neuengland hat theokratische Anfänge gehabt. Auch die

Amerikaner waren von jenem Selbstgefühl der Gotteskindschaft erfüllt, ohne das es keinen weltgeschichtlichen Erfolg gibt. Den Juden gleich hielten sie sich für das auserwählte Volk. Und auch sie fanden das gelobte Land, in welchem, wie einst im Jordantale, Milch und Honig floß.

In zwei mächtigen, voneinander unabhängigen Heersäulen ging zunächst die große Westwanderung vor sich. Im Norden, wo der Kontinent breiter ist, hatten sich die englischen Kolonisten, den Spuren der kanadischen Franzosen folgend, schon frühzeitig an den großen Seen hin nach der Mitte des Kontinents und den Quellströmen des Mississippi und Missouri weitergetastet. Ihnen lief parallel ein ebenfalls westwärts gerichteter Vorstoß ihrer Landsleute vom Süden. Die Virginier sandten ihren Bevölkerungsüberschuß nach Kentucky und weiter am Ohio hin in das mittlere Mississippital hinein. Die Verschiedenheit dieser beiden Kolonistenheere, in denen Aristokratie und Demokratie, Hochkirche und Puritanertum, Plantagenbau und Urwaldfarm, Sklavokratie und Freibodenwirtschaft einander wie zwei Welten fremd gegenüberstanden, hat jenen tiefen Gegensatz geschaffen, der später ganz Nordamerika in zwei wirtschaftlich, gesellschaftlich und politisch scharf getrennte Heerlager sonderte: den sklavenhaltenden, leichtlebig sanguinischen Süden und den zielbewußteren, sachlicheren, dem Geschäft vor allem nachgehenden, durch und durch bürgerlichen Norden. Erst der Bürgerkrieg hat diesen Gegensatz zum endgültigen Austrag gebracht. In der wirtschaftlichen Lage, der Agrarverfassung, im Gesellschaftsleben, in dem Bevölkerungstypus zeichnen sich noch heute die von den Nachkommen der Puritaner besiedelten Striche von denen ab, welche die Kavalierssöhne kolonisiert haben.

Je zahlreicher aber die Anglo-Amerikaner das Land ihrer ersten Wahl an der Ostküste verließen und sich dem großen Westen zuwandten, desto sicherer mußten sie ihre bisherige nationale Abgeschlossenheit, die ein Produkt war der Enge, aufgeben und sich mit anderen Völkern vermischen. Denn inzwischen waren von allen Seiten her Einwanderer aus verschiedenster Herren Länder in den einladenden Kontinent gedrungen. Aus dem britischen Mutterlande selbst waren die Irländer und Schotten den Engländern in zahlreichen Scharen nachgezogen. Die keltische Art zeigte jedoch früh die Neigung, in den Städten hängen zu bleiben. Ganz anders die Teutonen! Deutsche aus dem Reich, aus der Schweiz und aus Österreich gingen, ihrer Bauernnatur getreu, ins platte Land. Das ganze große Gebiet, das die Amerikaner jetzt den „Westen" nennen, die vom „Vater der Ströme" und seinen Nebenflüssen entwässerte Mitte des Kontinents, zwischen Felsengebirge und Alleghanies einerseits, den großen Seen und dem Golf anderseits, trägt unauslöschliche Spuren, im Rassencharakter sowohl wie in den Sitten und Anschauungen von der teutonischen Einwanderung.

Die starke Aufnahme deutschen Blutes im Jünglingsalter des Volks ist für die werdende Nation von unberechenbarem Segen gewesen. Der Deutsche brachte gerade die Eigenschaften mit, die dem stark vom sanguinischen Temperament der Kelten beeinflußten Yankee fehlten, um ihn zur vollen Persönlichkeit zu gestalten: Zuverlässigkeit, Gewissenhaftigkeit, haushälterischen Sinn. Dabei hatten unsere Landsleute vor den Iren die bequeme Eigenschaft voraus, daß sie sich nicht um Politik kümmerten. Mit deutscher Gründlichkeit machten sie das Feld urbar, suchten sie sich in Handwerk und

Wissenschaft die schwierigsten und undankbarsten Posten aus. Sie achteten die ihnen fremde Verfassung und die Landesgesetze heilig; im Grenzkriege und späterhin im Bürgerkriege verspritzten sie ihr Blut für Ziele, Streitfragen und Ideale, die sie im Grunde gar nichts angingen. Und zu alledem brachte der Deutsche all die guten, wertvollen Kenntnisse mit aus der alten Heimat, zu deren Aufspeicherung Jahrhunderte rastloser Forscherarbeit und Handwerkskunst nötig gewesen waren. Kurz, er war die selbstlose, emsige Arbeitsbiene, die in der neuen Welt die Urzellen der Gesellschaft aufbauen half und sie mit dem köstlichen Honig seiner heimischen Künste füllte.

Zum Ausgleichen, Ergänzen, vielleicht auch Mildern, hat der Zufluß deutscher Kräfte wohl beitragen können; auf die Bildung des eigentlichen amerikanischen Typus hat er wenig Einfluß gehabt. Der war von Anfang an nur eine Fortbildung des Engländers. Mit der Sprache und dem Recht des britischen Mutterlandes übernahm das Tochtervolk auch ein gut Teil englischer Sitten, Anschauungen und Lebensgewohnheiten. An der staatlichen Verfassung der angelsächsischen Kolonien aber, in die sie einwanderten, konnten die Deutschen nichts mehr ändern, auch wenn ihnen dazu nicht jede Begabung gefehlt hätte. Diese Verfassung war von einem politisch höher veranlagten, in Selbstverwaltung und parlamentarischer Regierung vorgeschulten Volke in ihren Grundzügen bereits festgelegt, ehe Pennsylvanien ein Kleindeutschland in Amerika wurde.

Entdeckt war die Neue Welt seit Jahrhunderten, besiedelt an den Küsten auch schon lange, erschlossen in ihrer ganzen Größe wurde sie der kaukasischen Rasse jedoch erst am Ende des achtzehnten Säkulums, als

größere Scharen der Westwanderer sich das Mississippibecken zum Wohnsitz erkoren.

Es ist schwer scheinbare Übertreibung zu vermeiden, will man von der Bedeutung dieses Stromtales für die Weltwirtschaft einen Begriff geben. Das vom grandiosen „Vater der Ströme" und seinen Nebenläufen durchströmte Gebiet umfaßt nicht weniger als ein Drittel des Gesamtareals der Vereinigten Staaten. Der Mississippi selbst ist zwischen St. Paul-Mineopolis und New-Orleans auf zweitausendzweihundert Meilen schiffbar. Auf dem ganzen Erdball kann nur noch in China eine annähernd große, zusammenhängende Fläche ackerbaufähigen Landes gefunden werden, wie sie sich hier als große Mulde zu beiden Seiten der gewaltigen Wasserader zwischen dem den Rocky Mountains vorgelagerten Steppengürtel und den Waldregionen der Alleghanies einsenkt. Der Boden, ein Geschenk des Vaters der Ströme, ist von schier unerschöpflicher Güte und Tiefgründigkeit.

Die aus den steinigen, sandigen, zum Teil auch sumpfigen Strichen des Ostens kommenden, an einen schweren Kampf mit dem Wald gewöhnten Bewohner Neuenglands betraten hier das gelobte Land des Ackerbaus. Die Gefühle der ersten Ansiedler auf solchem Boden kamen in dem Worte zum Ausdruck: „Nur zu kitzeln brauchst du das Erdreich mit der Hacke, und es wird dir die reichste Ernte hervorlachen." — Die ganze für Nordamerika charakteristische Wirtschaftsmethode: extensiver Betrieb, höchste Ausnutzung der Maschine, Ersparnis an Menschenkraft, hat von diesen weiten, leicht zu bestellenden, ewig fruchtbaren Böden ihren Ursprung genommen. Von hier stammt auch die vorbildlich nordamerikanische Agrarverfassung: Besiedlung

des Landes mit Einzelhöfen. In den Neuenglandstaaten hatte es an den Wasserläufen und auf gerodetem Urwaldboden doch hie und da dorfartige Anlagen gegeben; im Süden machte der Plantagenbau mit Sklaven eine den Verhältnissen unserer östlichen Rittergüter entfernt ähnliche Gruppierung abhängiger Leute um den Großunternehmer notwendig. An der pacifischen Küste waren Klöster und Kirchen gegebene Zentren für die wirtschaftliche Angliederung gewesen. Im zentralen Ackerlande des Kontinents jedoch konnte die Neigung des Yankees zu unbehindertem, schrankenlosem Walten ohne Anlehnung an einen Gemeindeverband sich voll ausleben.

Hier im unbegrenzten, fast baumlosen Flachland senkte sich jener Begriff in die Seele des Amerikaners, der wie kein anderer sein Denken und Fühlen beeinflußt hat: der endlose Raum. Die See gibt einen tieferen Horizont als das Gebirge, der Bewohner eines schmalen Tales wird sich ein beschränkteres Weltbild machen als der Sohn der Steppe oder der Marschen. Die Kinder des amerikanischen Westens wurden geboren mit dem Bewußtsein, daß es Schranken für Ausdehnung und Fortschritt ihrer Rasse überhaupt nicht gibt. Die wirtschaftliche Erschließung des bis dahin von der Rothaut nur als Jagdgrund benutzten Gebiets, seine Umwandlung in blühendes Farmland, das Emporschießen von Städten aus dem Nichts waren Wunder, die sich vor aller Augen vollzogen; die Mitlebenden konnten so leicht alles Maß verlieren für die Grenzen des Möglichen.

Die Beschaffenheit dieses Stromtales, in dem Deutschland mehrfach Platz hat, deutete darauf hin, daß hier ein Volk von Millionen und Abermillionen

2*

wohnen sollte. Die gütige Natur hatte auch dafür gesorgt, daß der Mensch leicht an die wunderbaren Schätze herankommen konnte, die von ihr aufgespeichert worden waren. Wie ein großer Fächer breitet sich das Stromnetz des Mississippi von Süden her über das Land. Wie eine Hand, die eine andere sucht, streckt sich jene gewaltigste Ansammlung von Süßwasser, die die Erdoberfläche kennt, die Gruppe der großen Seen, vom Atlantischen Ozeane her tief in das Festland hinein dem Strome entgegen. Ehe die Ära der Eisenbahnen begann, gab es im mittleren Westen Nordamerikas eine Periode des Flußboots, dann eine des Dampfschiffs. Im Jahre 1811 bereits verkehrte zwischen Pittsburg am Ohio und New-Orleans eines der ersten großen Dampfschiffe und leistete für die Aufschließung dieser kostbaren Gebiete echte Pionierarbeit.

Das Wunderbarste bei der an erstaunlichen Glücksfällen so reichen äußeren Geschichte Nordamerikas ist wohl die scheinbar zufällige Art und Weise, wie die Vereinigten Staaten in den Besitz des Mississippigebiets gelangt sind. Bonapartes Welterobererträume, sein auf die Unterwerfung Europas erpichter Sinn, haben bewirkt, daß Frankreich die Perle seiner ausländischen Besitzungen, Louisiana, verloren hat. Niemand auf dieser oder jener Seite des Atlantischen Ozeans hat im Jahre 1803 den wahren Wert jener noch halb unerforschten, weiträumigen Gebiete erkannt. Wie Hohn klingt es uns heute, daß sich Präsident Jefferson, dem der Erwerb des fruchtbarsten aller Stromgebiete für den Pappenstiel von fünfzehn Millionen Dollars gelang, von der damaligen Föderalistenpartei Leichtsinn und Verschwendung vorwerfen lassen mußte. Vollständig gerechtfertigt aber erscheint es, daß das Volk

von Nordamerika die Centenarfeier des Louisiana-Ankaufs mit einer Weltausstellung begeht; denn von diesem Landerwerb datiert eine Epoche nicht nur der amerikanischen Geschichte, sondern der Weltgeschichte überhaupt.

Wäre es den Vereinigten Staaten nicht geglückt, den mittleren Westen des Kontinents und die Mississippimündung in ihren Besitz zu bringen, so würden sie wahrscheinlich auch nicht zur pacifischen Küste vorgedrungen sein. Hätten aber außer der englischen noch andere europäische Mächte größere Gebiete von Nordamerika auf die Dauer gehalten, so wären drüben ähnlich verzwickte Verhältnisse entstanden, wie in dem unter Vielstaaterei seufzenden Europa. Die Vereinigten Staaten hätten dann auch niemals jene Mission erfüllen können, die ihrer Geschichte den Zug von Größe und ihrer Verfassungsentwicklung die Wucht des Naturnotwendigen gibt, die welthistorische Mission, einen großen Kontinent für eine Rasse, eine Sprache, ein Recht und eine Kultur zu erobern. Sie wären unfehlbar in den engen Verhältnissen der dreizehn ursprünglichen Kolonien stecken geblieben; der Partikularismus der einzelnen Staaten, der Unterschied zwischen Nord und Süd, zwischen Alteingesessenen und Neuzugewanderten, der Parteizwist, der Konfessions- und Nationalitätenhader hätten sich verderbenbringend entladen und den Bund auseinandergesprengt, wenn der Nation nicht rechtzeitig das große Ziel gesteckt worden wäre, den Westen zu erobern.

Dieses Ziel, das seiner Natur nach viel mehr wirtschaftlich war als politisch und national, machte erst die verschiedenen, durch die Konstitution lose zusammengefügten Gebiete zu einer Einheit. Die neu gewonnenen Territorien erwiesen sich als der beste Kitt der Kon-

föderation. Wie das oft so geht, die jüngeren Glieder einer Gemeinschaft sind viel eifrigere und begeisterungsfähigere Anhänger als die alten. Jeder der zu einem „ewigen Freundschaftsbündnis" zusammengetretenen Staaten hatte seine eigene Geschichte gehabt, seine besonderen Eigentümlichkeiten im Verfassungsleben herausgebildet, von denen er ungern etwas dem Ganzen zuliebe opferte. Die neuen Glieder hatten überhaupt nichts aufgegeben, sie konnten nur gewinnen durch Anschluß an das bereits feststehende Bewährte. Das Bismarcksche Wort, daß Preußen einer wollenen Jacke gleiche, die im Anfang etwas zwänge und kratze, schließlich aber recht angenehm wärme, war im Verhältnis des Westens zur Union längst wahr geworden. Keinen größeren Ehrgeiz kannten diese Territorien fortan, als zum Rang vollberechtigter Staaten der Union erhoben zu werden.

Der Westen entwickelte sehr bald auch eine ganz neue Schule von Politikern, Männer von glühendem Patriotismus, Nationalisten durch und durch. Der Anfang zum Imperialismus ward gemacht, als die Union ihre Hand auf den größten und wichtigsten Teil des Kontinents legte. Henry Clay, wohl der bedeutendste Sohn des jungen Westens, wurde die Seele des Krieges von 1812 gegen England. Dieser Krieg war nicht ein Nationalkrieg wie der Unabhängigkeitskrieg, auch nicht ein Bürgerkrieg wie der von 1861, 1863. Die Neuenglandstaaten betrieben ihn nur lau. Männer des neuen Westens führten ihn. Der Sitz der Großmachtsucht hat von Anfang an im Westen gelegen. Der Osten mit seinen konsolidierten Verhältnissen fürchtete stets beim Erwerb neuer Landstrecken für seine Vormacht; Kriege mit auswärtigen Mächten ließen ihn

immer für Börsenkurse, Handel und Kapitalbesitz zittern.

Monroe machte sich nur zum Sprachrohre seiner schnell zum Selbstbewußtsein eines Erberergeschlechts erwachsenen Rasse, als er der Welt jene Doktrin verkündete, die für immer seinen Namen tragen sollte und die nichts Geringeres besagt als: Allamerika, nicht die Union allein, den Amerikanern! Und vier Jahrzehnte später, als der große Gegensatz von Nord und Süd endlich zum blutigen Austrag kam, war es wiederum ein Mann des Westens, Abraham Lincoln, dessen Wahl zum Präsidenten den Stein ins Rollen brachte. Ganz anders wäre der Ausgang dieses notwendigen Bruderkrieges wohl gewesen, hätte man fremde Nationen und Machthaber im Rücken gehabt, die schwerlich unparteiische Zuschauer geblieben sein würden. So blieb dieser Krieg ein Familienzwist und konnte, nachdem die Waffen gesprochen hatten, mit einer Neuvermählung enden.

Aber die Besiedlung des Mississippitales sollte nur eine Station bleiben auf dem Zuge der amerikanischen Nation gen Westen. Niemals hat sich vielleicht das Wort: »L'appétit vient en mangeant« so bewahrheitet, wie in dem Verhalten der Yankees den schwächeren, mit ihnen auf einem Kontinent zusammenlebenden Nationen gegenüber. Der Zession Floridas durch Spanien folgte die Annexion von Texas. Der künstlich herbeigeführte Krieg mit Mexiko war eine jener Vergewaltigungen, die die Weltgeschichte dann gern zu verzeihen scheint, wenn von einer gesunden und starken Herrscherrasse an einem elenden, zukunftslosen Volke begangen. Mit der Gewinnung Kaliforniens, dem wertvollsten Beutestück dieses Eroberungskrieges, hatte die

Union den Stillen Ozean erreicht, nach dem sich die Zweige des Baumes schon lange unbewußt als nach der wahren Sonnen- und Lichtseite hingestreckt hatten. Das Ziel der Anglo-Amerikaner »our manifest destiny«, wie sie es genannt haben, den Kontinent von Ozean zu Ozean zu unterwerfen, die Verbindung herzustellen zwischen Asien und Europa, war damit erreicht und gleichzeitig der wirtschaftlichen Entwickelung Nordamerikas, durch Einfügung des kostbarsten Schlußsteins, Hinterland wie Küste, gesichert.

Getrennt von der zentralen Ackerebene durch einen doppelten Wall wüstenartiger Steppe und wilden Gebirges liegt die pacifische Küste. Von Reisenden war sie ihrer großartigen Szenerie wegen wohl schon geschildert worden, aber in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung wurde sie damals doch nur von den wenigsten erkannt. Ein Staatsmann wie Daniel Webster konnte folgende für seine Herkunft aus den Neuenglandstaaten charakteristische Worte über den „wilden Westen" im Kongreß zu Washington äußern: „Was wollen wir eigentlich mit diesem weiten, nutzlosen Gebiete anfangen? Mit diesen Regionen der Rothäute und wilden Tiere, des Triebsandes und des wirbelnden Staubes, der Kakteen und Präriehunde! Wie dürfen wir hoffen, diese unzugänglichen Bergöden mit ihrem ewigen Schnee jemals irgendwie nutzbar zu machen? Was sollen wir mit dieser Westküste anfangen, einer Küste von dreitausend Meilen, felsig, trostlos, unwirtlich, ohne jeden Hafen? —"

Kein Zweifel, daß Webster mit diesen Worten nur die Ansicht des auf den Fortschritt des Westens verachtend und eifersüchtig zugleich herabschauenden Ostens zum drastischen Ausdruck brachte. Wenige

Jahre gingen ins Land, und die kalifornischen Goldfunde brachten eine Revolution hervor in der Weltwirtschaft. Gold aber war nur die Morgengabe, die die pacifische Küste in den neuen Bund einbrachte; bessere, weil dauerbarere Geschenke folgten nach. Wenn man den düsteren Propheten, der damals „nicht einen Cent votieren" wollte, um diese Küste „einen Zoll näher an den Atlantischen Ozean" zu bringen, heute aus der Vogelschau nur einen flüchtigen Blick tun lassen könnte auf den Küstenstreifen von Alaska hinab bis an jene Landenge, die für den Durchstich des interozeanischen Kanals vorgesehen ist, wenn man Daniel Webster bloß ein paar von den Städten zeigen dürfte, die an jener von ihm als „trostlos" bezeichneten Küste entstanden sind, so würde er vielleicht schmerzhaft erkennen, wie die Wage, die damals für den Osten unverrückbar günstig zu stehen schien, allmählich durch das Schwergewicht, das der Westen in die andere Schale geworfen hat und fortgesetzt wirft, mehr und mehr ihre Stellung ändert.

Noch zwar bleibt New York unbestritten die Empire-City der Union, und die Ostküste wahrt ihre bevorzugte Stellung im Verkehr mit Europa. Nordamerika jedoch hat zwei Gesichter, das eine blickt nach dem europäischen Mutterland, das andere nach Asien. In Europa liegt seine Vergangenheit; die Beziehungen zu den Ländern und Inseln, die der pacifische Ozean bespült, mögen seine Zukunft werden. Durch das Golden gate vermitteln Tausende von stolzen Schiffen den Handel mit Japan, China, Indien, den Philippinen, Neuguinea und Australien. Der Geschäftsverkehr von San Franzisko läßt sich schon längst jährlich nur noch nach Milliarden Dollars beziffern. Und neben San

Franzisko blüht ein guter Hafen nach dem anderen auf. Der Weizenexport dieser Küste beträgt in manchen Jahren den dritten Teil der Gesamtausfuhr an Brotfrucht der Vereinigten Staaten. Durch den billigen Wassertransport unter Vermeidung des Umladens gelangt die Ladung um das Kap Horn herum immer noch billiger nach Liverpool, als von den Staaten des mittleren Westens aus über einen der östlichen Ausfuhrhäfen. Und welche kaum ausdenkbare Zukunft blüht dieser Küste, wenn der Panamakanal sie erst um Tausende von Seemeilen näher an die Alte Welt herangebracht haben wird! —

So kurz die Geschichte Kaliforniens ist, so wechselvoll, ja geradezu romantisch erscheint sie. Drei Perioden in ihr heben sich scharf voneinander ab, als erste: die spanisch-mexikanische, die man als ein Idyll bezeichnen kann. Die Kirche spielte da auch in wirtschaftlichen Dingen die führende Rolle. Behäbige Franziskanermönche zivilisieren die Eingeborenen gerade soweit, daß sie den geistlichen Herrn beim Aufziehen ihrer Herden und in der Feldwirtschaft helfen können, wofür sie mit kargem Naturallohn und reichlicher christlicher Belehrung bezahlt werden. Dann kommen die ersten Yankee-Pioniere ins Land, Squatter, Spekulanten, Promotoren, eine abenteuerliche Gesellschaft, untermischt mit tüchtigen Handwerkern, Kaufleuten, Holzfällern und Farmern. Gemeinsam ist diesen buntscheckigen Elementen die Unternehmungslust. Vor dieser Einwanderung einer energischeren Rasse schmilzt das liebliche Idyll des alten Kalifornien dahin wie der leicht angeflogene Schnee der Sierra im Sommersonnenbrand. Das Jahr 1848 ist der Wendepunkt. Der Friede zwischen der Union und Mexiko bestätigt nur die längst

vollzogene Eroberung des Felsengebirges und der pacifischen Küste durch die Yankees; zugleich führen die ersten Goldfunde eine Ära des Erwerbsfiebers über das bis dahin weltentrückte Land herauf, die zehn Jahre hindurch jene Küste zum heißersehnten Ziele aller unruhigen, leichtherzigen, beutegierigen Menschenkinder der Alten und der Neuen Welt macht.

Die Periode im Leben Kaliforniens ist so phantastisch und grotesk, so verbrecherisch und wüst und auch wieder so reich an ungewöhnlichen Taten und Tugenden, mit einem Worte so menschlich, daß sie wohl wert gewesen wäre, einen großen Sänger zu finden. Bret Harte hat in seinen „Kalifornischen Erzählungen" etwas von dem Stimmungsgehalt jener außerordentlichen Tage für alle Zeiten aufbewahrt, wenn von ihm auch nicht die packende Wahrhaftigkeit und Großzügigkeit erreicht worden ist, die Fenimore Coopers „Lederstrumpf" zur klassischen Epopöe des ersten Westzuges der Anglo-Amerikaner gemacht hat.

Den Abschluß der pastoralen und der darauf folgenden romantischen Ära bildet für Kalifornien die prosaisch-solide Periode seiner jetzigen wirtschaftlichen Ausnutzung. Noch heute ist die pacifische Küste das Ziel von Hunderttausenden; aber die Physiognomie der Westwanderer hat sich sehr geändert. Die Männer kommen nicht mehr allein, nur von dem Gedanken beseelt, dem Lande in hastiger Arbeit möglichst viel zu entreißen; sie kommen als Familienväter mit Hab und Gut und schönen Kenntnissen, um sich dort dauernd niederzulassen und eine gesicherte Existenz zu finden. Gold hatte jene ersten Argonauten ins Land gelockt, Gold haben sie gefunden, zu Anfang in Klumpen; heute wird es, nachdem das erste heillose Fieber sich

längst gelegt hat und die oberflächlichen Fundstellen im Flußgeröll und Bergschotter durch den hydraulischen Prozeß gänzlich ausgebeutet sind, den Quarzgängen der Tiefe in bergmännischer Weise abgewonnen.

Aber in noch edlerer Form wird es dem Boden entlockt durch den Landbau. Kalifornien ist auf dem Wege, eine der großen Getreidekammern der Welt zu werden. Sein Weizen wird in Qualität von keinem, in der Menge nur noch von wenigen der Mittel- und Nordstaaten übertroffen. Südkalifornien gleicht einem botanischen Garten; es weist neben dem Pflanzenreichtum der gemäßigten Zone eine subtropische Flora auf. Seite an Seite gedeihen hier alle unsere Getreidearten, unsere Blumen, Obstsorten und Gemüse mit den meisten Südfrüchten; der nordische Apfel und die englische Walnuß neben Palmen, Mandeln, Pfefferbäumen, Granatäpfeln. Hier ist der Weinberg Amerikas. In den Bergen machen sich unsere Waldbäume den Rang streitig mit der Rotzeder, der Sequoia und den mannigfaltigsten Lebensbäumen. Die Bergwässer, genährt vom ewigen Schnee, wimmeln von Salmoniden. In der Ebene dehnen sich Gärten von Orangen, Oliven, Feigen, Ananas. Bienenzucht, Taubenzucht, Milchwirtschaft, Zuckerrübenbau vertragen sich mit Straußenzucht, Austernfang und Gewinnung von Schiffsbauhölzern. Die Bonanza-Farmen bringen Riesenschafherden hervor. Alfalfa, die Königin der Futtergewächse, ergibt vier, fünf Schnitte in einem Sommer. Die kalifornische Landwirtschaft ist rationeller als die des übrigen Nordamerika; nirgendwo in der Welt wird die Maschinenkraft ergiebiger für den Ackerbau ausgenutzt als hier vom Großgrundbesitz. Im Kleinbetriebe hingegen nähert sich hier der Landbau der Gärtnerei. Aus

dem Konservieren der Früchte und ihrem Versand ist eine blühende Industrie entstanden.

Unberechenbar erscheint die Zukunft des Landbaues in diesen Strichen, wenn sich erst jener Traum der westlichen Volkswirte verwirklicht haben wird, der den ganzen Arid West, also den größten Teil von Kalifornien, Neumexiko, Arizona, Nevada, Utah, Kolorado, bis hinauf nach Oregon und Idaho, in ein Paradies von Fruchtbarkeit verwandeln soll; dieser Traum heißt: Irrigation. Ein Wort, das man sich wird einprägen müssen, denn die Sache, die es bezeichnet, ist bestimmt, eine Rolle in der Weltwirtschaft zu spielen.

Als die Staatsmänner von Neuengland sich noch vor einem reichlichen halben Jahrhundert ernsthaft bedachten, ob sie den Arid West für die Union annektieren sollten, hatten sie zu solcher Bedenklichkeit volles Recht. Unter einem Himmel, der oft vom März bis zum November keinen Tropfen Regen spendet, dehnt sich hier eine baumlose, steinige Steppe, nur hie und da von fruchtbareren Tälern unterbrochen, eingehegt von den zerklüfteten Hängen der Rocky Mountains der Sierra Nevada und des Küstengebirges. Wie aber, wenn der Mensch den Schnee jener Bergketten dem dürren Lande zuführte, die klaren Gebirgswässer anstaute und die lechzende Wüste damit wässerte? Die Yankees müßten nicht Yankees sein, das heißt das unternehmendste Volk der Welt, wenn sie die ihnen von der Natur an die Hand gegebenen Hilfsmittel nicht ausnutzen wollten. Die Spanier konnten ihnen in diesem einen Lehrmeister sein; und auch sie hatten die künstliche Bewässerung großen Stieles erst von den Mauren gelernt. So hat ein guter Gedanke seinen Siegeszug von Nordafrika über Europa an die pacifische

Küste angetreten; im Arid West von Amerika hat er schon heute manche an Mesopotamien oder das Niltal erinnernde Oasen geschaffen.

Man hat der pacifischen Küste darum alle Zukunft absprechen wollen, weil sie so gut wie keine Kohlen besitze. In der Tat ist dieses Gebiet, im Vergleich mit dem übrigen Nordamerika, mit Schwarzkohle schlecht versorgt. Aber die gewaltigen Urwälder Nordkaliforniens, Oregons und Washingtons bieten für diesen Mangel einen gewissen Ersatz. Man hilft sich auch mit Petroleum, das neuerdings dort immer häufiger gefunden wird.

Kalifornien ist kein Schlaraffien, wo die Früchte dem Menschen in den Mund wachsen; vor die Ernte ist auch in der Neuen Welt überall die Arbeit gesetzt. Jene, die hier genießen wollten, ohne zu arbeiten, die Hispano-Mexikaner, sind bis auf schwache Spuren verlöscht; von der Kultur der Franziskaner sprechen nur noch Ruinen im sogenannten „Missionsstiel". Auch jener goldgierige Schwarm, der hier spielend zu Reichtum zu kommen hoffte durch Raub und Spekulation, gehört bereits der Geschichte an. Sie haben alle nur den Boden gedüngt, auf dem jetzt eine gründlichere, verständigere Wirtschaftsweise und eine gefestigte Gesellschaftsordnung heranblüht. Kalifornien, früher der Staat sprichwörtlicher Korruption, scheint das Versuchsfeld für innere Reform werden zu sollen.

Die Vergangenheit der Union lag im Osten, die Gegenwart hat der Westen; ihre Zukunft ruht an der pacifischen Küste. Das fühlen die Bewohner der alten dreizehn Kolonien längst, wenn sie es auch ungern zugeben.

Verfassung.

Dem Fremden, der die amerikanische Verfassung studiert, fällt es am schwersten, das Verhältnis des Bundes zu den einzelnen Staaten zu verstehen. Es befremdet ihn, daß es in einem Lande zweierlei ganz verschiedene Regierungen zu geben scheint, die von demselben Bürger den nämlichen Gehorsam, die nämliche Treue fordern. Und noch mehr erstaunt er, wenn er bei näherem Kennenlernen amerikanischer Verhältnisse entdeckt, daß in der Seele des Yankees zwiefacher Patriotismus Platz hat: der Großamerikas und der des zufälligen Geburts- oder Wohnstaates.

Am ersten noch müßten wir Deutschen mit unserer kleinstaatlichen Vergangenheit, die sich allmählich in ein allumfassendes Reich ausgewachsen hat, wobei doch die Selbständigkeit des einzelnen Bundesstaates nicht aufgehoben worden ist, diese doppelte Buchführung des Staatsbürgertums verstehen.

Die dreizehn englischen Kolonien der Ostküste hingen ursprünglich nur ganz lose zusammen. Das, was sie am festesten hätte aneinander ketten können, wäre, sollte man meinen, die gemeinsame Abstammung gewesen. Aber wie man das bei Geschwistern oftmals findet, sobald sie das Elternhaus verlassen haben, streben sie zunächst auseinander, verlangen vor allem nach Selbständigkeit. Jeder Staat baute erst einmal für sich sein Gemeinwesen aus, je nach den örtlichen Verhältnissen, die seine Gründer vorfanden, und je nach den gesellschaftlichen, politischen, religiösen Anschauungen, die sie aus den verschiedenen Ständen, Parteien und Sekten vom Mutterlande in die Neue Welt mitbrachten. Weit mehr als heute, wo die gemeinsame Geschichte

und die gleiche Verfassung ganz Amerika nicht bloß politisch zur „Union" gemacht hat, hoben sich damals die Unterschiede des Bodens, der Lage, des Klimas, wirtschaftliche Grenzen schaffend, voneinander ab. In einer Zeit ohne Eisenbahnen und ohne Zeitungen konnte auf den miserablen Wegen auch kein reger Verkehr stattfinden. Eine Gesellschaft mit ausgeprägten Sitten und Anschauungen hatte sich noch nicht aus dem Chaos der Kolonialzeit entwickelt. Was diese primitiven Republiken dennoch zusammenhielt, ihnen ein Gefühl der Solidarität gab, war allein das Regiertwerden durch das Mutterland. Als Massachusetts, Plymouth, New Haven und Connecticut zur ersten Union auf amerikanischem Boden zusammentraten, geschah es ausdrücklich unter dem Namen „Vereinigte Kolonien". Von England waren und blieben diese Geschwister tief abhängig trotz des Atlantischen Ozeans. Gesellschaftlich, wissenschaftlich, literarisch, gewerblich in Recht und Sprache, war das Mutterland ihnen Vorbild und Autorität.

Mit Altengland teilte auch das Kolonialvolk den Franzosenhaß. Die Kolonien halfen den Erbfeind der Angelsachsen in achtjährigem Ringen endgültig bezwingen und seine Herrschaft in Kanada und östlich vom Mississippi brechen. Ein Jahrzehnt aber nur, nachdem dieser große Rassenkampf in der westlichen Hemisphäre ausgetragen worden war, entstand jener Konflikt zwischen Mutter und Kind, der Großbritannien den Verlust der dreizehn Kolonien einbringen sollte.

Der außerordentliche politische Fehler, den die englische Regierung damals beging, bestand darin, daß sie völlig verkannte, mit wem sie es zu tun habe. Gewiß hatten sich die Kolonien bis dahin nur von der

loyalen Seite gezeigt, gewiß waren sie dem Mutterlande zu großem Danke verpflichtet; das gab aber dem Parlamente und Ministerium von London noch kein Recht, sie als wehrlose Untertanen zu behandeln, denen man gegen ihren Willen lästige Steuern und permanente Einquartierung auferlegen durfte. Man vergaß dabei, welches Blut diese Kolonisten in den Adern hatten, daß sie Nachkommen jener Puritaner, die um des Glaubens willen ausgewandert, oder Söhne der Kavaliere, der Rundköpfe, der Independenten waren. Mochten sich diese Männer ehemals bekämpft haben, eines blieb ihnen gemein, daß sie ihr Leben für ihre Überzeugung einzusetzen pflegten. Auf englischem Boden hatten ihre Großväter und Urgroßväter gekämpft für Glaubensfreiheit gegen Gewissenszwang, für Parlamentsrechte, Selbstverwaltung, Konstitution, gegen Tyrannei, Absolutismus und Willkür von Königen und Usurpatoren. Sie hatten im Aufruhr gegen Karl I. sich geübt im Verweigern von ungesetzlichen Steuern und in der glorreichen Revolution gegen Jacob II. im siegreichen Durchfechten verfassungsmäßiger Volksfreiheit. Ein politischer Grundsatz vor allem war ihnen von damals her in Fleisch und Blut übergegangen, der lautete: Keine Besteuerung ohne Vertretung! Und nun forderte das Mutterland wohl Abgaben und Dienste, gab ihnen aber keinen Sitz in der gesetzgebenden Körperschaft, die diese Abgaben bestimmte. Mit einem Wort: England wollte den Kolonien ähnlichen Zwang auferlegen, wie er von ihm selbst in Jahrhunderte langem, erbittertem Bürgerkriege abgeschüttelt worden war, wollte dem Kolonialvolke die Rechte vorenthalten, die es widerstrebenden Fürsten in blutigen Revolutionen abgerungen hatte.

So wurden diese loyalen Untertanen künstlich von

einer kurzsichtigen Regierung in verzweifelte Opposition getrieben. Als sich das gute Volk von Nordamerika dann aber blutenden Herzens losgerissen hatte von der Hand, die bis dahin seine Jugend geleitet, da wurde die gemeinsame Not, das Bewußtsein, in diesem Kampfe siegen oder untergehen zu müssen, ein viel festeres Band für die Revolutionäre, als es ehemals der Gehorsam gegen das Mutterland hatte sein können.

Die Unabhängigkeitserklärung von 1770 trägt, obgleich sie mitten im Kriege gegen England erlassen wurde, und obgleich jeder ihrer Sätze gegen die unerträgliche Bevormundung durch das Mutterland gerichtet ist, doch ganz den Stempel des Angelsachsentums. Aus ihr spricht der Geist männlichen Selbstbewußtseins, die Klarheit und der praktische Blick des Staatsmanns, die eines Chatam und Burke würdig gewesen wären. Bei allem radikalen Freiheitssinn, den dieses Revolutionsdokument atmet, fehlt ihm nicht ein echt englischer konservativer Zug, jene Pietät, Mäßigung und Würde selbst in der Leidenschaft, die auch die Dichter und Seher Altenglands, einen Shakespeare und Milton, auszeichnen.

Die Unabhängigkeitserklärung, im Namen der dreizehn Staaten erlassen, machte das Volk von Nordamerika erst selbständig, mehr als der Freiheitskrieg, der mit wechselndem Glück gegen das Mutterland geführt wurde. Zwischen dem Frieden von Versailles, der die Unabhängigkeit anerkannte, und der eigentlichen Errichtung des Bundes liegt ein Provisorium von wenigen Jahren. Nun erst begann das viel heiklere Werk, die nur durch ein „Freundschaftsbündnis" gebundenen Kämpfer auch für den Frieden zu einigen und zur Annahme eines allen Teilen gerecht werdenden

Grundgesetzes zu bringen. Die Verfassung ist nach John Quincy Adams „einem widerwilligen Volke durch die zermalmende Notwendigkeit abgerungen" worden.

Das Schwierigste beim Entwerfen der Verfassung in den Jahren 1787, 1788 war vielleicht, daß sie in Zeiten äußeren Friedens entstand. Es fehlte jener Enthusiasmus, der die deutschen Stämme im Januar 1871 vor Paris zu einer ungewöhnlichen Höhe des Opfermuts und des idealen Schwunges emporhob.

Aber es gab doch etwas, was diese partikularistisch angehauchten, in ihre Staatsautonomie verliebten Bürger der vormaligen dreizehn Kolonien eng verknüpfte: sie waren ihrer Gesinnung nach sämtlich Republikaner. Sie hatten während der Kolonialzeit die Vorzüge der Selbstverwaltung erprobt, und der Haß gegen Georg III. und seine Tyrannei hatte ihnen alle Liebe zum monarchischen Regierungssystem ausgetrieben. Durch eine begreifliche Gedankenübertragung bewirkte dieser Haß gegen den Despotismus, dem sie glücklich entronnen waren, daß sie bei der Verfassung, die sie sich nun zu geben anschickten, vor allem anderen jede Übermacht eines Staates, Standes oder gar einer einzelnen Person ausgeschlossen sehen wollten. Schließlich ließ auch die Nachbarschaft dreier großer europäischer Mächte: Englands, Frankreichs, Spaniens, das bisher weder zur Nation noch zur Großmacht ausgereifte Kolonialvölkchen seine Kraft in der einen großen brennenden Pflicht suchen, wenigstens nach außen einig zu sein, mochte man sich im Verfassungskampf noch so heftig befehden.

Die „Väter" der Konstitution haben die Prinzipien des Grundgesetzes nicht aus dem Ärmel geschüttelt. Sie kannten vor allen Dingen die Verfassung des eng-

lischen Mutterlandes. In der amerikanischen Konstitution sind alle jene Garantien enthalten und erneuert, für Sicherheit von Leib und Leben, für Freiheit der Gesinnung, der Bewegung und der Äußerung, die das Volk von England seit 1215 bis zur glorreichen Revolution 1688 durch die Magna Charta, die Petition of Right, die Habeas-corpus-Akte und andere wichtige Rechtsverbriefungen erlangt hatte.

Nicht minder aber als durch der englischen Vorfahren glänzende Errungenschaften wurden die Gesetzgeber von den Ideen ihrer Zeit selbst beherrscht. Schwärmerei für Volksfreiheit, Bürgertugend und Naturrecht war vor allem in gallischer Färbung zu ihnen gekommen. Die Sturmzeichen der französischen Revolution wurden auch jenseits des Atlantischen Ozeans gesehen, jedoch konnten Schriftsteller wie Montesquieu und Rousseau dort in einer primitiveren, natürlicheren und gesünderen Gesellschaft nicht den Rausch erzeugen, wie an der Seine. Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts neigte zum Aufstellen abstrakter Systeme; man liebte es, verschwommene Phrasen für das Staatsleben als Allheilmittel zu empfehlen. Doch waren die Revolutionäre in Amerika Angelsachsen von Herkunft und keine Gallokelten; das ist der bedeutsame Unterschied zwischen den Mitgliedern des Konvents von Philadelphia und den ungefähr zur gleichen Zeit in Versailles tagenden Ständen Frankreichs.

Nur scheinbar haben die Abgesandten des „guten Volks" der ehemaligen englischen Kolonien einen Staat aus dem Nichts hervorgerufen; lange vor Ausbruch des Unabhängigkeitskriegs hatte es Provinzialkongresse gegeben und einen allgemeinen Kongreß zu Philadelphia. Ja, mitten im Kriege mit England setzten die Staaten

eigene Grundgesetze auf. Die Konstitution fußt auf diesen einzelstaatlichen Verfassungen und Statuten; entsprechend der Sturm- und Revolutionsperiode, in der sie entstanden, waren sie erfüllt von kampflustig republikanischem Reformgeist. Nur nach einer Richtung war man in der Enge geblieben, hatte man den Bann puritanischer Gesetzesherrlichkeit doch nicht gänzlich abzuschütteln vermocht: im Religiösen.

In diesen ersten kurzlebigen Konstitutionen zeigt sich die Kirche noch nicht vom Staate getrennt. Zugehörigkeit zu einer Konfession wird vom Bürger gefordert, Äußerung des Unglaubens mit Strafe bedroht. Die Verfassung von 1787, 1788 hat erst den großen, folgenreichen Schritt vorwärts getan zur Gewissensfreiheit, den wir in Deutschland versäumt haben, und damit die letzten Konsequenzen der Reformation gezogen, indem sie anordnete, daß der Kongreß keinerlei religiöse Einrichtungen betreffende Gesetze erlassen solle. Religion wurde dadurch für das Gebiet der Union in Praxis und in Theorie zur Privatsache erklärt.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika ist nicht mit Unrecht ein Kompromiß genannt worden. Sie mußte ein Kompromiß werden, wenn man die Stimmung der Zeit und die praktische Lage des Volks bedenkt. Zwei Prinzipien wiegen vor: einmal der Gedanke der Volkssouveränität. Alle Autorität stammt vom Volk, die öffentlichen Ämter sind vom Volkswillen kontrollierte Vertrauensstellungen. Die Regierung setzt die Zustimmung der Regierten voraus und hat zum Zweck die Wohlfahrt der Bürger. Das andere Prinzip trug mehr konservativen Charakter: die Einzelstaaten und ihre altbewährten Gesetze und Einrichtungen müssen nach Möglichkeit erhalten bleiben.

Die noch niemals gelöste, ungeheuer schwierige Frage, die den Schöpfern einer neuen Verfassung vorlag, war die: wie konnte ein Staatsgebilde geschaffen werden, das einmal alle Autorität dem ganzen Volke gibt und das außerdem das historisch Gewordene, das Lokale und Landsmannschaftliche schonen muß? Nationale und partikularistische Tendenzen, zentripetale und zentrifugale Bestrebungen sollten hier, so gut es gehen wollte, unter einen Hut gebracht werden. Das war eben nur möglich auf dem Wege des Kompromisses.

Dem Volke wurde das Selbstbestimmungsrecht gegeben durch die Wahlen. Die Volksboten nicht allein, nein, auch das Bundesoberhaupt, das ganze Kabinett, die Magistratspersonen, ja sogar die niederen Justizbeamten wurden vom Stimmzettel abhängig gemacht.

Von vornherein suchte man vorzubeugen, daß die vom Volke berufenen Männer ihre Befugnisse überschreiten, ihre Macht mißbrauchen könnten. An die Möglichkeit, daß das Selbstbestimmungsrecht mit der Zeit zur Korruption führen könne, scheint in jenen harmlosen Zeiten niemand gedacht zu haben. Man suchte die Gefahr auf ganz anderem Gebiet, nicht bei den Massen, von deren Erleuchtung man alles erwartete, denen man gar nicht genug Rechte anvertrauen zu können vermeinte; bei der Regierung glaubte man sie wittern zu müssen.

Darum jene scharfe Trennung der Exekutive, Legislative und Justiz, die bei der amerikanischen Verfassung weiter durchgeführt ist als bei irgendeiner europäischen, die englische nicht ausgenommen. Ein Machtfaktor sollte den anderen balancieren, ein Ressort das andere im Schach halten. Die Exekutive legte man in die Hand des Präsidenten; weil es jedoch mit dem Wesen der

Demokratie für unvereinbar angesehen ward, daß ein einzelner allzuviel zu bestimmen habe, wurde sein Geschäftskreis eng begrenzt. In dem Supreme Court erhielt er eine Art Aufsichtsbehörde an die Seite gestellt. Dieses oberste Staatsgericht, dieser Wächter der Verfassung, hat die Jurisdiktion in allen Bundesangelegenheiten, ferner in allen internationalen Materien und in den Streitigkeiten der einzelnen Staaten untereinander. Viele Maßregeln des Präsidenten haben nur Wirksamkeit mit Genehmigung des Senats. Vor allem aber hoffte man der überragenden Stellung des Präsidenten dadurch die Gefährlichkeit zu nehmen, daß man ihn nur auf vier Jahr wählbar machte. Damit aber ja nicht die Exekutive und die Legislative jemals unter einer Decke spielten und sich gegen den Götzen „Volk" verbänden, gehen Präsident und Vizepräsident nicht etwa aus dem Kongreß hervor, sondern für die Wahl des Bundesoberhaupts und seines Stellvertreters wird ein Plebiszit angerufen. Auf dieselbe Sorge vor möglicher Konspiration der verschiedenen Regierungsgewalten führt auch die Maßregel zurück, daß Kabinettsmitglieder nicht aus dem Parlament entnommen werden und daß Beamte nicht im Kongreß sitzen dürfen.

Man sieht, die Regelung der Präsidentenfrage war ein Ergebnis großer Vorsicht. Tatsächlich wurde in der mehr als hundertjährigen Geltungsdauer der Verfassung kein Versuch zu einem Staatsstreich von oben her unternommen, wohl aber ist der Bestand der Union von einer ganz anderen Seite her ernstlich bedroht worden: Durch die zur Sezession führenden Sonderbestrebungen der einzelnen Staaten.

Durch das Grundgesetz war aus einem Staatenbunde ein Bundesstaat entstanden. Die Befugnisse der

Bundesregierung betrafen alle großen, allgemeinen Angelegenheiten, wie: Krieg und Frieden, Armee und Marine, Post- und Münzwesen, Handel, Patentwesen und Bundesgerichte. Alles, was nicht in das Machtgebiet des Bundes fiel — das war unter anderem das ganze gemeine Recht — blieb der Gesetzgebung der Einzelstaaten überlassen. Jeder Staat hat seine eigene Verfassung, die bei den ursprünglichen dreizehn viel älter ist als die Bundesverfassung, denn sie geht auf alte englische Statuten und die Charters der Kolonien zurück. Auch die Regierung des Einzelstaates weist die Dreiteilung in Exekutive: Gouverneur, Legislative: zwei Häuser und Justiz auf. Die Territorien als noch nicht fertige Staaten wurden dem Kongreß zu Washington unterstellt. Bei ihnen weist der Grundsatz: Keine Besteuerung ohne Vertretung und keine Regierung ohne Zustimmung der Regierten, eine arge Lücke auf, denn die Territorien haben weder Selbstverwaltung noch Stimme im Parlament. Das Drängen dieser stiefmütterlich bedachten Gebiete, aus ihrer Unselbständigkeit herauszukommen und den Staatscharakter zugesprochen zu erhalten, ist begreiflich und hat wiederholt die Geschichte der Union beeinflußt.

Die Väter der Konstitution hatten den Partikularismus der Einzelstaaten schonen müssen, sonst wäre das Verfassungswerk, dessen Zustandekommen so wie so oft nur an einem dünnen Faden hing, höchstwahrscheinlich gescheitert. Sie haben darum einige schwierige Probleme, bei denen Einzelinteressen in Frage kamen, unentschieden gelassen, zum Beispiel die Sklavenfrage. Sie sanktionierten damit schon im Grundgesetz, ohne ihr Wissen und Wollen, jenen damals nur im Keim vorhandenen Gegensatz zwischen Sklavenhaltern und Freiboden-

anhängern, der sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gefährlicher gestalten sollte, und der endgültig erst durch Ströme von Bürgerblut beseitigt werden konnte.

Andererseits war die Dehnbarkeit und Auslegbarkeit, ja die Unvollständigkeit der Verfassung ein Vorzug. Ihr Wesen ist von Haus aus undogmatisch, trotzdem ist sie von den Amerikanern längst heilig gesprochen worden und wird heute als eine Art „Volksbibel" behandelt. Sie legte in weiser Beschränkung nur die Grundlinie fest, der Ausbau im einzelnen wurde von ihr der Praxis überlassen. Wie vorauszusehen war, ist sie durch den Gebrauch in wesentlichen Teilen ergänzt worden. Jene verhängnisvolle Lücke in der Sklavereifrage wurde erst achtzig Jahre später durch das berühmte dreizehnte Amendement geschlossen, wonach Sklaverei in dem gesamten Gebiet der Vereinigten Staaten verboten ist. Das vierzehnte Amendement gibt jedem Eingeborenen und jedem Naturalisierten die vollen Bürgerrechte. Das fünfzehnte bestimmt, daß das Stimmrecht nicht von Rasse, Farbe oder ehemaligem Sklavenverhältnis abhängen soll.

Die Geschichte hat die Interpretation der Verfassung besorgt; durch Zusätze ist ihre Einseitigkeit ausgeglichen, manche ihrer Schärfen gemildert worden Die Präsidenten mit ihren Vetos und mit ihren Botschaften haben wichtige Erläuterungen dazu gegeben, die Parteien in den Wahlkampagnen und die Parlamentarier in den Kongreßdebatten haben sie in sehr verschiedenem, oft widersprechendem Sinne ausgelegt und ausgenutzt. Die Einzelstaaten und die Territorien mit ihrer eigentümlichen Entwickelung haben ihr hie und da eine buntere Färbung gegeben. Niemand konnte ja in jenen Jahren des Sturmes und Dranges das

Wachstum der Nation und die Entwickelung der amerikanischen Gesellschaft voraussehen. Die Konstitution ward als eine Art Notdach errichtet, sie wurde von vornherein weit und luftig geplant und vermag darum noch heute alles zu überspannen, was inzwischen unter ihr herangewachsen ist an mannigfaltigen Formen des Staats- und des Gesellschaftslebens.

Einer jener dem angelsächsischen Common Sense entsprungenen einfachen und praktischen Grundsätze, an denen diese Verfassung reich ist, besagt, daß alles, was nicht ausdrücklich in der Konstitution enthalten sei, mit Absicht ausgeschlossen werde und darum der Legislatur der Einzelstaaten zufalle.

Die Staaten wurden von der Verfassung als ideale Begriffe gesetzt; man fragte nicht danach, wie groß, reich oder mächtig der einzelne sei. Jeder sollte dem Bunde gegenüber genau so viel Rechte haben wie der andere. Diese Parität kommt am deutlichsten zum Ausdruck darin, daß jeder Staat ohne Ansehen der Bevölkerungsziffer zwei Senatoren, nicht mehr und nicht weniger, in den Senat schickt. Der Senat repräsentiert, wenn man will, die Urzellen des ganzen Verfassungsbaues, das Repräsentantenhaus dagegen die große, stetig wachsende und fluktuierende Bevölkerung Allamerikas. Das eine Haus zeigt daher konservativ-aristokratischen Charakter, das andere mehr demokratisch-bürgerliches Wesen.

Über beiden aber steht die Konstitution als Ausdruck des Volkswillens. Sie ist die zentrale Sonne des nationalen Planetensystems. Durch sie werden die zentrifugalen Kräfte des Staatspartikularismus und die zentripetalen des zur Gleichmacherei strebenden Bundes aufs glücklichste im Gleichgewicht erhalten.

Der Staatspartikularismus war im Anfang lebendiger als heute, besonders als eine starke Partei, die anfänglichen Antiföderalisten, nachmaligen Republikaner und Vorläufer der heutigen Demokraten, den Gedanken des Selbstbestimmungsrechts der Massen gegen die Bundesautorität, der einzelstaatlichen Autonomie gegen den Zusammenschluß in der Föderation, mit Leidenschaft verfocht. Eine Gefahr von dieser Seite liegt nicht mehr vor. Die Aussichten haben sich für jede Art von Schismatikern verringert, seit der Bürgerkrieg die Sezession niedergeworfen hat. Hier besiegte der Unionsgedanke den Staatspartikularismus, soweit er zur Abtrünnigkeit neigte, ein für allemal. In jenen großen Tagen der Neugeburt des amerikanischen Volkes sank die Macht der Staaten um ebensoviel wie das Ansehen des Bundes stieg.

Der Bund ist in Nordamerika allgegenwärtig; dabei ist er viel weniger aufdringlich als etwa die Regierung in dem bureaukratisch zentralistischen Frankreich. Die Organe der Bundesregierung liegen über dem ganzen Lande wie die Nerven unter der Haut des menschlichen Körpers, fast unsichtbar fein. Man merkt die Regierung des einzelnen Staates viel mehr als jene, die in Washington ihren Sitz hat. Das Staats-Hemd ist dem Yankee näher als der Unions-Rock. Der einzelne Bürger, wenn er nicht gerade Abgeordneter ist, kommt mit den Bundesgewalten kaum in direkte Berührung; nicht einmal durch die Abgaben, denn der Bund erhebt indirekte Steuern und überläßt die direkte Besteuerung den Staaten. Und auch alles andere, womit der Mensch täglich in oft nicht angenehme Fühlung oder Reibung kommt: Verwaltung, bürgerliches Recht, Schulwesen, Polizei, Verkehrswesen ist Sache dieser.

Man hat die Einzelstaaten Nordamerikas auch mit wasserdichten Abteilungen eines Schiffes verglichen. In der Tat bietet die Abgeschlossenheit der Einzelteile für das Ganze eine große Garantie der Sicherheit. Fehler, die eine lokale Regierung macht, Nachteile, die einen Landesteil treffen, bleiben örtlich beschränkt, treffen die Gesamtheit der Nation nicht so schwer wie in einem zentralisierten Gemeinwesen.

Es gilt auch für die größte Republik der Welt das Wort, das für das größte, absolutistisch regierte Land Geltung hat: „Der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit!" Mögen in einem Staate Nordamerikas die ärgsten Mißstände einreißen, die Bundesregierung kann nur dann eingreifen, wenn das Übel sich gegen die Konstitution versündigt. Sie muß daher nur zu oft untätig bleiben, wo ihr Einschreiten recht am Platz wäre; denn nicht jede Art Willkür und Bosheit und nicht alle politischen Laster konnten mit der Verfassung in Verbindung gebracht werden. Manche Staaten, im Süden und Westen vor allem, haben sich denn auch durch ihre Korruption selbst an den Rand des Abgrundes gebracht. Die amerikanischen Staatsmänner beklagen solche Erscheinungen, aber sie denken nicht daran, nach Hilfe zu rufen. Es ist ein nationaler Glaubenssatz der Yankees, daß man Menschen, Völker und Staaten, die nicht gut tun, möglichst sich selbst überlassen solle, dann würden sie, durch Schaden klug gemacht, am ersten zur Vernunft kommen. Ein weiterer Grundsatz der Demokratie ist, unbegrenztes Vertrauen zur Vernunft und zur Güte des Menschen zu hegen; hingegen soll es nach Ansicht der Yankees ein Charakteristikum der Despotie sein, in das Leben der Untertanen immerfort korrigierend und strafend einzugreifen.

Schließlich sind in solchen Fragen die Resultate maßgebend. Die Einzelstaaten haben sich drüben in freier Selbstverwaltung glücklich entwickelt; trotz eigenartiger Ausgestaltung ihrer Sonderrechte haben sie den Bund bisher nicht gesprengt. Gegenwärtig ist es der Süden, als Sitz der ehemaligen Sklavokratie, der den Amerikanern am meisten Sorge und Kopfzerbrechen macht. Die Schwarzen haben sich nicht allenthalben als reif für die Selbstverwaltung erwiesen; aber eine Ausnahme kann der Bund um ihretwillen nicht machen. Es gehört nun einmal zu den Konsequenzen der Demokratie, daß sie die Menschen wie die Verhältnisse mit der gleichen Elle messen muß. Die Konstitution besagt ausdrücklich, daß alle Menschen „gleich geschaffen" seien. Volkssouveränität und Polizeistaat widersprechen einander. In Amerika geht so manches unbeanstandet durch, was bei uns die Behörde in die Schranken rufen würde.

Der Hauptmangel, den man der Verfassung der Vereinigten Staaten vorzuwerfen gehabt hat, ist, daß sie innere Reibungen begünstige. Ein Beleg für die Richtigkeit dieses Vorwurfs wird immer die Parteigeschichte Amerikas bleiben. Kein Parlament hat im neunzehnten Jahrhundert so wüste Kämpfe, so erbitterte und häßliche Zwistigkeiten und Ränke aufzuweisen gehabt, wie der Kongreß von Washington.

Hier zeigt sich ein wirklicher Mangel, den die „Väter" durch ihre Ängstlichkeit vor dem Übermächtigwerden der regierenden Gewalten selbst verschuldet haben. Es fehlt dem amerikanischen Verfassungsleben der große, auf eigener Kraft ruhende Regulator; ein einzelner oder eine Korporation, die die oberste, ungeteilte, dauernde und unparteiische Instanz bildete in allen Fragen des öffentlichen Lebens, der überragende

Felsen, an dem sich die Wogen des Parteilebens brächen. Der oberste Gerichtshof ist in seiner Kompetenz zu beschränkt, um diese Stellung ausfüllen zu können, der Präsident aber mit viel zu vielen Kautelen umgeben, als daß es seiner Regierung nach innen und seiner Exekutive nach außen nicht an durchschlagender Kraft gebrechen sollte. Und die Legislative wiederum im Kongreß fußt ganz auf der Wahlmache der Berufspolitiker und hat wenig Fühlung mit dem eigentlichen Volke.

Erreicht ist durch die übergroße Vorsicht der Verfassungsbegründer, daß das Volk nicht offenkundig tyrannisiert wird, aber es wird auch nicht geleitet. Es hat in Nordamerika von jeher an genialen Männern des öffentlichen Lebens gefehlt, die dem Volke große Ziele hätten zeigen können. Die bedeutendsten Persönlichkeiten unter den Präsidenten: Washington, Jefferson, Monroe, Lincoln und Grant sind doch weit mehr Werkzeuge als Führer der öffentlichen Meinung und des nationalen Ingeniums gewesen.

Aber wenn auch die einzelnen Teile der Verfassung nicht immer wirkungsvoll und tadellos glatt zusammenarbeiten und ineinandergreifen konnten, so hat die Maschine doch noch niemals gänzlich versagt. Gerade in schwerer Zeit, im Bürgerkriege, hat sie sich ausgezeichnet bewährt. Das liegt vielleicht weniger an ihrer Vorzüglichkeit als an ihrer Kompromißnatur. Weil ihre Bestimmungen elastisch sind, ist die Möglichkeit offen gelassen, in außerordentlichen Nöten zu Ausnahmemaßregeln zu greifen. Lincoln hat wiederholt ganz autokratisch mancherlei angeordnet und zum Vorteil der Union durchgeführt, was sich mit dem Buchstaben des Gesetzes nicht deckte.

Zudem regiert in keinem Lande der Welt ein Stück

beschriebenen Papiers, sondern der oder die Menschen, die hinter den Gesetzesurkunden stehen. Der hohe Patriotismus der Yankees und ihr entwickelter politischer Verstand machen es, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten erträglich arbeitet.

Die Amerikaner haben sich an ihre Konstitution gewöhnt, verstehen es, sie zu handhaben und lieben sie leidenschaftlich. Die Verfassung kleidet sie, und sie kleiden die Verfassung.

Der amerikanische Charakter.

Die amerikanische Gesellschaft ist bereits jetzt von der europäischen stark verschieden. Die Tendenz geht dahin, die Ähnlichkeiten verschwinden zu lassen und die Besonderheiten immer stärker herauszutreiben. Das Volk der Vereinigten Staaten ist äußerlich vollständig amerikanisiert, obgleich die Zahl derer, deren Großeltern oder gar Urgroßeltern in Amerika geboren sind, eine kleine sein dürfte. Die Zuwanderung Fremder wird relativ bedeutungsloser, je schneller das ganze Volk wächst. Gemeinsame geschichtliche Erlebnisse, gemeinsame wirtschaftliche Interessen führen die Bürger immer näher zueinander. Ein übriges tun die Zeitungen, die allen den gleichen Unterhaltungsstoff zuführen und ähnliche Lebensauffassung weithin verbreiten, mag auch die Parteiansicht verschieden sein. Der gleichartige Jugendunterricht in den Public Schools macht die Söhne und Töchter des ganzen Landes zu waschechten Yankees.

Die Jugend lernt auf der Schule fast nur die Geschichte des eigenen Landes kennen. Begriffe, wie klassisches Altertum oder Mittelalter, lassen den jungen Amerikaner, wenn er überhaupt damit in Berührung kommt, kalt. Auch die Tatsache, daß ein großer Teil des Volkes ohne schulmäßige Bibelkunde aufwächst, muß uns gegenüber mit der Zeit trennend wirken. Eine neue Ethik bildet sich, und veränderte Auffassungen wachsen heran von Pflicht und Schicklichkeit. Die Stellung der öffentlichen Meinung zur politischen Korruption beweist das. Über Geld und Gelderwerb denkt der Amerikaner ganz anders als wir. Die Frau ist freier und selbständiger in Haus wie Öffentlichkeit. In der Kindererziehung herrschen laxere Prinzipien als bei uns. Der Arbeiter, der Farmer können mit gleichen Ständen in Europa gar nicht verglichen werden. Unter den Männern der guten Gesellschaft bildet sich ein ganz neuer Typus heran, der der spezifisch-amerikanische zu werden verspricht. Während nämlich für das Preußen einer bestimmten Periode der Offizier das tonangebende Vorbild darstellte, während England im Gentleman sein gesellschaftliches Ideal ausgebildet hat, ist in Amerika ein Typus in der Entwickelung begriffen, der mit dem Gentleman wohl verwandt erscheint, der aber seine Herkunft aus einer minder aristokratischen, mehr dem Geschäft zugewandten Welt nicht verleugnen kann: den »smartman« möchte man ihn taufen.

Die Absonderung der amerikanischen Gesellschaft wird immer ausgesprochener werden, je mehr der Westen in den Vordergrund kommt und der Süden erstarkt. Der Westen mit seinen noch ungehobenen Schätzen, die weit edler und kostbarer sind als alle kalifornischen Goldfunde zusammen, gravitiert nach Asien. Der

Süden, der nur allmählich das im Sezessionskrieg verlorene soziale Gleichgewicht wiederfinden kann, weist nach Südamerika. Der Einfluß der halb europäischen Neuenglandstaaten aber muß schwächer und schwächer werden, je mehr das übrige Land zum Bewußtsein seiner Kräfte kommt. Jetzt sitzt noch die Geldmacht und die Oberkontrolle des zentralisierten Geschäftslebens in Wallstreet, und die feinste Geisteskultur blüht in Boston. Aber schon zieht Chicago Kapital und Geschäft des mittleren Westens in bedrohlicher Weise an sich. An der pacifischen Küste aber wird in der kalifornischen Staatsuniversität von Berkeley und in Leland Stanford University trotz Harvard und Yale geistiges Leben gepflegt. Charakteristisch ist auch, daß man es bereits wagen darf, in St. Louis, recht in der Mitte des Kontinents, eine Weltausstellung zu veranstalten. Je mehr aber das wirtschaftliche und kulturelle Schwergewicht von der Ostküste nach der Mitte und gar nach dem Westen rückt, desto nachhaltiger macht sich die Nation von europäischen Einflüssen frei.

Daß das Volk von Nordamerika, jung wie es ist, sich eine absonderliche, ihm allein eigene Weltanschauung ausgebildet hat, kann nicht verwundern; sie bildet sich ja beim Individuum wie bei Klassen und Völkern durch Erlebnisse. Die Nation hat ihre Lehr- und Wanderjahre durchgemacht. Sie war mündig in dem Augenblicke, als sie vom Westen dauernd Besitz ergriffen hatte. Erstaunlicher ist es vielleicht, daß in diesem buntscheckigen Konglomerat von Rassen und Nationalitäten sich etwas entwickeln konnte, was ich das rein amerikanische Temperament nennen möchte.

Es ist in erster Linie sanguinisch, aber in anderer Art als das gallische Temperament. Der Franzose

bleibt bei aller Lebhaftigkeit Pessimist, der Yankee ist ausgesprochener Optimist. Auch die Slawen sind ja sanguinisch veranlagt, aber ihre Flamme gleicht dem Strohfeuer; sie fallen aus leichtbewegtem Enthusiasmus schnell in melancholische Apathie zurück. Beim Amerikaner balanzieren sich schnelle Begeisterungsfähigkeit und ausdauernde Tatkraft in glücklichster Weise.

Mit einem einzigen Beiwort ist das amerikanische Temperament kaum anzudeuten, geschweige denn zu umschreiben. Wie der Landschaft Nordamerikas an vielen Stellen, wie dem Klima, so ist auch dem Charakter der Menschen in jenem Lande etwas Sprunghaftes, Groteskes, manchmal Gewaltsames und Brutales eigen. Den für seine Geduld berühmten Yankee kann gelegentlich Berserkerwut erfassen, und die Nüchternheit des öffentlichen Lebens schlägt drüben, wenn die nationale Eitelkeit verletzt wird, in Hysterie um.

Will man amerikanische und deutsche Gemütsart vergleichen, so kann man dem Deutschen den Ruhm größerer Originalität und Tiefe zugestehen, dem Yankee muß man Beweglichkeit und Vielseitigkeit lassen.

Am liebenswürdigsten äußert sich das amerikanische Temperament im Humor. Er tritt viel mehr in der Öffentlichkeit zutage als bei uns, wo er am schönsten ist, wenn er das Familienleben durchwärmt, und am aufdringlichsten, wenn er sich am Stammtisch breit macht. In Amerika tritt er kecker auf und gewinnt durch Selbstbewußtsein, was er an Intimität verliert. Er ist die Würze der Zeitungen. Dem Politiker darf er nicht fehlen, wenn er, wie sie drüben sagen, »magnetic« sein soll. Bei Bankettreden und Vorträgen wird er mehr als Gründlichkeit vom Redner angestrebt.

Selbst der Geistliche, der seine Kirche füllen will, wird mit ihm liebäugeln.

Der amerikanische Humor ist minder fein und sinnig als der deutsche oder der englische. Er ist nicht grimmig wie der von Dickens, nicht empfindsam wie der Jean Pauls. Er hat selten jene geheime Verwandtschaft mit dem Tragischen, welche bei Reuter, Keller, Raabe das Auge mit Tränen füllt, während der Mund lacht. Er übertreibt lieber und zieht ins Lächerliche, statt zu versöhnen und zu trösten. Der Tiefsinn im Unsinn, für den Busch das ewig klassische Beispiel bleiben wird, ist ihm fremd. Er ist gutmütig, von schnellem Blick für klar zutage liegende Widersprüche, nicht tief, manchmal etwas pointelos, aber auch frei von Frivolität. Mark Twain und der Karikaturenzeichner Gibson sind gute Repräsentanten.

Der Deutsche, der Amerika nicht aus eigener Anschauung kennt, und der sich sein Urteil über die Amerikaner aus dem bildet, was die Zeitungen über Lynchjustiz, Streiks, Raubzüge der Multimillionäre, Korruption der städtischen Verwaltung, Exzentrizität des Smart Set Skandalöses zu berichten wissen, wird kaum geneigt sein, zu glauben, daß im amerikanischen Volkscharakter Ritterlichkeit und Großmut hervorstechende Züge sind. Man denkt sich den Yankee nur allzu gern als kalten, berechnenden Nur-Geschäftsmann, als rücksichtslos brutalen Egoisten, dem jede edlere Regung des Gemüts fremd bleibt, weil sie ihn bei seiner wichtigsten Beschäftigung, der Dollarjagd, stören könnte. In Wahrheit ist diesem Volke eine Begeisterungsfähigkeit, eine Hoffnungsfreudigkeit eigen, die näher kennen zu lernen ich vielen unserer Pessimisten, Nörglern und Neidhämmeln zur Korrektur ihres verkrüppelten Gemüts dringend empfehlen möchte.

Wir pflegen es rühmend als eine Tugend hervorzuheben, wenn jemand sein Vaterland liebt. Dem Amerikaner ist der Patriotismus selbstverständlich. Eine Partei, die nicht als ersten Grundsatz in ihrem Programm den Bestand des Vaterlandes hätte, wäre drüben von vornherein unmöglich; Liebäugeln mit internationalen Gewalten würde als Landesverrat gelten. Der amerikanische Patriotismus erstreckt sich auf alles, auf die Gesetze, die Einrichtungen, selbst auf die anerkannten Mängel des Landes. „Amerikanisch, folglich gut!" ist das Argument. Der Yankee ist Patriot im Schlafen und Wachen, beim Essen und Trinken, in jeder Lebenslage. Der erste Schrei des Neugeborenen ist bereits ein Triumphgesang auf Amerika. Ich machte die Überfahrt mit einem hochbetagten Mann, der zehn Jahre lang bei seinen Kindern in Deutschland gelebt hatte; trotz schwersten Leidens kehrte er nach Neuyork zurück aus dem einen, offen geäußerten Verlangen: in Amerika zu sterben.

Den Amerikaner, der eine Zeitlang in der Fremde gelebt hat, packt es plötzlich mit unerhörter Sehnsucht; das ist nicht das stille, zehrende Heimweh des Schmerzes, sondern ein bewußtes Aufbäumen der ganzen Person gegen die Fremde. „Amerika ist das einzige Land der Welt, wo man leben kann," es ist „Godsland", nach der naiven Anschauung des echten Yankee. Man muß nur gesehen haben, wie gleichsam mit Zaubergewalt das Bewußtsein, sich der Heimat zu nähern, auf diese Leute wirkt, wie, je näher sie dem Ufer kommen, sie stärker und stärker unter den Bann des großen Landes geraten, bis schließlich, wenn am Horizont die ersten Häuserreihen von Jersey City und Hoboken, die Silhouette der Freiheitsstatue und die edle Linie der Brooklyn-

Brücke auftauchen, der Jubel keine Grenzen kennt. Das ist mehr als prahlende Großtuerei. Es kommt da bei kühlen Verstandesmenschen eine Glut des Gefühls, ein Hingeben des ganzen Menschen an eine Idee, eine Dankbarkeit und innige Kindesliebe für die allnährende Mutter: Amerika, zum elementaren Ausbruch, die unser angeblich gemütvolles und gefühlstiefes Volk in seiner temperamentlosen Zurückhaltung dem Vaterlande gegenüber gewaltig beschämt.

Dieser Patriotismus bleibt jedoch nicht in äußerlicher Begeisterung bei Ovationen und Demonstrationen stecken, er ist mehr als Hurrapatriotismus; er hat sich glänzend bewährt in schwerer Zeit, als Opfermut. Der Sezessionskrieg ist so außerordentlich in seiner Art, weil er ein Kampf war für Prinzipien und Ideale, nicht ein Rache- und Beutekrieg. Seine Dauer und Heftigkeit forderte von beiden Seiten Opfer und Ausdauer sondergleichen. Und seine Folgen: dauernde Versöhnung der erbittertsten Feinde, die sich nach dem Kriege näher standen als vorher, seltene Großmut auf seiten des Siegers und ungewöhnliche Selbstüberwindung von seiten des Besiegten.

Wir werden uns eben daran gewöhnen müssen, dem Yankee eine gewisse Ritterlichkeit zuzugestehen, wenn uns auch nicht alles, was er tut, schreibt und sagt, vornehm und selbstlos anmutet. Seine Ritterlichkeit zeigt sich in glänzendster Weise den Frauen gegenüber. Sie hat nichts gemein mit jener ekstatischen Verhimmelung des Weibes, in der sich die späteren Minnesänger mit unseren dekadenten Literaturjüngelchen treffen, auch nichts gemein mit der hysterischen Verzückung der modernen Franzosen. Vor den Torheiten des Feminismus schützt den Amerikaner das Selbstbewußt-

sein der männlichen angelsächsischen Rasse. Er läßt die Frau auf dem Gebiete herrschen, das ihr zukommt: dem der Sitte. Er behandelt sie weder als Engel noch als Haustier, sondern als ein nur körperlich schwächeres, seelisch aber reiner und feiner veranlagtes, auf alle Fälle gleichwertiges Wesen, das zu schützen, wo es nötig, erste Pflicht des Mannes ist. Das kommt nicht nur in der Gesetzgebung zum Ausdruck, die in vielen Staaten Ungebühr gegen Frauen mit den schärfsten Strafen bedroht, das tritt in dem Benehmen des einfachsten Mannes zutage. Das Haranguieren schutzloser Frauen auf der Straße, wie es sich bei uns mit der Selbstachtung sogenannter anständiger Herren durchaus verträgt, kann Lynchgerichte zur Folge haben, welche unartigen Männern den Mut zu solcher Flegelei für immer verderben. Überhaupt besitzen die Massen drüben ein feines Gefühl für Schicklichkeit, einen hochentwickelten Sinn für Gerechtigkeit. Man kann es zum Beispiel im Theater erleben, daß vom Publikum stark Partei genommen wird für das Gute gegen das Schlechte, Niedrige, Gemeine. Beifalls- und Mißfallensbezeugungen, spontan geäußert, beweisen, wie sich die Zuschauer mit dem, was sie für recht und billig halten, identifizieren. Keinen stärkeren Trumpf kann der Dichter ausspielen, als wenn er an den Edelmut seiner Landsleute appelliert.

Gegen Schwache, Kranke, Unmündige ist der Amerikaner voll hilfsbereiten Mitleidens. Nirgends stehen die Krankenhäuser, Irrenanstalten, Asyle für vernachlässigte Kinder, Blinden- und Taubstummenanstalten und Altersheime auf so hoher Stufe und sind so leicht zugänglich wie in den Vereinigten Staaten. Nirgends ist die Wohltätigkeit so groß und frei und weitherzig. Sie verlangt keinerlei Zerknirschung und Tugendheuchelei,

womit sie bei uns gelegentlich ihre gute Wirkung aufhebt. Sie ist auch nicht ans Konfessionelle gebunden; oft unterhalten verschiedene Denominationen dieselbe Anstalt.

Der Amerikaner vergibt gern und schnell; für das Grollen und Nachtragen, das Ballen der Faust in der Tasche hat er kein Talent. Das hat sich nach allen Kriegen, die dieses Volk geführt hat, gezeigt. Das Vergeben- und Vergessenkönnen drückt sich auch in der Strafrechtspflege aus. Die Justiz, die im übrigen in Amerika durchaus nicht ideal gehandhabt wird, zeigt wenigstens menschlich schöne Seiten beim Strafvollzug, der nicht vom Geiste der Rache, sondern von dem der sorgenden Liebe durchdrungen ist. Der Jugend gegenüber werden vorbeugende Mittel angewandt, in den sogenannten Schools of reform, wo man gefährdete Kinder beiderlei Geschlechts für das bürgerliche Leben ausbildet. Für Erwachsene dagegen gibt es in einzelnen Staaten die Reformatories. Hier werden bedingt Verurteilte aufgenommen. Man strebt in ihrer Behandlung vor allem Weckung des Ehrgefühls und Erhaltung aller besseren Triebe an. Nach einiger Zeit guter Führung werden die Korrektionäre entlassen, bleiben aber in Kontrolle der Anstalt. In diesen Instituten, soweit ich sie gesehen, herrschte wahrhaft humaner Geist.

Dem Yankee kann man viele üble Eigenschaften mit einem gewissen Scheine von Recht vorwerfen, nur nicht Kleinlichkeit oder Geiz. Daß seine Vorzüge ebenso wie seine Fehler ins Große gehen, zeigt sich auch in seinem Verhältnisse zum Gelde. Nirgends werden gigantische Vermögen unter rücksichtsloserer Ausnutzung aller Erwerbsmöglichkeiten gewonnen als in Amerika, nirgends aber wird auch von derselben Hand, die hier

Milliarden aufhäuft, die Million mit solcher Freigebigkeit wieder herausgegeben, wie in dem Lande der Bibliotheksgründungen und Universitätsstiftungen durch Privatleute. Mancherlei Fluch mag am amerikanischen Dollar kleben, zur schmutzigen Knauserei hat er seine Anbeter nicht gebracht. Den Yankee leitet bei seinen Spekulationen viel weniger die Gier nach Mammon, der Erwerb nimmt bei ihm mehr den Charakter des Sports an. Sein reger, energischer Geist will unausgesetzt wagen und wetten, das Glück versuchen. Ans Sparen und Haushalten denkt er dabei selten. Die Erben kümmern ihn verhältnismäßig wenig. Durch eine großartige Stiftung für die Armen oder für Bildungszwecke, meint so mancher Multimillionär, könne er seine Persönlichkeit über das Grab hinaus verlängern und sein Gedächtnis sicherer unsterblich machen, als durch den alltäglichen Erbgang an Kinder und Kindeskinder. Manche Väter halten es auch für richtiger, den Söhnen kein großes Vermögen zu geben, damit ihnen nicht der Ansporn zum Selbstverdienen genommen werde.

Viele sympathische Züge des amerikanischen Charakters sind ja zu erklären aus der Wohlhabenheit des Landes. Wirklicher Pauperismus ist nur in den Armenvierteln großer Städte zu finden. Wer gesund und im Besitze seiner geistigen Kräfte ist, braucht nicht arm zu sein. Die tiefe Tragik unseres Offiziers- und Beamtenproletariats, das gezwungen ist, um der Standessitte willen Geld auszugeben, ohne doch die Möglichkeit zu haben, entsprechend zu verdienen, kennt man drüben in keinem Stande.

Die Abwesenheit der Rangunterschiede und damit des Kastengeistes hat in der Union zu jener menschlich schönen Kameradschaftlichkeit geführt, jenem freien Sich-

geben und Gewährenlassen, jener franken Offenheit, jener Hilfsbereitschaft und Gastlichkeit, die den Amerikaner so angenehm von seinem steif zugeknöpften englischen Vetter unterscheidet.

Daß diese Tugenden nicht überall gleichmäßig vorhanden sind, kann nicht wundernehmen bei einer Nation, die zunächst einmal gegen zehn Millionen Mitglieder nichtkaukasischer Rasse beherbergt, in einem Lande, das im Westen und Süden auf der Ranch, im Mining-Camp und in den Urwaldhütten noch ein gut Teil Nomadentum und Hinterwäldlerei aufweist. Und was ein aus Börsianern, Sportsleuten, Lebemännern und Modeschönheiten zusammengesetzter, als Newport-Set berüchtigter Kreis an törichten Extravaganzen begeht, ist belanglos. Diese Rotte ist international. Was will jene Handvoll halbverrückter Menschen bedeuten in einem Achtzig-Millionen-Volke, das im ganzen und großen gesund, tüchtig und ehrenhaft ist.

Angenehm muß jedem, der in Nordamerika reist, auffallen, wie wenig Betrunkenheit man sieht. Das Temperenzlertum hat ja viele lächerliche Seiten, aber es liegt doch etwas Großes darin, wenn ganze Staaten, Stände und Parteien sich aufraffen, um dem populärsten aller Laster entgegenzutreten. Ein besserer Beweis noch dafür, wie man drüben Selbstzucht zu üben versteht, scheint mir in der Beobachtung gegeben, daß man selbst in intimer Männergesellschaft niemals ein häßliches Wort über Frauen zu hören bekommt. Zoten sind mir nur von solchen aufgetischt worden, die noch nicht lange im Lande waren. Ich meine, daß deutsche Männer auf keinem Gebiete mehr an sich zu arbeiten hätten, als auf diesem. Der Unterschied der Auffassung wird hier schon in der Erziehung gelegt. Der deutsche Jüng-

ling der Mittelstände bezieht seinen gesellschaftlichen Schliff am Biertisch. Der junge Amerikaner wird mit Mädchen gemeinsam erzogen von Damen. Daß er dadurch Feminist würde, hat noch niemand behauptet, der ihn bei Spiel und Sport gesehen hat, wohl aber eignet er sich im frühen Verkehr mit dem anderen Geschlecht Gewandtheit und weltmännisches Wesen an, die ihm später im Geschäftsleben, in der Politik und im Salon von hohem Nutzen sind.

Im Widerspruch dazu scheinen allerdings einige Angewohnheiten der Yankees zu stehen, die jeder kennen wird, der jemals den Fuß auf das Trottoir einer amerikanischen Stadt gesetzt hat; ich meine das Kauen und Spucken. Auch die Art und Weise, wie die Männer drüben beim Sitzen ihre Beine unterzubringen pflegen, kann weder ästhetisch noch manierlich genannt werden. Doch werden diese schlechten Angewohnheiten, denen vor allem der Westen frönt, auch drüben von den besseren Leuten verdammt, und in Städten von älterer Kultur, wie Washington, Albany, Boston, bemerkt man sie kaum noch.

Manche Eigentümlichkeiten und Gaben sind den Völkern so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man sie der Menge gleichsam am Gesichte ablesen kann. Wer in Amerika die Physiognomien studiert an Orten, wo viele Menschen zusammenkommen, auf der Straße, in der Lesehalle, bei Volksversammlungen, den wird bei den echten Yankees die Energie, die aus aller Zügen leuchtet, das rüstige Vorwärtsstreben in knappen Bewegungen, die glückliche Zuversicht des Gelingens als gemeinsames Rassezeichen überraschen. Unsere Leute, besonders die auf dem Lande oder in den Industriebezirken, tragen viel eher einen verdrossenen Zug ge-

heimer Verbitterung zur Schau, als schritten sie unter einer unsichtbaren Last einher, verrichteten Sisyphusarbeit, von deren Vergeblichkeit sie innerlich überzeugt erscheinen. Die Amerikaner marschieren wie junge Soldaten kühn in die Zukunft hinein, die ihnen kraft ihres Siegenwollens gehören muß.

Verwandt mit diesem Optimismus ist eine Eigenschaft des Amerikaners, die je nach dem Fall schlecht oder gut genannt werden muß: seine Wagehalsigkeit. Sie entspringt eben jener kecken Zuversichtlichkeit, die sich ein Volk angeeignet hat, dem alles bisher geglückt ist. Sie ist auch verwandt mit dem Fatalismus, den Menschen ganz natürlich besitzen, die in einer Umgebung von riesenhaften Dimensionen, in einer Bevölkerung leben, welche jährlich um Millionen wächst; Verhältnisse, in denen sich der einzelne täglich von der Belanglosigkeit seines Lebens überzeugen kann. Die Wagehalsigkeit hat aber zum Gegengewicht Geistesgegenwart. In der Selbsthilfe zeigt sich der Yanke am genialsten. Über nichts staunt man mehr, wenn man aus der Bevormundung unserer Öffentlichkeit hinüberkommt in das Land scheinbarer Schrankenlosigkeit, als über die leichte und glückliche Art, wie sich dieses Volk selbst regiert. Eine Ansammlung von Menschen, nach Hunderttausenden zählend, kein Policeman zu sehen. Wie von einem inneren Gesetz getrieben, strömt alles in leidlicher Ordnung ab. Ein Wagen umgestürzt quer über das Gleis. Sofort staut sich Car auf Car; geduldig wartet die Menge. Einige kräftige Männer greifen zu. Niemand flucht, niemand räsonniert, niemand schnauzt das Publikum an. Nach wenigen Minuten ist alles wieder in Ordnung. — Eisenbahnzüge kreuzen die belebtesten Straßen ohne Barriere, ohne Überführung, im schnellsten Tempo

fahrend, kaum daß eine Tafel warnt. Man geht drüben von der Voraussetzung aus, daß jedem sein Leben lieb ist, und daß jeder, der sich auf die Straße begibt, im Besitze seiner fünf Sinne sein sollte. Natürlich passiert viel Unglück. Der Betroffene aber, falls er mit dem Leben davonkommt, erträgt sein Geschick mit gutem Humor.

Verwandt mit der Sorglosigkeit ist der mangelnde Ordnungssinn in öffentlichen Dingen. Die meisten großen Städte bieten ein Bild der Liederlichkeit und Unsauberkeit, bei dessen Anblick dem an Ordnung und Akkuratesse deutscher Städte Gewöhnten die Augen übergehen. Trotz der guten Krankenhäuser und trotz des hohen Standes der medizinischen Wissenschaft fehlen hygienische Einrichtungen in der Öffentlichkeit fast ganz. Die städtische Beschleusung ist meist völlig mangelhaft. Infolgedessen ist die Sterblichkeit noch immer relativ groß. Erstaunlich ist auch, daß ein Volk, welches Großtaten der Ingenieurkunst, wie die Pacificbahnen, geleistet hat, seine Wege im traurigsten Zustande läßt und die Stromregulierung so arg vernachlässigt.

An mancher dieser Erscheinungen trägt die politische Korruption ein gut Teil schuld. Die öffentlichen Arbeiten, wie Beleuchtung, Wasserleitung, Kanalisation, scheinen vor allem dazu ausgeschrieben zu werden, damit die gerade am Ruder befindliche Partei ihren Anhängern und Kreaturen Verdienste zuwenden kann. In manchen Departements gehört die Unordnung zur Tradition; so im Heerwesen. Die fehlende Disziplin im Heer und Flotte und die mangelnde Kriegsbereitschaft sind bekannt. Und doch ist diese Armee noch niemals wirklich überwunden worden. Im Sezessionskriege wurden anfangs Fehler über Fehler gemacht, Schlachten ver-

loren, Generale mitten in der Aktion abberufen, und schließlich siegte die Unverwüstlichkeit des Nordens doch über den sanguinischen Süden. Charakteristisch für Amerika ist es, daß während eines Krieges, der um die Grundlagen des Staates geführt wurde und der alle besten Kräfte in Anspruch nahm, Handel und Wandel nicht nur nicht daniederlagen, sondern sich im Gegenteil hoben, und daß der Ausbau der großen Pacificbahn selbst in diesen erregten Zeiten nicht liegen blieb. Ich meine, auch das ist ein Beweis für die wunderbaren Widerstandskräfte und Heilsäfte, die diesem Organismus eigen sind.

Neben so vielen schönen Zügen stehen in der Physiognomie des Volkes von Nordamerika auch genug tiefe Schatten; aber der Gegensatz von hell und dunkel, der Wechsel von matt und grell, machen ein Bild ja erst charakteristisch, plastisch und interessant.

Der aus dem Optimismus entspringenden Sorglosigkeit ist in der Tiefe verwandt die Leichtfertigkeit des Yankee, die bis zur Gewissenlosigkeit und Frivolität geht. Geschwisterkind zum Optimismus ist die Oberflächlichkeit. Die Politik wird drüben vom laissez faire beherrscht. Korruption ist natürlich Folge des Spoil-Systems, nach welchem dem Sieger die Beute zuerkannt wird als selbstverständlicher Ersatz für Mühe und Ausgaben bei der Wahlagitation. Die Korruption, allgemein anerkannt und allgemein entschuldigt als notwendiges Übel, stiftet unberechenbaren Schaden an der Volksseele. Nicht minder tiefe und unverbesserliche Schädigung fügt der angeborene Leichtsinn der Massen dem kostbarsten Erbe zu, das die Nation besitzt, der Natur des Landes.

Reiche Erben sind meist keine guten Haushalter.

Die unerhörten Reichtümer, welche sich den Ansiedlern auf ihrem Zuge zum Stillen Ozean allmählich auftaten, größer und kostbarer als alles, was die beutegierigen Spanier auf ihren Indienfahrten geträumt hatten, die Leichtigkeit eines Gewinns, der ihnen durch keinen ernst zu nehmenden Feind streitig gemacht wurde, mögen den Hang, alles leicht zu nehmen, schon früh dem Volke eingepflanzt haben. Jene naive Arroganz des Yankee stammt daher, die alles Gute als selbstverständlich aus der Hand Gottes annimmt; wie Kinder, die im Wohlleben geboren, Tag für Tag Kuchen und Konfekt als ihr gutes Recht fordern.

Der größte Feind Amerikas ist der Amerikaner. Wenn man das Nordamerika von heute mit dem vergleicht, welches die Passagiere der „May Flower“ betraten, ist klar, daß der Kontinent in den hundert Jahren unendlich gewonnen hat durch das, was wir Zivilisation nennen. Aber hat er nicht auch unendlich viel eingebüßt an Schönheit, Poesie, Ursprünglichkeit, Naturwüchsigkeit? Der alternde Lederstrumpf in Coopers unvergleichlich schönem Buche wendet der Kolonie seiner Landsleute traurig den Rücken und geht westwärts in die Prärie, weil er die Verwüstung der Wälder, die Vernichtung der Tiere und die ungerechte Behandlung der Indianer durch die zivilisierten Neuenglandbewohner nicht länger mit ansehen will. Wo sind heute die Schwärme wilder Tauben, wo die keusche Schönheit des „Glimmerglassees“, wo der Salm in den Flüssen, wo der Büffel der Prärie, wo die himmelanstrebenden Baumriesen in den endlosen Urwäldern, die das Auge jenes Alten noch gesehen? Und wo ist die Rothaut, die harmlos wie das Wild jene unberührten Flußtäler, Wälder und Grasflächen durchstreifte? Wird nicht der-

einst der große Geist die Bleichgesichter vor seinen Richterstuhl fordern und sie nach dem Verbleib ihres roten Bruders fragen?

Wie geringe Achtung der Yankee vor der Natur hat, erkennt man, wenn man nur einen Blick auf die Staatenkarte wirft und sie mit der natürlichen Geographie des Kontinents vergleicht. Würde ein Volk, das Respekt besäße vor dem Gewordenen, Sinn für Geschichte und feineres Naturempfinden, es fertiggebracht haben, ein Netz von rechtwinkelig sich schneidenden, mit dem Lineal gezogenen und dem Zirkel abgemessenen Grenzlinien über Gebirge, Flüsse, Seen, Täler und Ebenen hinweg, ohne jede Rücksicht auf die Oberflächengestaltung, dem Lande gleichsam aufzuzwingen? Im merkwürdigen Gegensatz zum naturfeindlichen Verhalten des ganzen Volkes steht die leidenschaftliche Naturverehrung einzelner. Beim Festlegen der Staatsgrenzen hat eben der praktische Sinn des Amerikaners und sein Hang zur Gleichmacherei einen unleugbaren Triumph gefeiert; gleichzeitig aber hat sich auch seine Respektlosigkeit vor allem Organischen und seine mangelnde Keuschheit vor der Natur ein ewiges Denkmal der Monotonie, der Gemüts- und Phantasiearmut gesetzt.

Dem oberflächlich-respektlosen Menschen aber wird die Eitelkeit selten fern sein. Der Durchschnittsamerikaner hat ein Bedürfnis nach Bewunderung, das an Kinder oder Halbwilde erinnert. Wird ihm diese Bewunderung für sein Land, seinen Staat, seine Stadt nicht ohne weiteres gewährt, so provoziert er eine Aussprache. Dann ist ihm kein Lob zu dick aufgetragen, um es nicht ernsthaft zu nehmen.

Die Ruhmredigkeit und Übertreibung nimmt stetig

zu, je weiter man nach dem Westen kommt. Siebenmal ist mir in den Vereinigten Staaten die längste Brücke der Welt gezeigt worden. Bei einer Brücke, mit deren Länge man beim besten Willen nicht renommieren konnte, wurde wenigstens rühmend hervorgehoben, daß sich von hier die meisten Selbstmörder herabgestürzt hätten. In einer jungen westlichen Stadt mit sehr primitiven Gesundheitseinrichtungen wies der auf den Ruhm der Heimat bedachte Führer auf den Umfang des Kirchhofs hin, der trotz der Jugend des Ortes doch schon eine stattliche Belegschaft habe. Und das Wasser eben dieser Stadt wurde darum als das beste gepriesen, weil es von sehr weit her und mit großen Kosten geröhrt sei. So verführt die Sucht zum Prahlen diese Leute zu den lustigsten Widersprüchen.

Die schlimmsten Prahlhänse sind merkwürdigerweise unter den Neueingewanderten, leider auch unter den Deutschen, zu finden. Sie wollen sich jedenfalls mit dem lauten Herausstreichen der Neuen Welt über die vielleicht zu spät erkannte Tatsache hinwegtäuschen, daß das Wasser auch drüben bergab läuft. Diese Sorte geriert sich viel chauvinistischer als die Eingeborenen; und man tut dem Volke von Nordamerika am Ende unrecht, ihm eine Menschenklasse zuzurechnen, welche die Fehler der Alten Welt nicht abgelegt und die der Neuen nur zu begierig angenommen hat.

Sicher ist, daß sich die Sitten darin gegen früher gebessert haben. So widerwärtig prahlerisch, selbstsüchtig und niedrig gesinnt, wie zum Beispiel Dickens die Yankees im „Martin Chuzzlewit" schildert, findet man jetzt drüben kaum noch vereinzelte entartete Exemplare. Der Mangel an Selbstkritik ist auch vielleicht bei einem Volke entschuldbar, das, in einem Lande ganz

für sich lebend, wenig Gelegenheit gehabt hat, sich mit anderen zu vergleichen und so seine Grenzen früh zu erkennen.

Daß es in einer Nation, die bei größten Erfolgen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete eine Geschichte von Ständen und Klassen kaum besitzt, viele Snobs gibt, kann nicht verwundern. Die Yankees blicken auf nichts mit ausgesprochenerer Verachtung herab, als auf Etikette und Zeremoniell europäischer Höfe, auf die Rangunterschiede unserer Beamtenhierarchie, auf unsere Orden und Titulaturen. Den Bundesbeamten ist es bekanntlich ausdrücklich verboten, Ordensauszeichnungen von fremden Ländern anzunehmen. Man sucht etwas darin, bei Empfängen von Gesandten, bei Schreiben an europäische Höfe, bei Reisen offizieller Persönlichkeiten allen Decor wegzulassen, möglichst bürgerlich formlos aufzutreten, von der unverkennbaren Absicht geleitet, zu beweisen, daß die Neue Welt über solch altmodischen Firlefanz erhaben sei. Die demokratischen Airs, die man sich gibt, können jedoch die Tatsache nicht verdecken, daß durch die Gesellschaft des modernen Amerika ein Zug zum Aristokratischen geht. Man stoppelt sich Stammbäume zusammen, man ist stolz darauf, wenn man Großväter aufweisen kann. Da man keine Peerstitel und Stammburgen besitzt, so liebäugelt man mit dem hohen Adel Europas; und die Fälle mehren sich, wo Dollar und Herzogstitel Ehen eingehen.

Auch in den Klassen, welche den Esquire auf dem Briefumschlag nicht verlangen, ist doch ein Bedürfnis nach Abzeichen vorhanden, die den einzelnen aus der grauen Masse hervortreten lassen sollen. Man bedeckt die Brust mit »badges« und läßt sich bei der Auf-

nahme in Ordensgesellschaften und Logen schmückende Namen beilegen, vor denen die Nomenklatur mittelalterlicher Zünfte und Gilden verblaßt.

Es ist im Grunde kein Widerspruch, daß der Yankee ein gewisses Bedürfnis nach Zierat und Emblemen empfindet, denn es scheint dem Menschen nun einmal angeboren zu sein, sich von seinesgleichen auch äußerlich durch bedeutsame Sinnbilder abheben zu wollen. Das Leben aber in der Neuen Welt ist im allgemeinen so nüchtern, alle Gedanken und Wünsche dort so stark vom Positiven in Anspruch genommen, daß man nicht staunen darf, wenn die Reaktion dagegen den Trieb zum Phantastischen und Symbolischen an ganz merkwürdigen Stellen hervorbrechen läßt. Befremdend für uns wirkt der mittelalterliche Schmuck nur darum, weil er nicht mit der Entwickelung von Volk und Gesellschaft organisch gewachsen ist.

Alles würdevoll Bedeutsame steht dem Yankee schlecht zu Gesicht. Wenn man den ganzen Unterschied zwischen aristokratisch und demokratisch an zwei drastischen Beispielen erkennen will, muß man die Physiognomie des englischen Parlaments und seine altehrwürdige Tradition vergleichen mit den formlosen Allüren des Repräsentantenhauses zu Washington.

Drüben sind alle Einrichtungen auf Zeitersparnis zugeschnitten. Die Eisenbahnen, die Elevatoren, die geraden Straßen — alles, alles predigt, daß die Minute kostbar ist. Zum Auskosten seiner eigenen Würde und Bedeutung, zum Feierlichsein aber gehört in erster Linie Zeit. Wo sich die Feierlichkeit durch Hintertüren doch einmal ins amerikanische Leben einschleichen will, wie im Ritus mancher Denominationen, fällt sie aus der Umgebung heraus. Trotz der Chorröcke, des Nieder-

kniens und der Umzüge habe ich beim Gottesdienst der Episkopalkirche niemals das Gefühl des Feierlichen empfunden, das einen in mancher ärmlichen deutschen Dorfkirche machtvoll ergreifen kann.

Es fehlt dem Yankee an Behäbigkeit, körperlicher wie seelischer. Er ist ungeniert und offenherzig; die Steifheit des Engländers hat er gründlich abgeschüttelt, aber es sind ihm auch jene Quellen des Gemüts verschüttet, die das deutsche Leben, anspruchsloser, wie es ist, doch innerlich erquicklicher machen. Das amerikanische Tagesleben hat den großen Nachteil, monoton zu sein. Es fehlen ihm die feineren Nuancen, das, was die Maler Lüfte nennen; es scheint alles Vordergrundmalerei. Es fehlt die trauliche Sinnigkeit, die Durchdachtheit, welche gute Tradition unseren öffentlichen Handlungen und Familienfesten verleiht. Nie würde man in Amerika den Christbaum erfunden haben. Auch der Amerikaner besitzt Naturgefühl, wie seine besten Dichter beweisen, aber seine Naturliebe hat das Volk nicht abgehalten, schwere Verbrechen an der Natur zu begehen. Es fehlt der jungen Rasse der Zug der Urmystik, jenes edelste, kaum definierbare Erbteil der älteren Indogermanen. Daher jener doppelte Mangel im amerikanischen Leben: äußerlich an Gemütlichkeit, innerlich an bedeutsamem Gehalt.

So kommt es, daß die modernen Amerikaner, die mehr als irgend ein anderes Volk Erfindungen ersonnen haben, das Leben zu erleichtern oder es durch Zeitersparnis scheinbar zu verlängern, doch die Kunst, zu leben, noch nicht zu entdecken vermochten.

Sie haben vor allem noch nicht das rechte Verhältnis gefunden zwischen Verdienen und Genießen. Über dem Hervorbringen materieller Güter, über Glücks-

spiel und Geschäft ist man nicht dazu gekommen, wirkliche Kultur zu entwickeln. Denn diese verlangt zum Ausreifen gerade das, was der Amerikaner sich nicht gönnt: Zeit und Konzentration. Darum ist weder ein Florenz, Genua, Venedig, noch ein Nürnberg und Weimar bisher jenseits des Atlantischen Ozeans entstanden. Dafür hat aber Chicago in seinen Packinghouses, haben St. Paul und Mineapolis in ihren Mühlen, Pittsburg in seinen Stahlwerken, Niagarafalls in seinem Powerhouse, New York im Stock Exchange Institute entwickelt, die ihresgleichen in der Welt nicht haben.

Das Praktische ist unleugbar die starke Seite des Amerikaners; darüber hat er bis zu einem gewissen Grade das Ideelle vernachlässigt. Die Maschine, die er zu so hoher Vollendung gebracht hat, rächt sich nunmehr an ihm, indem sie ihn mechanisiert. Er ist geneigt, in erster Linie nach Zweck und Nutzen einer Sache zu fragen. Größe und hoher Preis, den er auch jedermann gern erfahren läßt, imponieren ihm. Darüber übersieht er leicht das, was nicht gewogen oder gemessen werden kann, die innere Schönheit und Harmonie von Menschen und Dingen. Für das Transzendentale hat er noch keine Organe entwickelt, und der tiefste Sinn der Kunst ist ihm bisher unerschlossen geblieben.

Wenn man Gelegenheit gehabt hat, amerikanische Geschäftsleute an der Arbeit zu sehen, so wird einem neben ihrer Klarheit, ihrem praktischen Sinn, ihrer energischen Knappheit auch ihre rastlose Emsigkeit aufgefallen sein. Derselbe Fleiß, der sich niemals genug tun kann, beseelt die Gelehrten. An Intensität der Arbeit stehen die Schulen und Universitäten drüben den unsrigen nicht nach, und ich habe den Eindruck ge-

wonnen, daß die Kollegebesucher beiderlei Geschlechts unsere akademische Jugend, was Strebsamkeit betrifft, beschämen.

Unwillkürlich fragt man sich, wie es kommt, daß ein Volk von solcher Intelligenz und jugendlichen Spannkraft, von so zielbewußtem Wollen, daß ein Volk und Land, welches dem einzelnen soviel Schulterfreiheit läßt und Spielraum zur Entwickelung, doch verhältnismäßig so wenige große Männer — wenn man ein paar Staatsmänner, Generale und Erfinder ausnimmt — und kein einziges weltbeherrschendes Genie hervorgebracht hat. Die Rastlosigkeit des amerikanischen Lebens kann nicht allein daran schuld sein. Denn das Genie hat bisher den Beweis erbracht, daß es sich äußeren ungünstigen Einflüssen zum Trotze zu entwickeln weiß, daß es sogar an den Hemmnissen der Umgebung seine Kraft zu erproben und zu stärken pflegt. Ich glaube nicht, daß ein wirklich genialer Mensch sich die innere Stimme wird übertäuben, die Wahrheit oder die Schönheit, welche er der Welt zu verkünden hat, wird stören lassen durch die unartikulierten Laute der Straße, das Pfeifen und Heulen der Dampfmaschinen, das nervöse Auf-und-ab der Börsen, das seichte Geschwätz der Zeitungen, durch den ganzen Trara der Moderne. Nicht der Lärm stört den Denker und Dichter, der trifft kaum seine äußeren Organe; es gibt eine ganz andere Gefahr für die Entwickelung der Schöpferkraft, nämlich die, wenn die Umgebung des Menschen von Kindheit auf so nüchtern und verstandeskalt, wenn die Atmosphäre, in der der junge Mensch die maßgebenden Eindrücke aufnimmt, so stimmungslos ist, daß Phantasie und Genialität, die keimhaft in ihm liegen mögen, entweder ganz verdorren oder einseitig sich entwickeln. Das

amerikanische Leben hat wohl Aufregungen, es ist intensiv und hochgespannt, aber es fehlt ihm der Feuchtigkeitsgehalt fruchtbarer Anregungen, es ist arm an allem, was zum Gemüt spricht. In so trockener Luft können wohl kluge Gedanken gefaßt, aber nicht leicht tiefe Ideen geboren werden. Für ein Land, in dem immerfort so viel Sensationelles passiert, ist die Monotonie des eigentlichen Daseins erstaunlich. Diese Monotonie treibt die Yankees in Scharen nach Europa, nach dem kleinen, altmodischen und von ihnen wegen seiner Unfreiheit bemitleideten Europa. Dieses Europa hat etwas, was ihnen alles Geld drüben nicht schaffen kann: das undefinierbare Bukett ausgereifter Kultur, den romantischen Reiz des Altertümlichen und vor allem die Mannigfaltigkeit des Lebens. Welcher Überfluß von Originalität in einem Lande wie Norwegen, das halb soviel Einwohner zählt wie New York mit Nebenstädten! Welch bunte Gegensätze in dem beengten Deutschland, das wesentlich kleiner ist als der Staat Texas! Deutschland, wo jedes Ländchen seinen Separatcharakter hat, jede Provinz ihre wohlerworbenen Eigentümlichkeiten, wo jede Stadt, jedes Dorf eine Individualität ist, wo der Schwabe sich mit dem Mecklenburger kaum zu verständigen vermag, wo man mit den verschiedenen Landestrachten noch heute einen Maskenball ausstatten könnte. Deutschland, mit seinen ungezählten Verschrobenheitsecken, wo jede kleine Stadt ein „Seldwyla" ist, wo, wenn wir hundert Wilhelm Raabes besäßen, wir ebensoviel „Sperlingsgassen" besitzen könnten.

Verehrer von Bret Harte werden geneigt sein, in Nordamerika ein gut Stück Ursprünglichkeit und farbiger Romantik zu suchen; aber seit die „Kalifornischen Erzählungen" Aufsehen erregten, sind große Veränderungen

vor sich gegangen, auch im Westen. Die Eroberung des Landes durch die weiße Rasse ist nun beendet, und mit der dichteren Besiedelung und den Eisenbahnen hat die Zivilisation überall ihren Einzug gehalten. Zivilisation aber heißt Nivellierung. Dieselbe Sprache, dieselben Zeitungen, dieselben großprahlerischen Plakate, ein und dieselbe Schuhform und ein und dasselbe Zahnwasser für alle Menschen, dieselben das ganze Land durchwandernden minderwertigen Theatertruppen, die ein und dasselbe Stück Abend für Abend spielen, dieselben politischen Schlagworte, Gassenhauer und Anekdoten, derselbe langweilige, der Fremde entlehnte Baustil der öffentlichen Gebäude. Auf dem Lande dasselbe fix und fertig aus der Fabrik bezogene Frame House, die in der Sägemühle zurechtgeschnittene, womöglich transportable Kirche! Kann man sich einen größeren Triumph der Technik und ein traurigeres Armutszeugnis des Heimgefühls denken?

Ich weiß es, es gibt auch trauliche, von der Unrast des amerikanischen Lebens und Treibens unberührte Stätten in der Neuen Welt. In den Neuenglandstaaten trifft man zu seinem Staunen auf manches idyllische, in hohe Ulmen, Ahorne und Linden eingehuschelte Wohnnest; ja, selbst das gemütliche Village Green Altenglands fehlt nicht. In den Villenvierteln der großen Städte, die sich oft weit an Fluß und See hin in den Wald hinausziehen, Stadt mit Land glücklich verbindend, sieht man Häuser, die dem Geschmack der Erbauer alle Ehre machen. Der Kolonialstil vom Nordosten und der Missionsstil vom Südwesten sind eigenartige Bauweisen, in denen Zukunft steckt.

Aber diese Kulturerrungenschaften sprechen im besten Falle von drei Jahrhunderten. Die ältesten Ruinen

in den Vereinigten Staaten sind die spanischen Klöster in Kalifornien und Neu-Mexiko und die Landsitze der Kreolen von Louisiana. Es fehlen der Landschaft die deutschen Burgen, Kirchtüme und Dome, die französischen Kathedralen, die italienischen Palazzos, die niederländischen Rathäuser, die englischen Schlösser und Abteien. Die Phantasie findet nichts, woran sie Träume anspinnen, die Nachdenklichkeit nichts, darein sie sich versenken könnte. Gewiß sind einige Naturwunder vorhanden, welche Staunen hervorrufen: die Niagarafälle, der Yellowstone-Park, der Grand Canyon, manche Partien der Rocky Mountains und der Sierra. Das sind jedoch die großen Ausnahmen, die typische amerikanische Landschaft ist einförmig. Größe hat sie nur in der Ausdehnung. Es fehlt ihr am intimen Detail, das nur alte Kultur zu geben vermag. Tagelang Weizenfelder, tagelang Maisfelder, tagelang Prärie — das sind die ermüdenden Typen, die der Tourist zwischen den vereinzelten großen Sehenswürdigkeiten vom Coupéfenster aus in sich aufnimmt.

Ob die gleichmachenden Kräfte, welche in der amerikanischen Gesellschaft am Werke sind, ob der Zug zur Uniformität sich verstärken wird, ist schwer zu sagen, hängt von der Entwickelung ab, die die Geschicke der Nation nehmen werden. Wer es mit der großen Demokratie jenseits des Atlantischen Ozeans gut meint, müßte ihr wünschen, daß sie noch einmal in die Lage käme, ernsthaft um ihre Existenz zu kämpfen.

Es schlummern wundervolle Kräfte in diesem Volke, die aber eines scharfen Sturmwindes bedürfen, um geweckt zu werden. Der Sonnenschein stetigen Glückes in allen auswärtigen Angelegenheiten, die unerhörte Gunst der wirtschaftlichen Lage, wirkten nicht eben günstig

auf die Hervorbringung von Heroen. Der Krieg mit dem altersschwachen Spanien hat zu einem allzu leicht erkauften Siege geführt. Die Nationalhelden, die aus diesem Kriege hervorgegangen sind, haben nicht die Feuertaufe wirklicher Gefahr und Not durchgemacht. Beschränkter Chauvinismus und eitle Ruhmredigkeit, alte Untugenden der Yankees, blühen üppiger denn je. Präsident Roosevelt hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er sagt, daß prahlerisches Wesen sich mit dem Stolze einer großen Nation nicht vertrage.

Während man sich früher an dem Betonen der Monroedoktrin genügen ließ, um sein Selbstbewußtsein zum Ausdruck zu bringen, ist jetzt im demokratischen Amerika der Imperialismus erwacht, die Sucht, unter dem Vorgeben, Befreier und Zivilisationsträger zu sein, andere Völker zu tyrannisieren („kontrollieren", wie man es milder bezeichnet) und ihre Länder sich anzugliedern.

Man darf über all dem chauvinistischen Geschrei der gelben Presse, über dem lauten und arroganten Wesen, das nun einmal vom Yankeetum untrennbar ist, eine Unterströmung nicht übersehen, die durch das amerikanische Volk geht, in der sich alle jene feineren Elemente zusammenfinden, die von der allgemeinen Oberflächlichkeit und Roheit, von der Korruption und dem Glückspiel abgestoßen, nach Verinnerlichung, Veredelung und Kultur streben.

Den Weltbeherrschungsgelüsten des Imperialismus setzt diese Richtung den Hinweis entgegen auf die wahre Mission der Demokratie, Freiheit und Recht im eigenen Lande aufrechtzuerhalten, aber auch anderen Nationen nicht zu verkümmern. In der inneren Politik sind solche Bestrebungen schon älter, sie drängen auf Reform des Civil Service; andere Verbesserungspläne sehen in

Bodenbesitzreform und Single Tax das Heil. Gegen die Plutokratie macht eine reformerische Volkspartei mobil. Vor den Gefahren des Raubbaus und der Waldverwüstung warnen die Stimmen ernster Volkswirte. Gegen Trunksucht und Schlemmerei ist eine kräftige Abstinenzbewegung im Gange. Die Bestrebungen für ethische Kultur haben von Amerika ihren Ausgang genommen. Dem zunehmenden Ritualismus der herrschenden kirchlichen Richtung setzen die Stillen im Lande Herzensfrömmigkeit und Einfachheit der ersten Christen als Ideal entgegen. In der Literatur ist eine Strömung im Anschwellen gegen sensationelle Mache und Konvention, sie schließt sich an Emerson und die Concord School an, schreibt Natur, Intimität, Echtheit, Persönlichkeit auf ihre Fahnen. Walt Whitman ist ihr Abgott, sie ist von Herbert Spencers Individualismus beeinflußt, und blickt nach verwandten Geistern in der Fremde, wie Tolstoi und Maeterlinck, aus.

Diese Unterströmung wird von den Intellektuellen getragen und genährt, sie kommt hie und da in der besseren Presse, auf der Kanzel und vom Katheder herab zum Ausdruck. An den Universitäten mit ihrer wachsenden Zahl gebildeter Lehrer und wacker strebender Schüler finden die edleren Bestrebungen auf geistigem Gebiete ihren besten Rückhalt.

Es finden sich in solchem Reformdrang alle jene besseren Elemente der amerikanischen Gesellschaft unbewußt zu einer idealen Gemeinschaft zusammen, die, minder oberflächlich und überhebend als das Gros ihrer Landsleute, ohne den Glauben an den Stern Amerikas verloren zu haben, doch nicht blind sind für die schwachen Seiten ihrer Kultur. Diese stille Gemeinde repräsentiert das Gewissen der neuen Welt.

Während die Durchschnittspolitiker darauf loswirtschaften, als wären die Kräfte und Güter des Landes unerschöpflich, als gäbe es niemals Zahltage in der Volkswirtschaft, ist diesen ernsteren Persönlichkeiten das Verständnis für jenes Gesetz aufgegangen, wonach die Völker ebenso wie der einzelne nur das ernten können, was sie gesät haben. Bei ihnen findet man auch ein Ahnen davon, daß die allzu leicht erworbenen Erfolge der Politik für das Volk im ganzen nur ein zweifelhaftes Glück bedeuten. Sie haben sich durch den industriellen Aufschwung, durch den günstigen Stand der Finanzen, durch den »Boom« großen Stils, der über das ganze Land gegangen ist, nicht die Sinne berauschen und die Augen verblenden lassen, um die Gefahren zu übersehen, welche dem Lande drohen, und die Grenzen zu verkennen, die der Nation gesteckt sind.

Die Stände des Volks von Nordamerika.

Wenn wir die Tüchtigkeit eines Volks erforschen wollen, so fragen wir zuerst nach den Individuen, die es bilden. Da man diese aber unmöglich alle kennen kann, so frägt man nach den Klassen und Berufsständen, aus denen es sich zusammensetzt, und ob diese gesund sind.

Wollte man eine solche Untersuchung an dem Volke von Nordamerika anstellen, so würde sich sofort der Unterschied zwischen Alter und Neuer Welt auf das allerdeutlichste zeigen. In Deutschland zum Beispiel müßten wir als die wichtigsten Stände, als die, auf denen Gegenwart und Zukunft des Volksganzen ruht,

anführen: den Stand der Bauern und des grundbesitzenden Adels, den Lehr- und Wehrstand, die Beamten, die Industriellen, die Kaufleute und die Arbeiterschaft. Für Amerika scheiden einige dieser Stände so gut wie ganz aus. Einen eingesessenen Bauernstand in unserem Sinne gibt es nicht. Ebenso fällt der grundbesitzende Adel weg. Der Wehrstand spielt kaum eine Rolle. Der Lehrstand ist erst in der Entwickelung begriffen. Und an Stelle unserer Staatsdiener tritt drüben der freie Politiker. Es fehlen also gerade jene Stände, die wir als die ältesten und eigentlich staatserhaltenden anzusehen gewohnt sind.

Ich würde für Amerika als die wichtigsten, die Vollkraft der Nation darstellenden Berufsstände, folgende nennen: den Arbeiter, den Farmer, den Unternehmer und den professionellen Politiker.

Man sieht, daß dies keine Stände im alten Sinne sind, zum mindesten keine Kasten. Es sind Klassen, wie sie der modernen Gesellschaftsentwickelung ihre Entstehung verdanken. Bei uns sind die Stände, den Säulen des Basalts gleich, aus unergründlicher Tiefe emporgewachsen, sie berühren sich, stützen sich gegenseitig, aber gehen nicht ineinander über. In Amerika haben wir nicht eine vertikale, sondern eine horizontale Schichtung der Gesellschaft. Die Schichten der Berufsklassen liegen breit über dem ganzen Volke, sind ganz unabgeschlossen nach allen Seiten und locker gefügt. Bei uns erwählt man einen Beruf, falls man nicht in einen hineingeboren ist, und bleibt ihm meist treu bis ans Lebensende. Ja, es gibt Stände, wie der des Offiziers und des höheren Staatsbeamten, die nur Bevorzugten zugänglich sind; verlieren ihre Mitglieder den Standescharakter, so sind sie deklassiert. In der Demokratie

jenseits des großen Wassers ergreift man einen Beruf und verläßt ihn, je nach Laune, Glück und Begabung. Wie viele sinken dort jährlich aus Reichtum und Stellung durch plötzlichen Geschickswechsel in die ärmeren Klassen zurück, um sich unverdrossen auf der sozialen Leiter wieder emporzuarbeiten. Leute, die zwei, drei Vermögen gemacht und wieder eingebüßt haben, sind nichts Seltenes. Der unverwüstliche Optimismus des Yankees erkennt völliges Zugrundegehen nicht an. Selbst die Krüppel sehen drüben vergnügt aus.

Die Möglichkeit, sich vorwärts zu bringen, ist es auch, die dem Arbeiterstande von Amerika das besondere Gepräge aufgedrückt hat. Leute, die aus ihrer Mitte Präsidenten, Erfinder, Multimillionäre, Bankdirektoren haben hervorgehen sehen, kennen keine Grenzen für ihre Hoffnungen und Forderungen.

Der amerikanische Arbeiter — unter dem ich immer den industriellen verstehe, denn der ländliche fehlt als besonderer Stand — ist beherzt und strebsam, von dem Drange erfüllt, sich vorwärts zu bringen; aber er ist auch anspruchsvoll und unstät. Die Leute verlassen nicht bloß ihre Stellung häufig, sie wechseln auch gern ihren Beruf und ziehen in dem großen Lande von einem Staate zum andern. Die Versuchung, es mit etwas Neuem anzufangen, die Neuerungssucht und Abenteuerlust bilden die Schattenseite der Ungebundenheit.

Daß es der Arbeiterklasse an Abschluß nach oben fehlt, daß ein Aufsteigen möglich und häufig ist, kommt aber auch im guten zum Ausdruck. Hoffnung macht selbstbewußt. Der Arbeiter fühlt sich drüben nicht als Sklave der Arbeit. Seine Stellung zum Arbeitgeber ist eine freiere; Unternehmer und Arbeiter stehen sich als gleichberechtigte Kontrahenten gegenüber. Ihr

Klassenbewußtsein ist minder vergiftet als bei uns. Das Axiom des Sozialismus von der Verelendung der Massen, die Behauptung, daß der vierte Stand entrechtet und enterbt sei, kann drüben niemals die Gemüter in dem Maße aufregen, wie in dem Geburtslande von Marx und Engels. Der Ärmere kennt in Amerika nicht jenen Haß gegen den besser Situierten, der bei uns so oft am Herzen der Armut frißt. Man gönnt den oberen Hunderttausend ihre Landsitze und Equipagen, glaubt man doch, daß man ähnliches einstmals vielleicht selbst besitzen wird, oder daß doch wenigstens die Kinder Anwartschaft darauf haben.

Sozialismus und Arbeiterschaft fallen in Nordamerika lange nicht in dem Maße zusammen wie bei uns. Zu einer mächtigen, den ganzen vierten Stand beherrschenden Organisation wie in der sozialdemokratischen Partei Deutschlands ist der Sozialismus drüben gar nicht gelangt. Er hat so gut wie gar keine Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften, darum konnte er bisher auch noch keinen einzigen hervorragenden Parlamentarier ausbilden. Es fehlt dem Sozialismus in den Vereinigten Staaten an einigen der zündendsten Wahlparolen und heftigsten Agitationsmittel, die er in Europa hat. Es gibt drüben keine Krone zu bekämpfen und keinen grundbesitzenden Adel. Man kann die Beamten nicht als Handlanger und Büttel des Nachtwächterstaates verhöhnen, denn Regierung und Beamtenschaft gehen aus Volkswahlen hervor. Man kann nicht gegen Gewissenszwang und Kirchengewalt wüten, denn Religion ist Privatsache. Es bleibt eigentlich von allen wichtigsten Programmpunkten des Marxismus nur Bekämpfung der bestehenden Gesellschaftsordnung im allgemeinen, Vergesellschaftung der Arbeitsmittel und

als Hauptfeind: das kapitalistische Unternehmertum übrig.

Gegen die Unternehmer haben sich denn auch die Arbeiter in mächtigen Koalitionen zusammengeschlossen; doch die „Unions" verfolgen mehr als gesellschaftlichen Umsturz das praktische Ziel, die Arbeitsbedingungen zu bessern. Im Kampfe gegen Übermacht der Trusts finden sich Labour Party und Poeples Party überhaupt die ganze Arbeiterbewegung, mit billig denkenden Leuten aus allen Parteien, in gewissen staatssozialistischen Ideen und Bestrebungen zusammen. International gefärbt ist nur der revolutionäre, mit den Anarchisten verschwägerte Sozialismus, der hauptsächlich von Fremden: Deutschen, Slawen, Italienern, Irländern getragen wird. Den echt amerikanischen Arbeiter hält sein Common Sense davon ab, an Bewegungen teilzunehmen, deren Ziele offenkundige Utopien sind.

Die Hauptursache, warum die Sozialdemokratie so wenig Boden findet in einem Lande, das sich mehr und mehr zum Industriestaat großen Stils entwickelt, ist, daß zwischen Proletarier und Bourgeois keine tiefe und unüberbrückbare Kluft besteht. Auch der Unterschied in der Lebensführung ist zwischen dem Manne von Geld und Rang und dem schlichten Arbeiter gar nicht so groß. Beide haben eine ähnliche Schulbildung genossen, lesen dieselben Zeitungen, fahren in der nämlichen Eisenbahnklasse. Sie haben die nämlichen Sports, sie kleiden sich, wenigstens Feiertags, fast gleich. Nicht wenige aus der Arbeiterklasse sind Hausbesitzer. Wie oft sieht man am Sonntagnachmittag junge Arbeiter, nett angezogen, mit einer jungen Dame neben sich, im Einspänner kutschieren. Sie gehen, wenn sie Zeit dazu haben, auf die Jagd, die drüben frei ist. Sie haben

ihre Bäder, ihre Turnhallen. Sie spielen Baseball, der für die Arbeiterklasse den Football der akademischen Jugend vertritt. Kurz, sie stellen Ansprüche an das Leben, die bei uns höchstens die Herrenklasse kennt.

Die Löhne sind bekanntlich drüben wesentlich höher als bei uns; dabei sind die Dinge, die man zum körperlichen Leben braucht, Essen, Kleider (soweit sie fertig gekauft) und Wohnung (im Verhältnis zu dem, was sie bietet) nicht sehr viel kostspieliger. Bei allem, was zum Luxus gehört, erst steigen die Preise ins Ungemessene. Entsprechend der besseren Bezahlung ist der Standard of life des amerikanischen Arbeiters auch ein viel höherer als der des europäischen, mit Ausnahme vielleicht des englischen Arbeiters. Der kleine Mann stellt drüben an Ausstattung und Komfort der Wohnung hohe Anforderungen. In dem Luncheonbasket eines Maurers kann man Gerichte finden wie: Braten, Pastete, Tomaten, Pudding, Melone; Gerichte, die bei uns kaum auf den Tisch des Mittelstandes kommen. Im Trinken sind sie enthaltsamer als der Durchschnitt unserer Leute. Viel Tee wird in jenen Kreisen konsumiert. Der Branntwein spielt drüben lange nicht die verderbliche Rolle, die er leider bei unseren ländlichen und industriellen Arbeitern vielerorts noch immer spielt.

Der höhere Standard of life zusammen mit der Enthaltsamkeit der Leute üben die günstigste Wirkung aus auf Gesundheit und Kraft des Menschenschlages. Man sieht wundervolle Erscheinungen von wahrhaft athletischem Wuchse unter ihnen. Die höheren Löhne allein sind es nicht, die solche Wunder wirken. Es ist in erster Linie doch angeborene Männlichkeit und dadurch bedingte Selbstachtung, die diese Klasse drüben wie eine freiere, gesundere Atmosphäre umgibt. Gewiß

trägt die bessere materielle Lage dazu bei, das Selbstbewußtsein zu heben, die Leute lebensfroher und hoffnungsvoller zu machen; aber sie halten auch mehr auf sich, sind stolzer von Natur und haben edlere Instinkte und Bedürfnisse als ein großer Teil unseres Proletariats.

Man wäre fast versucht zu glauben, daß es in Amerika Proletarier überhaupt nicht gibt. In den »Slums« der großen Städte vegetiert allerdings eine durch und durch proletarische Klasse. Dort hat sich ein Bodensatz aus allen Bevölkerungsschichten des Riesenlandes abgelagert: Arbeitslose, aber noch mehr Arbeitsunwillige, Eingewanderte aus aller Herren Länder, die keinen Beruf gefunden, Eingeborene, die ihren Beruf verfehlt haben, verbrecherische Existenzen, welche die Gesellschaft von sich gestoßen hat. Doch kann man diesen Abschaum kaum der Arbeiterschaft zurechnen; es sind morsche, unbrauchbare Teile, die von allen Berufsklassen und Ständen abbröckeln und von der Strömung des reißenden amerikanischen Lebens den großen Zentren zugeführt und dort fallen gelassen werden.

Der amerikanische Arbeiter ist auch durchweg geweckter als sein Klassengenosse in Europa; seine Interessen gehen nicht so einseitig in der Parteipolitik auf, wie die des deutschen es tun. Die Idee des Zukunfsstaates hypnotisiert ihn nicht, er hat praktischere und näher liegende Ziele. Er weiß, daß Bildung Macht ist. Darum nimmt er jede Gelegenheit wahr, seine Kenntnisse zu vermehren und sich geistig zu fördern. Und die höheren Stände sind so vernünftig, einzusehen, daß ein gebildeter Arbeiterstand einem ungebildeten in jeder Beziehung vorzuziehen ist.

Bekannt sind die großen Stiftungen, die drüben in liberalster Weise für Bildungszwecke gemacht werden;

sie kommen in erster Linie den unbemittelten Klassen zugute. Die Bibliotheken stehen jedermann aus dem Volke offen und werden reichlich benutzt. In den Abendschulen haben Leute, die tagsüber durch ihren Beruf festgehalten sind, Gelegenheit, sich geistig zu erfrischen. Die University Extension fängt an, sich nach englischem Muster auch in Amerika zu entwickeln, und setzt ihre Settlements mitten hinein in die Quartiere der Armen. Die große sozial versöhnende Wirkung dieser Klubs liegt darin, daß hier Männer und Frauen jeden Alters aus allen Ständen, zu edler Geselligkeit vereinigt, sich auf Gebieten finden, wo das Geld keinerlei Rolle spielt. Viel Segen stiften auch die Vereine christlicher junger Männer, die in ihren vortrefflich ausgestatteten Vereinshäusern den ledigen jungen Leuten des Arbeiterstandes die Möglichkeit des Heimgefühls bieten. Es ist nichts Seltenes, daß Fabrikanten und Großkaufleute für ihre Angestellten neben Bädern und Turnhallen anch Lesezimmer halten. In all den Heimen, Vereinshäusern, Settlements, welche die Arbeiter selbst unterhalten oder die für sie von den Unternehmern geschaffen worden sind, ist eine Bibliothek selbstverständlich. Dem Bildungstriebe des amerikanischen Arbeiters entspricht sein Lesebedürfnis. Schwächer ist in diesen Kreisen der Kunsthunger entwickelt, der sich in unserer Arbeiterschaft doch hier und da in erfreulicher Weise zu melden beginnt. Der Yankee will vor allem vorwärts kommen im Leben, dazu sieht er in der Bildung des Verstandes das wichtigste Mittel. Die Erkenntnis, daß zur harmonischen Ausbildung des ganzen Menschen auch Verständnis für Kunst gehört, hat in jenen Kreisen weder Apostel noch Jünger gefunden.

Mit einem Arbeiterstande von so hoher Qualität

kann die Industrie selbstverständlich Großes erreichen. Trotz der hohen Löhne sehen wir die amerikanische Industrie nicht nur konkurrenzfähig bleiben, sondern der unsrigen allmählich zur gefährlichsten Rivalin heranwachsen. Leistungsfähigkeit einer Industrie und hohe Löhne gehen Hand in Hand. Die Tüchtigkeit des einzelnen Arbeiters fördert das Unternehmen, und eine blühende Industrie wiederum kann ihre Leute besser bezahlen als eine blutarme. Der amerikanische Arbeiter ist intelligent genug, um sich das zu sagen. Er weiß, daß sein Interesse übereinstimmt mit dem des Unternehmers. Darum arbeitet er nicht, wie bei uns leider so oft, mit geheimem Widerwillen und mit dem Stachel des Klassenhasses im Gemüt, nur das Notwendigste verrichtend, sondern mit Lust und Liebe, ja mit einer gewissen Begeisterung für die Sache, die ihn nährt. Dazu kommt der empfängliche Sinn des Amerikaners für das Praktische. Alles Zweckmäßige macht ihm Freude. Ich werde nie vergessen, mit welchem Eifer ein Arbeiter, der mir zur Führung in einer großen Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen in Chicago als Begleiter mitgegeben war, mir die Großartigkeit der ganzen Anlage und die Leistungsfähigkeit der einzelnen Maschinen erläuterte. Ein Künstler hätte nicht stolzer sein können auf sein Werk, als dieser einfache Mann es war auf das sinnreiche Zusammenwirken des Riesenunternehmens, von dem er nur ein winziger Handlanger war.

Es ist nichts Seltenes, daß drüben die Arbeiter auf eigene Faust Verbesserungen vornehmen an den Maschinen, die sie bedienen; ja es wird behauptet, daß die wichtigsten technischen Erfindungen im Fabrikwesen fast immer von seiten der Angestellten ausgingen. Hier bezahlt sich jene Selbständigkeit, die der Arbeitgeber

seinen Leuten läßt, aufs beste für ihn selbst. Aber der Unternehmer ist dort auch viel eher geneigt, neue Erfindungen einzuführen und jede Einrichtung zu treffen, die seinen Angestellten die Arbeit erleichtern kann.

Welcher Gegensatz zu unseren Verhältnissen, wo die Fabrikanten so oft klagen, daß die Arbeiter sich in eine neue Einrichtung nicht hineinfinden können, und wo aus altem Schlendrian oder Geiz oftmals an einer ganz veralteten Produktionsweise festgehalten wird.

Es ist natürlich, daß auch dieser Stand die Fehler seiner Vorzüge hat. Das hochsympathische Selbstbewußtsein der amerikanischen Arbeiterschaft artet nicht selten in Ungenügsamkeit und Überhebung aus. Die Arbeiter haben sich drüben, wie das in einem Industriestaat selbstverständlich ist, allerorten zur Wahrung wirtschaftlicher Interessen, zu Vereinigungen und Genossenschaften zusammengetan. Solche Verbindungen wirken fraglos segensreich, soweit sie, von kooperativer Grundlage ausgehend, gegenseitigen Schutz und gegenseitige Hilfe zum idealen Zwecke haben. Unzählig ist in Nordamerika die Menge der Versicherungsgesellschaften, Konsumvereine, Sterbekassen, Produktionsgenossenschaften, Logen, Kreditvereine, Friendly Societies. Sie werden hauptsächlich von den arbeitenden Klassen getragen. Die Einlagen der kleinen Leute in die Sparkassen, die Summen, die von ihnen in Polizen angelegt werden, machen der sorgenden Voraussicht und der Sparsamkeit dieser Kreise alle Ehre.

Aber die Arbeiter haben sich nicht zu friedlichen Zwecken allein vereinigt, sie haben sich auch für den Kriegsfall, zu Abwehr und Angriff, in mächtigen Organisationen zusammengetan. Den Trusts der Unternehmer stehen die Unions der Arbeiter kampflustig gegenüber.

Die Trusts sind gewiß keine sympathische Erscheinung, aber die Tyrannei der Unions ist mindestens ebenso unleidlich, wie Übermut und Frivolität jener Ringe es sind. Auch die Unions streben nach einem Monopol: das über die menschliche Arbeitskraft. Auch sie wollen ausschließen, boykottieren. In den Streiks, die von ihnen nicht selten leichtfertig vom Zaune gebrochen werden, gilt es nicht immer bloß Lohnforderungen durchzusetzen, sondern oft ist die Triebfeder zu so zweischneidigem Vorgehen das ehrgeizige Verlangen, den Unternehmern die Macht der Arbeiterorganisation zu zeigen.

Wer in dem großen Kampfe zwischen dem Großkapital und der vereinigten Arbeiterschaft, der in Nordamerika heftiger tobt als irgendwo anders in der Welt, endlich siegen wird, kann heute niemand voraussagen. Vielleicht hat der in den Vereinigten Staaten mehr und mehr an Popularität gewinnende Gedanke der schiedsrichterlichen Entscheidung Zukunft. Denkbar wäre es auch, daß die beiden Faktoren: die Unternehmerringe und die Unions, sich über den Kopf des Publikums weg einigten, welches dann die Zeche zu zahlen hätte.

Es fehlt im Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer drüben etwas, das bei uns von den echten Volksfreunden angestrebt wird: die Milde. Genau wie Zeit, Raum, Natur wird auch die Menschenkraft rücksichtslos ausgenutzt. Man hält so wenig Leute wie möglich, bezahlt sie gut, nimmt aber auch alles aus ihnen heraus, was sie hergeben können. Wenn sie altern, schwächer werden, aus irgend einem Grunde in ihren Leistungen nachlassen, entläßt man sie ohne Gnade und Barmherzigkeit.

Nicht ganz ohne Schuld daran ist der Umstand, daß viele Unternehmer sich aus dem Arbeiterstande erst

selbst emporgearbeitet haben. Der Parvenu aber ist erfahrungsgemäß gegen den früheren Genossen überall härter als der von Geburt ans Herr-sein Gewöhnte. Viele Arbeitgeber nehmen auch mit vollem Bewußtsein den Standpunkt ein, daß Milde nicht ins Geschäft gehöre. Solche Leute vereinigen in ihrem Verhalten die scheinbar größten Gegensätze; sie halten die Löhne so niedrig wie möglich und stellen dabei die höchsten Anforderungen an die Angestellten. Von dem Gelde aber, das sie auf diesem Wege gewinnen, machen sie vielleicht die großartigsten Stiftungen, die ihre Menschenfreundlichkeit weithin verkünden sollen.

Unsere soziale Gesetzgebung hat keine Parallele in den Vereinigten Staaten. Einmal fehlt in der Republik die hochherzige Initiative, die unser soziales Königtum mit dieser Großtat bekundet hat. Aber es fehlt auch beim Volk von Nordamerika das Verlangen nach solcher Hilfe. Die soziale Gesetzgebung war für Leute erlassen, die für sich selbst nicht sorgen wollten oder konnten, die dazu angehalten werden mußten, für die Fälle von Alter, Krankheit, Unfall zurückzulegen. Der amerikanische Arbeiter sorgt für sich selbst. Gesetzliche Regelung dieser Materie, die ihm durchaus ins Gebiet der Privatangelegenheiten zu gehören scheint, würde er als Bevormundung ansehen. Wie alle Yankees, wacht auch der Arbeiter eifersüchtig darüber, daß das nationale Idol der Gleichheit nicht verletzt werde. Nichts würde er unerträglicher empfinden, als patriarchalische Gebarung von seiten des Staates oder Privater. Selbst die Stiftungen, die von Arbeiterfreunden zugunsten der unbemittelten Klassen gemacht werden, suchen daher den Schein patronisierender Wohltätigkeit nach Möglichkeit zu vermeiden.

Es ist kein Zweifel, daß es dem Industriearbeiter gegenwärtig in Nordamerika gut geht; der Stand ist im Aufsteigen begriffen. Das liegt allerdings nicht allein an der Tüchtigkeit und Strebsamkeit seiner Mitglieder; die günstige Konjunktur, unter der das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten seit dem Bürgerkriege — mit Ausnahme einiger vorübergehender Krisen — gestanden, hat niemand solche Vorteile gebracht wie der Arbeiterklasse.

Aber es drohen diesem Stande auch Gefahren; einmal die aus dem eigenen Innern, daß er allzu begehrlich und übermütig wird und Forderungen stellt, die antisozial sind, weil sie, wenn sie erfüllt würden, die Unternehmungen, von denen der Arbeiter so gut wie der Unternehmer lebt, lahm legen und schließlich zugrunde richten müssen. Sodann eine äußere Gefahr, die allerdings das ganze Volk treffen würde: wirtschaftliche Krisen.

Daß eine solche für Nordamerika früher oder später einmal kommen muß, gibt man selbst drüben zu. Eine einzige Mißernte kann sie heraufführen. Sie würde den Industriearbeiter am schwersten treffen. Seine Ansprüche sind durch das Glück der letzten Zeit übermäßig gesteigert worden; von seinem hohen Standart of life würde er nur unter Schmerzen zu einer einfacheren Lebensführung herabgehen. Wird er durch eine Krisis brotlos, so weiß er nichts mit sich anzufangen. Denn er ist bis zu einem gewissen Grade Sklave der Maschine geworden. Seine Kenntnisse sind Spezialkenntnisse; er ist gewöhnt, einige wenige Handgriffe zu machen an der Maschine, die ihm alle gröbere Arbeit abgenommen hat. Das ist die Schattenseite der modernen Produktionsweise, daß sie die Vielseitigkeit der Menschen herab-

mindert. Amerika aber, das in der Maschinentechnik am weitesten vorgeschrittene Land, hat auch diese nachteilige Wirkung auf den Arbeiter am stärksten entwickelt.

Die Arbeitslosen der Industrie werden schwerlich, wie einige Optimisten glauben, in der Landwirtschaft Unterkunft suchen, sondern sie werden genau so, wie sie es bei uns in Fällen wirtschaftlichen Rückgangs tun, das Heer der Straßenbummler und das Proletariat in den großen Städten vermehren. Und es wird bei der Riesenhaftigkeit aller Verhältnisse drüben auch diese Not dann eine gigantische sein.

Die amerikanische Produktion ruht auf den Schultern zweier großer Stände: auf den Industriellen und auf den Farmern.

Wenn man den Farmer Nordamerikas verstehen will, muß man vor allen Dingen jeden Gedanken an unseren deutschen Bauern beiseite lassen. Der Yankee-Farmer ist Unternehmer, beweglich und spekulativ; er lebt und stirbt nicht mit seinem Gute. Nicht von Generation zu Generation hat sich der Bauernhof auf ihn vererbt, die Farm wurde bestenfalls von seinem Vater erstanden. Er sucht unter geschickter Ausnutzung der Konjunktur möglichst viel aus ihr herauszunehmen.

In neun von zehn Fällen trägt er sich mit Verkaufsgedanken. Oft ist der Farmer bei dem Kauf übervorteilt worden von den Eisenbahngesellschaften, von Agenten und Landspekulanten, und er schaut nach einem aus, dem er antun möchte, was ihm widerfahren ist. Ein Gemütsverhältnis des Eigentümers zur Scholle, wie es bei uns doch noch die Regel ist, findet man charakteristischer Weise drüben fast nur beim Farmer teutonischer Abstammung, nicht aber beim Anglo-Kelten.

Ein anderer tiefeinschneidender Unterschied zwischen

amerikanischer Landbevölkerung und deutscher ist, daß drüben das Dorf vollständig fehlt; das Dorf, jenes Wahrzeichen germanischen Landlebens von alters her. Bekanntlich ist das ganze riesige Terrain der Vereinigten Staaten durch rechtwinklig sich schneidende, von Nord nach Süd und von Ost nach West laufende Linien in Quadrate eingeteilt. So sind die Townships entstanden mit ihren sechsunddreißig Sektionen, die wiederum in Viertelsektionen zerfallen. Eine derartige Einteilung hat den Vorzug der Übersichtlichkeit, aber den großen Nachteil der Widernatürlichkeit. Willkürlich durchschneiden die erdachten Grenzen die natürliche Bodengestaltung. Wohl sitzt der Farmer auf einem gut arrondierten Stück Land, das sich bequem bewirtschaften läßt, aber die Mannigfaltigkeit verschiedener Böden, von Gelände und Ackerland, von Wiese und Wald, die dem deutschen Bauern von der Zeit der Markgenossenschaften her, mit ihrer Nutzung der verstreut in der gemeinen Flur gelegenen Stücke, lieb und gewohnt war, ist hier ausgeschlossen. Das Bundes-Heimstättengesetz, unter dem die Ansiedler das Land so gut wie umsonst bekamen, verstärkte die Tendenz zum Anbau in Einzelhöfen, denn es machte zur ersten Bedingung, daß der Erwerber das Grundstück bewohnen und ausschließlich zu eigenem Gebrauch nutzen solle.

So sitzt der Farmer, ähnlich wie ein niedersächsischer Bauer, einsam auf seiner Farm, umgeben von einer Anzahl auf Stücken von gleicher Größe und Beschaffenheit lebenden Nachbarn, mit denen er durch keinerlei Gemeindeverband vereint ist. Diese völlige Ungebundenheit nach der sozialen Seite hin hat dazu beigetragen, den Farmer kühn und selbständig zu machen; sie hat aber auch jenes Heimgefühl unterbunden, mit dem der deutsche

Bauersmann am eigenen Herd, an der heimatlichen Flur, den Dorfgemarkungen, den Gemeindeeinrichtungen, kurz an der altgewohnten Nachbarschaft hängt.

Während der Farmer in Nordamerika auf der einen Seite dem spekulativen Unternehmertum nahe steht, ist er auf der anderen auch verwandt mit dem Industriearbeiter. In der amerikanischen Landwirtschaft hat die Maschine von jeher eine große Rolle gespielt, und je größer der Arbeitermangel wird, desto mehr sucht man naturgemäß durch Maschinenkraft Zeit zu sparen und Menschenkraft zu ersetzen.

Die Landwirtschaft hat drüben überhaupt engste Fühlung mit der Technik. Die Herstellung von landwirtschaftlichen Maschinen ist ein wichtiger Industriezweig geworden. Hierzu hilft die günstige Produktionsmittelverteilung, die in Nordamerika immer nebeneinander hat wachsen lassen, was zusammen gehört. Neben den fruchtbaren Tälern des Mississippi und Ohio liegen die Kohlenfelder und Ölregionen Pennsylvaniens und hinter dem Präriegürtel die Erzfunde der Rocky-Mountains. Von vornherein besaß das platte Land die trefflichsten Verbindungen in seinem verbreiteten Netz von Flüssen und Seen, das die mangelnde Gliederung dieses massiven Kontinents reichlich ausglich. Und schließlich schufen die großen Eisenbahngesellschaften, von der Regierung durch überreiche Landschenkungen begünstigt, jene großartigen Verkehrswege, die recht eigentlich die Blutadern geworden sind für den Landbau. Nirgends haben sich die Eisenbahnen so den Bedürfnissen des Landes angepaßt wie drüben. Sie leben vom Farmer und seinen Frachten, und der Farmer wäre ohne sie ein Krüppel. Überall, während man durch die endlosen Weizenregionen des Nordens oder durch die

Maisfelder der Mitte fliegt, sieht man längs der Strecke die Elevatoren am Bahnkörper stehen, diese nüchternen, leicht gezimmerten Elevatoren, die doch herrliche Denkmäler sind für den Unternehmungsgeist dieses praktischen Volkes.

Von der Aussaat bis zur Ernte und zum Verladen in die Elevatoren wird mit Hilfe von Maschinenkraft dasselbe gemacht, was unsere kleinen Landwirte mit einer Menge zeitraubender Handgriffe besorgen. Der Boden wird mit dem Dampfpflug gepflügt oder auch mit dem spezifisch amerikanischen Reitpflug. Drill- und Säemaschienen besorgen die Aussaat. Der Kultivator wird an Stelle der veralteten Hacke angewendet. Grasmähmaschinen, Wender und Heupressen behandeln das Heu. Der Harvester besorgt die Getreideernte, nebenbei auch das Binden der Garben durch Selbstbinder. Den Triumph landwirtschaftlicher Ingenieurkunst aber stellt die kombinierte Mäh- und Dreschmaschine dar, die auf dem Felde in kürzester Zeit erledigt, was früher die Arbeit für lange Herbst- und Wintermonate bedeutete.

Wie weit entfernt von unserem Ackersmann, der noch heute mit Säesack, Handhacke, Sense und Dreschflegel wirtschaftet, ist dieser ländliche Unternehmer. Ähnlich dem Industriearbeiter bedient er nur noch die Maschine, die für ihn arbeitet. So sitzt der junge Farmer, gekleidet wie ein Gentleman, auf seinem Reitpfluge, bequem und leicht, und reguliert mittelst eines Handhebels die Schar. Sein Vater ist vielleicht in der deutschen oder russischen Heimat noch hinter dem schwerfälligen, von Ochsen gezogenen altmodischen Pfluge einhergeschritten, die eine Hand am Sterz, in der anderen die Hotteleine. Der amerikanische Farmer ist ein durch und durch moderner Mensch; unser Landmann erscheint, mit ihm verglichen, wie ein Fossil.

Die Wandlung aus der alten Form in die neuzeitliche vollzieht sich erstaunlich schnell. Das Selbstbewußtsein und der Unternehmungsgeist scheinen den Leuten drüben aus der Luft anzufliegen. Man muß nur gesehen haben, was im Laufe einer Generation aus den Söhnen unserer demütigen, unbeholfenen, unselbständigen Bauern wird in jenem Lande, wo jeder rettungslos unter die Räder kommt, der sich nicht selbst zu helfen weiß.

Der Farmer muß vielseitiger sein als irgendein anderer Stand. Mit dem Feldbau allein ist es nicht getan. In den Strichen, wo der Acker erst dem Urwald abzugewinnen ist, muß er Bäume fällen und roden; er muß den Baumeister und Zimmermann spielen; er hat einen großen Vorteil, wenn er sich sein Vieh selbst heranzieht oder gar wenn er sich auf Butter- und Käseproduktion werfen kann. Er muß die Maschinen verstehen, mit denen er arbeitet, also Techniker sein, und zu alledem möchte er auch noch kaufmännische Anlagen besitzen.

Auch das ländliche Kreditwesen beeinflußt die Lage des amerikanischen Landwirtes günstig. Überschuldung ländlicher Grundstücke kommt vor, aber sie ist nicht, wie in manchen Gegenden bei uns, eine Kalamität. Bei dem häufigen Besitzwechsel werden Hypotheken von den vorsichtigen Geldleuten nur bis zu beschränkter Höhe gewährt. Um so stärker ist der Mobiliarkredit ausgebildet. Der Farmer bekommt seine Produkte schnell und leicht in der nächsten Stadt lombardiert. Seine Ersparnisse legt er in der Bank an und kann durch den in Amerika so beliebten Chekverkehr seinen Kredit ausnutzen. Oder er tauscht Ware gegen Ware um. Eine Naturalwirtschaft, wie man sie im Osten Europas noch vielfach findet, wo das Gut die meisten Verbrauchs-

artikel selbst hervorbringt, gibt es drüben nirgends mehr. Der Farmer ist Exporteur; aus diesem Grunde hat er sich auf den Anbau eines einzigen oder einiger besonders lohnender Artikel geworfen. Sein Hauptkreditmittel jedoch ist der Lagerschein, den er vom Elevator der Eisenbahn erhält. Die Banken beleihen den Lagerschein bis zur vollen Höhe; im Verkehr ist der Schein so gut wie Bargeld.

Durch diese einfachen, sinnreichen Einrichtungen fällt der Zwischenhandel fort, und der Wucher wird erschwert. Um zwei furchtbare Feinde also, die manchen braven deutschen Landwirt von Haus und Hof getrieben haben, ist sein amerikanischer Berufsgenosse ärmer.

Besitzt der Yankee-Farmer nur ein wenig Geschäftssinn und hat er kein Ernteunglück, so muß er eigentlich prosperieren. Es ist auch nichts Seltenes, daß mit der Landwirtschaft drüben Geld gemacht wird. Aber das Haus des Farmers ist ein leicht gezimmertes und sein Sinn veränderungslustig. Da er sein Herz nicht in der Scholle vergraben hat, die ihm selten Geliebte ist wie dem deutschen Landmann, so denkt er auch nicht an Meliorationen, sondern viel eher an Veräußerung des Grund und Bodens und gewinnreichen Kauf eines neuen Spekulationsobjektes.

Mit diesem rein verstandesmäßigen Verhältnis des Eigentümers zum Gute hängt die Wirtschaftsmethode eng zusammen, die oft nur ein raffinierter Raubbau ist. Nur in einem Lande, wo die Natur große Güte und Nachsicht an den Tag legt, ist eine so leichtfertige Wirtschaft durchführbar, wie der amerikanische Durchschnittsfarmer sie noch heute zu treiben beliebt. Es ist ja ganz richtig, vom geschäftlichen Standpunkt wäre der ein Tor, der einen Boden, welcher dreißig-

mal hintereinander Weizen hervorbringt, schonend behandeln, und der Scholle das, was sie gewährt hat, in Gestalt von Dünger wieder erstatten wollte. An Schonen und Pflegen der Humusschicht, an eine rotierende Fruchtfolge, an Brachen des Feldes braucht der Farmer, wenigstens in den besten Distrikten Amerikas, noch nicht zu denken. Aber die Zeit ist vielleicht nicht allzu fern, wo er auch zu diesen Hilfsmitteln seines europäischen Genossen wird greifen müssen. Die weiten, ehemals fruchtbaren, jetzt unbebauten Striche im Süden, welche durch unvernünftige Plantagenwirtschaft ausgesogen und der Verwilderung anheim gefallen sind, reden eine beredte Sprache. An manchen Stellen des Nordens und Westens rächt sich auch die systematisch seit Jahrhundertfrist betriebene Waldverwüstung am Klima. Und andere Gefahren drohen, an denen das Landvolk selbst nicht schuldlos ist: Verunkrautung des Grund und Bodens, als Folge liederlicher Feldbestellung bei extensiver Wirtschaft und Schädigung der Früchte durch allerhand Getier, das man in seiner Sorglosigkeit hat zur Plage werden lassen. Nützliche Tiere zu vertilgen und schädliche aufkommen zu lassen ist eine jener für den schlechten Wirt charakteristischen Eigenschaften, die den anglo-keltischen Farmer, nicht zu seinen Gunsten, abzeichnet von seinem Genossen teutonischen Ursprungs. Die Farmen der Deutschen, Deutsch-Russen und Schweizer wird man meist schon an ihren gut gehaltenen Ställen und an der größeren Ordnung in Feld und Garten erkennen. Stehen Blumen um das Haus, so sitzt sicherlich einer unserer Landsleute darin; dafür hat seine Wohnung vielleicht weniger Komfort aufzuweisen.

Man fängt übrigens an in den Vereinigten Staaten, sich hie und da bewußt zu werden, daß es unverant-

lich ist, die Gabe Gottes dem augenblicklichen Gewinn zuliebe, aber zum sicheren Schaden kommender Generationen, verwüsten zu lassen. Die einzelnen Staaten setzen den Hebel an der richtigen Stelle an, wenn sie durch Gründung und Erhaltung landwirtschaftlicher Schulen zunächst einmal Sorge tragen, daß gediegene Kenntnisse in den Farmerstand gelangen. An solchen Instituten herrscht, wie überall drüben in den Akademien, ein reger, praktischer, vorwärtsstrebender Geist. Es wird Sache dieser Schulen sein, neben Vertiefung der Fachkenntnisse vor allem auch den Schüler darauf hinzuweisen, daß Landwirtschaft mehr ist als bloßes Geschäft, die Scholle etwas anderes als Ware, und so dem Volke allmählich das Gewissen zu schärfen der Natur gegenüber, die niemand, geschweige denn eine ganze Nation, ungestraft mißbrauchen darf.

Trotz mancher Unarten und schwachen Seiten ist jedoch der Stand der Farmer einer der tüchtigsten, ja vielleicht der wertvollste des ganzen Landes. Er vereinigt Körperkraft, Gesundheit, Beherztheit mit hoher Intelligenz. Er hat sich bei der großen Aufgabe, die dem Volke von Nordamerika im neunzehnten Jahrhundert gestellt war: die Aufschließung des Westens, als vorzüglicher Pionier bewährt. Eine seiner besten Gaben ist Liebe für das Tier. Er ist ein vorzüglicher Züchter. Mit den Haustieren hat er auch das Verständnis für ihre Behandlung, ein Erbteil seiner angelsächsischen Vorfahren, aus den Mutterländern nach dem fernen Westen getragen.

Das ländliche Proletariat fehlt so gut wie ganz in Nordamerika. Es erklärt sich das einmal aus der Besiedelung des Landes mit Einzelhöfen, dann aus dem Fehlen des Großgrundbesitzes in unserem Sinne und

schließlich auch aus den hohen Löhnen, welche die Industrie zahlt. Der Großgrundbesitz kommt nicht in Form des Rittergutes vor, sondern in einer Vereinigung verschiedener Grundstücke in Kapitalistenhand. Die Folge davon ist Verpachtung, und zwar unter viel härteren Bedingungen als wir sie kennen, weil der Verpächter meist nicht Fachmann ist und den Grundbesitz lediglich als Geschäftsmann hält. Die Riesenweizenfarmen des Nordens sind in Auflösung begriffen, werden parzelliert. Die gewaltige Ausdehnung der Ranchen im Westen und Südwesten rechtfertigt sich durch Bodenbeschaffenheit und Wirtschaftsmethode. Im Süden, in den Baumwollstaaten ist an Stelle der ehemaligen Plantagen der Sklavenbarone vielfach Parzellenwirtschaft getreten, die durch Schwarze betrieben wird.

Die Farmer sind ein freier Stand, sie haben keine Arbeitgeber über sich. Aber auch in Amerika ist der Landwirt abhängig von einem unpersönlichen Herrn: dem mobilen Kapital. In der Gestalt von Getreidepreisen, Frachtsätzen, Börsenkursen, Eisenbahnpolitik, Währung, Zinsfuß, Zoll, macht sich dieser Gewalthaber oft sehr empfindlich fühlbar.

Ein Kampf zwischen Landwirtschaft und Industrie, wie er bei uns tobt, ist drüben noch nicht entbrannt. Aber die Farmer sind nicht ohne Interessenvertretung. Zwei große, über das platte Land verbreitete Vereinigungen: die Patrons of Husbandry und die Farmers Alliance bringen die Ansichten und Bedürfnisse dieses Standes zur öffentlichen Kenntnis. Das Interesse an der Politik ist rege; auf den Farmen werden viel Zeitungen gehalten. Nicht selten auch hat der Farmerstand bei den Wahlen seinen Willen zur Geltung zu bringen verstanden.

Die Lebenshaltung des amerikanischen Farmers steht verhältnismäßig hoch. Die Maschine nimmt ihm die gröbste Arbeit auf dem Felde ab. Er ist selbst am Werkeltage gut und zweckmäßig gekleidet. Die Badestube im Hause sowie das Parlour mißt er, falls er angelsächsischer Abkunft ist, ungern. Kleine Bibliotheken findet man auf jeder besseren Farm. Die Frauen überraschen durch feine Manieren und Bildung. Fast nur bei Ansiedlern slawischen Ursprungs sieht man die Frauen Feldarbeit verrichten. Die Farmersöhne drängen sich in alle Berufe ein. Auch in diesem Stande ist, wenigstens bei der jungen Generation, jener Trieb vorhanden, auf dem soviel vom amerikanischen Fortschritt beruht, es weiter zu bringen als die Alten.

Freilich bedeutet dieser Trieb auch eine große Versuchung für den Farmerssohn. Die Gelegenheit, sich weiterzubilden, findet er am bequemsten und reichhaltigsten in der Stadt. Aber das einmal vom Zug nach der Großstadt ergriffene Landkind — das wissen wir aus der deutschen Erfahrung — ist für die Scholle verloren. Der Umstand, daß der Farmer früh mit der Maschine umzugehen gelernt hat, macht ihm den Übergang zur Industrie leicht. Die hohen Löhne aber der blühenden Industrie bilden ein ferneres zur Landflucht verführendes Lockmittel. Mangel an Händen ist eigentlich die einzige schwere Sorge, die den amerikanischen Farmer drückt, sie wirkt um so peinlicher, je größer der Erntesegen. Verkommen der Früchte in Feld und Obstgarten wegen mangelnder Erntearbeiter bleiben eine an verschiedenen Stellen Nordamerikas beobachtete traurige Erscheinung.

Der Farmerstand ist der Halt des Landes, er bildet das Gegengewicht zu den unruhigen, von Korruption angefressenen, von frivolen Politikern beherrschten

Massen in den großen Städten. Genau wie bei uns bezieht die Gesamtheit des Volkes auch drüben aus diesem Urstande ihre besten, gesündesten Säfte und Kräfte. Die Ausdauer und Kühnheit rüstiger Landleute hat im Bürgerkriege die großen Entscheidungen herbeigeführt.

Wer von Nordamerika nur die Millionenstädte kennt, wird leicht zu der Ansicht kommen, daß dort, wo die himmelhohen Geschäftshäuser und Mietskasernen sich gegenseitig Luft und Licht wegnehmen, wo alle Fäden der das ganze Land umspannenden Monopole in wenigen Händen zusammenlaufen, Intelligenz, Kapital und politische Macht sich zu einer alles beherrschenden Dreiheit zusammenschließen. Unzweifelhaft ist das Geld in den großen Städten angehäuft, unzweifelhaft wird von dort aus die gesamte Kapitalbewegung geleitet und das Wirtschaftsleben angeregt und befruchtet; aber das Geld wird doch nicht an den Börsen gemacht. Dort wird es höchstens gewertet und umgesetzt. Edle, wirklich bleibende, nützliche Werte werden an Stellen produziert, die ganz anders aussehen als Wallstreet. Im Grund und Boden liegen die Schätze verborgen, die ein Volk reich machen, aber nur auf die Dauer reich machen können, wenn menschliche Tüchtigkeit sie zu heben, anzuwenden und zu erhalten versteht. Das Rohmaterial, alle herrlichsten Schätze an Mineralien, Kohlen, Steinen, aller Raum und alle Naturkräfte wären nichts, wenn nicht menschlicher Unternehmungsgeist hinzuträte, die starre Masse zu erschließen und die ruhenden Kräfte zum Leben zu erwecken.

Neben den Arbeiter und den Farmer tritt als dritter produktiver Stand der Unternehmer.

Der Begriff „Unternehmer" umfaßt in Nordamerika eine weit größere Zahl von Klassen und Individuen als

bei uns. Der Yankee ist von Natur unternehmend. Schon die Kinder in der Schule sind es. Man hört nicht selten, daß junge Leute bereits ein Vermögen gemacht haben. Sogar Dienstboten spekulieren in Bankaktien und Eisenbahnpapieren. Ganze Stände, die bei uns zu schwerfällig sind, um sich mit Spekulation zu befassen, oder die, wenn sie es tun, meist mit Schaden dabei wegkommen, sind drüben aufs Wetten und Wagen erpicht. Bei uns hat das Börsenspiel einen üblen Beigeschmack; den ersten Klassen des Landes, dem Offiziersstand und dem Beamtentum ist es untersagt. Drüben erscheint der Mann, der nicht in irgendeiner Form sein Glück versucht, als Ausnahme von der Regel.

Selbst der Künstler ist in Amerika Unternehmer. Die ersten Bühnenkünstler reisen fortgesetzt mit ihren Truppen durch das ganze Land. Beliebte Autoren verstehen es, ihre Bücher zu Auflagen zu treiben, die in die Hunderttausende gehen. Von dem Präsidenten einer Universität verlangt man, daß er Geschäftsmann und Organisator sei und die materielle Seite des Instituts zu fördern wisse. Ärzte und Advokaten verstehen von ihrem eigentlichen Fache oft sehr wenig, aber um so mehr von der Kunst des Geldmachens. Ja, selbst einzelne Geistliche vollführen zu Ehren Gottes eine Art marktschreierischer Propaganda, die man bei uns höchstens einem Kleiderhändler nachsehen würde.

Der Unternehmungsgeist wurde diesem Volke durch die Natur seines Landes anerzogen. Die ersten Ansiedler angelsächsischen Ursprungs waren durch ihre Wohnplätze am Rande eines großen, mit herrlichen Naturschätzen und wenig Bevölkerung bedachten Kontinents darauf angewiesen, Handel mit dem Mutterlande zu treiben. Im Norden entstanden die Handelsemporien,

im Süden die Plantagen. Nicht Krieger und Ackerbauer, wie ihre Vorfahren, da sie die Länder der Alten Welt besiedelten, waren diese Kolonisten, sondern Kaufleute und Sklavenhändler. Während des mehrhundertjährigen Zuges der Ansiedler nach dem Westen entwickelten sich neue Eigenschaften in diesem Völkergemisch, das durch gemeinsame Not und gemeinsames Glück immermehr zu einer Einheit zusammengeschweißt ward. Die Freude am Wagen und kühnen Unternehmen wurde beim einzelnen wie in der ganzen Nation stetig verstärkt.

Das Glücken aller seiner Unternehmungen, das Gedeihen seiner Saaten, das ungehinderte Vorwärtsdringen in ein Land, das, je weiter man kam, sich um so reicher an Schätzen aller Art erwies, dazu das schnelle Zusammenbrechen der wenigen schwachen Feinde, die sich ihm entgegenzustellen wagten, haben den Amerikaner zum Optimisten gemacht. Er vertraut auf seinen Stern, der ihn noch niemals betrogen hat. Es ist ganz natürlich, daß er, dem das Glück auf allen Wegen hold gewesen, Freude fand am Versuchen des Glücks.

Rastlosigkeit ist ein weiterer Charakterzug des Yankees. Er ist nicht imstande, die Hände im Schoße ruhen zu lassen. Es wird berichtet, daß die Farmer des Nordens, wenn im Winter das Wetter die Arbeit im Freien unmöglich macht, am Feuer sitzend wenigstens Holzspäne schnitzen, um ihren arbeitsfrohen Händen Beschäftigung zu geben. Auffällig ist auch die Erscheinung, daß die Geschäftsleute sich erst ganz spät oder gar nicht aus ihrem Berufe zurückziehen. Der Yankee stirbt am liebsten in den Sielen. Dazu kommt der dem Amerikaner angeborene und durch die Erziehung verstärkte Sinn für das Reale, seine Lust am Zweckmäßigen,

beides Gaben, die der Industrielle und Kaufmann ebensowenig entbehren kann, wie der Arbeiter und Farmer.

Zum Unternehmer großen Stiles aber wird der Yankee durch eine Eigenschaft, die ihn recht eigentlich zum modernen Menschen stempelt: durch die praktische Phantasie.

Die amerikanische Erfindungsgabe hat nichts mit vager Träumerei oder verschrobener Projektelmacherei zu tun. Sie war werktätig immer da zur Stelle, wo es galt, brennende Aufgaben zu lösen. Als es notwendig war, den Urwald zu lichten, schuf sie die berühmte amerikanische Axt. Als der Ackerbau in den Vordergrund trat, lieferte sie sinnreiche, zweckvollendete Werkzeuge und Maschinen für dieses Gewerbe. Da es galt, Ozean mit Ozean auf dem Landwege zu verbinden, warf sie Brückenkonstruktionen von unerhörter Kühnheit über die Ströme, vervollkommnete die Lokomotive und das Dampfschiff. Als ein langwieriger Bürgerkrieg ausbrach, ersann sie Waffen und Panzer für Land- und Seegefecht. Auf diesen Krieg folgte ein wirtschaftlicher Aufschwung sondergleichen; ihm lieferte sie in ungezählten Maschinen die rechten Werkzeuge der Produktion. Gelehrte wetteiferten mit Politikern im Ersinnen neuer Mechanismen. Die Elektrizität wurde in keinem anderen Lande der Welt ähnlich zu Unternehmungen großen Stils ausgebeutet, wie in Nordamerika. Und als schließlich die Vereinigten Staaten mit den Produkten von Landbau und Industrie immer mächtiger auf den Weltmarkt hinaustraten, als es für sie galt, sich mit den Ländern des ganzen Erdballs in Verbindung zu setzen, da wurden jene Erfindungen, die den menschlichen Gedanken über weite Räume ver-

ständlich machen, gerade von amerikanischer Seite am lebhaftesten gefördert.

Mangel an Kenntnissen und an praktischem Verstand kann man den Deutschen nicht vorwerfen; aber leider kommen diese Gaben bei uns selten vereinigt vor. Wir besitzen viele schwer gelehrte Leute, deren schwache Seite der gesunde Menschenverstand ist, und wir haben viele praktische Männer, die zeitlebens zur Einseitigkeit verdammt sind, weil ihnen tiefere Bildung und der Flug der Gedanken fehlt. Der Amerikaner, wenn er im einzelnen auch nicht so viel gelernt haben mag, wie der deutsche Fachmann oder der deutsche Theoretiker, übertrifft doch beide durch eine Gabe, welche gleichsam ein Ergebnis ist aus Können und Erkennen, eben die praktische Phantasie.

Vielleicht ist diese seltene Gabe ein Erbteil der beiden Rassen, von denen der Yankee in der Erscheinung wie in der geistigen Struktur am meisten angenommen hat: von der angelsächsischen mit ihrem nüchternen Common Sense und von der keltischen mit ihrer phantasievollen Anpassungsfähigkeit. Nicht ohne Einfluß auf die Erfindungsgabe ist auch jedenfalls jene durch die Natur des Landes bewirkte Eigenschaft geblieben, die Friedrich Ratzel das „weiträumige Denken" getauft hat. Der großartige, oft phantastische Zug, der durch viele Unternehmungen der Yankees geht, der uns ängstlicheren Europäern leicht den Eindruck des Verrückten macht, führt auf diese Grundlagen des Volkscharakters zurück.

Der Amerikaner hat als Geschäftsmann eine großartigere Auffassung als der Deutsche. Er denkt praktisch und handelt enthusiastisch, während der Deutsche oft theoretisch denkt und im kleinlichen Detail stecken

bleibt. Der amerikanische Geschäftsmann klebt vor allem nicht am Gelde; geht ihm ein Unternehmen fehl, so findet er sich wohl oder übel darein. Der Deutsche springt in solchem Falle dem Gelde nach und geht darüber zugrunde.

Der Unterschied zwischen amerikanischer Volkswirtschaft und europäischer ist der: wir konservieren, der Amerikaner entwickelt. Wir sind angewiesen auf ein kleines Land von beschränkten Hilfsquellen. Unser wertvollster Besitz ist der von den Vätern übernommene; ihn zu hüten und zu vervollkommnen streben wir an. Drüben gerade umgekehrt! Von der Vergangenheit hat man wenig übernommen, es gibt nicht viel Altes, was des Erhaltens wert wäre. Der Reichtum aber und die Ausdehnung des Landes stellen vor immer neue, Gewinn versprechende und die Unternehmungslust reizende Aufgaben. Der Yankeeunternehmer, mag er nun Eisenbahnkönig, Captain of Industry, Weizenkönig, Bankier, Besitzer einer Riesenranch, Schiffsreeder oder Bierbrauer sein, wird sich in erster Linie als Pionier fühlen, der neue Wege des Handels und Verkehrs eröffnet, als »Promotor« neue Quellen des Wohlstandes erschließt.

Pietät für das Vergangene kann man bei einer Menschenklasse nicht suchen, die so ganz in der Gegenwart lebt, und deren Blick dabei durchaus in die Zukunft gerichtet ist. Ein Unternehmer, der in Europa ein neues Institut, eine Fabrik, eine Eisenbahn, ein Haus gründet, legt es an, als ob es für alle Ewigkeit halten solle. Der Yankee baut für beschränkte Zeit. Er weiß, daß die rapide Entwicklung der Technik das, was er heute schafft, in zehn Jahren vielleicht veraltet erscheinen lassen wird. Darum will er sich das Wegreißen morgen durch allzu festes Bauen heute nicht erschweren.

Wenn schon beim Ackerbau und in der Manufaktur Zeitersparnis eines der Leitmotive gewesen war, so ist der Wunsch, Zeit durch Vereinfachung des Betriebes zu sparen, bei Tag und bei Nacht Traum des Großunternehmers. Man sucht alle gleichartigen Unternehmungen über das ganze Land in möglichst wenige Hände zu vereinigen unter Ausscheidung der kleinen Mittelglieder. In Handel und Industrie geht die Tendenz auf Entwicklung des Großbetriebes, auf Zusammenballung von Interessen und Kapitalien.

Die Demokratie unterstützt diese Entwicklung. Ihre Grundlage ist die Gleichheit. Sie gewährt dem einzelnen einen weiten Spielraum zur Betätigung seiner Kräfte. Sie kennt nicht den Grundsatz: Schutz dem schwächeren Teil. Durch ihre Indifferenz unterstützt sie indirekt den Starken, der von der Freiheit einen ganz anderen Gebrauch zu machen weiß als der Schwache.

Der Wille zur Macht beherrscht jeden normalen Yankee. Doch hat der einzelne in dem großen Lande wenig Aussicht, zu politischer Macht zu gelangen. Auch hat die Konstitution meisterhaft vorgesorgt, daß alle Machtfaktoren sich gegenseitig balancieren, daß kein Bürger den anderen beherrsche. Dem Ehrgeizigen winken in der bürgerlichen Gesellschaft weniger erstrebenswerte Ehren und Würden, als in einer aristokratischen. Darum sucht sich der strebsame Yankee das Feld, auf das ihn seine praktischen Fähigkeiten so wie so weisen: das Unternehmertum im weitesten Sinne.

Die höchste Summe von Intelligenz und Tatkraft wird in den Vereinigten Staaten nicht etwa in der Politik zur Entfaltung gebracht, sondern im praktischen Leben. Die großartigsten Organisationen, kühnsten Pläne, feinsten Schachzüge, würdig großer Diplomaten,

gehen von Leuten ohne Rang, Titel und öffentliche Stellung aus, von jenen mit praktischer Phantasie begabten Persönlichkeiten, die fast unbemerkt im Hintergrunde auf irgendeinem Feldherrnhügel halten und die Heere nach ihrem Winke schwenken und eingreifen lassen, mit Menschen operieren, als seien es Zahlen, und die Kapitalien hin und her werfen, verteilen und zusammenziehen, wie gut einexerzierte Bataillone.

Für unsere zahme europäische Anschauungsweise haben solche Erscheinungen etwas Gigantisch-Dämonisches. Sicherlich wird ihre Schädlichkeit von uns überschätzt. Das Großkapital hat auch drüben, wie in der ganzen Welt, befruchtend gewirkt auf Industrie, Handel, Erfindung, Verkehr. Gewisse Unternehmungen, und gerade die weitesttragenden, konnten überhaupt nur geleistet werden durch eine Vereinigung von Macht, Vermögen, Energie und Klugheit. In der Übertreibung liegt schon die Korrektur. Menschen von napoleonischer Phantasie scheitern an der Beschränktheit menschlicher Natur und eilen, bei noch so großen augenblicklichen Erfolgen, einem sicheren Waterloo entgegen.

Amerikanischer Unternehmungsgeist hat sich nirgendwo gewaltiger auswirken können, hat auf keinem Gebiete in kürzerer Zeit Größeres und Nützlicheres leisten dürfen, als im Eisenbahnwesen. Es ist etwas Wahres in der Paradoxe, daß die Eisenbahnen England klein, die Vereinigten Staaten aber groß gemacht haben. Ohne die Eisenbahnen wäre das wichtige Kulturwerk der Aufschließung des Westens undenkbar gewesen.

Eine wesentliche Ursache für die Überlegenheit der amerikanischen Eisenbahnen über die europäischen ist in der unbeschränkten Freiheit zu suchen, die der Staat von Anfang an den Eisenbahnunternehmungen gelassen

hat. Die Erbauer waren nur durch das gemeine Recht gebunden. Die durch diese Freiheit beförderte Konkurrenz führte zur Vermehrung der Schnelligkeit und Bequemlichkeit, zur Besserung des Materials, zu stetig zunehmender Verfeinerung des Systems. Die überreichen Landschenkungen, mit denen die Regierung einzelne bevorzugte Linien bedachte, halfen wirtschaften. Der wichtigste Förderer aber ist, wie bei allem, was zur Größe strebt, der »Human Faktor« gewesen. Nur wahrhafter Mut konnte sich an die Aufgabe wagen, und nur wirkliche Genialität konnte sie lösen, Ozean und Ozean über alle Hindernisse von reißenden Strömen, himmelstrebenden Gebirgen und von endloser Prärie hinweg miteinander durch den Schienenstrang zu verbinden.

Hier zeigt sich der Unterschied wieder deutlich zwischen Alter und Neuer Welt, zwischen erhaltender und entwickelnder Wirtschaftsmethode. In Europa baut man Eisenbahnen, um bereits bestehenden Handel und Verkehr zu unterstützen, in Amerika, um Verkehr hervorzurufen und ruhende Schätze und Kräfte zu erschließen. Die Eisenbahn gründet Städte, schafft neue Kolonien. Jede große Linie ist wie ein lebendes Wesen mit der Blutzirkulation des Verkehrs, mit Gliedmaßen, mit einem lebendigen Gehirn: der Administration. Die Eisenbahnen sind aristokratisch, oft sogar monarchisch regiert. In wenigen Händen laufen die Fäden der Verwaltung zusammen. Ein gekrönter König mag mehr legitimen Prunk entfalten, aber schwerlich wird er autokratischer gebieten, mehr reale Macht ausüben als in jener großen Demokratie ein Eisenbahnmagnat über die Anwohner, über ganze Städte und Distrikte besitzt. Hängen doch von seinem Gutdünken die Frachtsätze, die Regelung von Handel und Verkehr, die Anschlüsse, die

Preise der wichtigsten Produkte und viele in das Wirtschafts- und Privatleben tiefeinschneidende Bedingungen ab.

Die Unternehmer, voran die Präsidenten der großen Eisenbahn- und Transportgesellschaften, die Großkaufleute, Bankiers, Minenbesitzer und Fabrikanten, mit einem Worte die Kapitalisten, sind die mächtigsten Leute im freien Amerika. Wie kein anderer Stand beeinflussen sie die Politik nicht nur der einzelnen Staaten und Gemeinden, sondern auch die des Bundes.

Es fehlt in den Vereinigten Staaten eine Geburtsaristokratie, wie England sie besitzt, die durch Jahrhunderte die Geschicke des Landes regiert hat, es fehlt der absolute Herrscher Rußlands, es fehlt der Beamtenstand Deutschlands und seine Bundesfürsten. Dafür konnte drüben eine andere Herrscherkaste aufkommen, eine wirtschaftliche Tyrannis, die darum besonders gefährlich ist, weil sie hinter den Kulissen arbeitet. Bekannt ist, wie die großen Eisenbahngesellschaften es meisterhaft verstanden haben, Gesetze, die gegen ihre Tarifmanipulationen erlassen wurden, praktisch unwirksam zu machen; neuerdings folgen ihnen die Trusts darin nach. Diese Unternehmergruppen stehen außerhalb der Gesetze, weil sie die Gesetzgebungsmaschinerie sowohl wie die Exekutive regieren. Der Senat ist bereits eine Gesellschaft von Millionären. Überall, in Stadt und Land, in der Presse und in der Selbstverwaltung, in der Justiz sogar, hat die mächtige Klasse der Großkapitalisten ihre Vertreter und Helfer.

Die Demokratie könnte, wenn man den Dingen ihren Lauf läßt, schließlich in Plutokratie ausarten. Doch wird es wohl hier kommen, wie schon wiederholt in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, man läßt offenkundige Schäden lange Zeit bestehen, bis

dem Volk schließlich die Geduld reißt, es den Zwang temperamentvoll bricht und das Übel abschüttelt.

Wo ein Stand aufhört und der andere anfängt, ist schon bei uns in Europa, mit seinen Resten mittelalterlicher Stände, schwer zu sagen, wieviel mehr in einer jungen Gesellschaft wie der amerikanischen mit stets fließenden Grenzen. Ebenso wie drüben fast jedermann in irgendeiner Form Unternehmer ist, so steht auch jeder Bürger irgendwie mit der Politik in Fühlung. In keinem Lande der Welt wird mehr gewählt als in den Vereinigten Staaten. Jeder erwachsene Mann, in manchen Fällen auch jede Frau, ist in der Lage, durch Abgabe des Stimmzettels an der Gemeinde- wie an der Staats- und Bundespolitik teilzunehmen.

Wenn man das Interesse sieht, mit dem in Amerika jung und alt, reich und arm die öffentlichen Ereignisse verfolgt, wie die Zeitungen verschlungen werden, wie stark die Äußerungen der Freude oder des Unwillens sind, die irgendein politisches Ereignis hervorruft, wenn man sieht, wie die Wahlen das Volk in immerwährender Aufregung erhalten, so könnte man leicht zu der Ansicht kommen, drüben stehe die Politik allen anderen Fragen voran und jeder Amerikaner sei von Natur und mit Freude ein Politikus. Das ist nicht in dem Maße der Fall, wie die Erscheinungen der Straße und der aufdringliche Lärm der Parteiorgane es erscheinen lassen. Vielen und nicht den schlechtesten Bürgern der Vereinigten Staaten erscheint die Politik notwendiges Übel. Der Berufspolitiker ist durchaus nicht ein allgemein geachteter Mann. Die eigentlich produktiven Stände haben gar nicht die Zeit, sich aktiv an der Wahlpropaganda zu beteiligen; sie geben ihre Stimme ab, das ist alles. Im Kongreß sitzen fast ausschließlich Advokaten

und Jouralisten; die Arbeiter und Farmer sind dort so gut wie ohne Vertretung. Dadurch aber, daß sich die tüchtigen Leute und die feiner organisierten Naturen, wie Gelehrte und Künstler, von der Wahlagitation mit ihren widerwärtigen Erscheinungen fern halten, ist jene Trennung entstanden, die einzig in ihrer Art dasteht, jene Scheidung der Bürgerschaft in produktive Stände und in professionelle Politiker.

In einem Lande, wo von Anfang an gewaltige wirtschaftliche Probleme zu lösen waren, haben sich die Tüchtigsten naturgemäß jenen Berufen zugewandt, wo nicht mit Phrasen leeres Stroh gedroschen wird, sondern in harter Arbeit dauernde Werke zutage gefördert werden. Die Kunst der Wahlgeometrie aber überliefern diese Arbeitsbienen der Klasse der Parteiagenten, den Stumprednern, den Ringen und Bossen. Der Politik wandten sich alle jene Naturen zu, die eine bewegliche Zunge, eine blühende Phantasie, ein leichtes Geblüt und ein weites Gewissen haben. Darum wird man in Amerika den soliden, schwerfälligen, biederen und gewissenhaften Deutschen vergeblich in der Politik suchen; hingegen ist bekannt, welche Rolle der Irländer unter den Einpeitschern der Partei spielt, unter den lokalen Drahtziehern und dementsprechend auch — da die Beute dem Sieger gehört — unter den Beamten, welche die siegreiche Partei aus ihren Freunden ernennt.

Mit den Politikern fallen in Amerika die Journalisten nicht gerade zusammen, aber sie stehen einander immerhin sehr nahe. Fast sämtliche größeren Tageszeitungen sind drüben Parteiblätter. Unpolitische Organe findet man nur in Form von Fachzeitschriften und Magazinen. Selbst jene scheinbar harmlosen Blätter und Blättchen, die eine besondere Frage zu ihrer Spezialität erhoben

haben, etwa: Landwirtschaft, Währung, Prohibition, Religion, stehen doch in Fühlung mit irgendeiner politischen Partei.

Der Redakteur ist in der Großstadt meist Puppe oder Strohmann einer mächtigen Finanzgruppe, in der kleinen Stadt ist er auch ohne solche Rückendeckung ein einflußreicher, oft gefürchteter Mann. Wenn er sein Geschäft versteht, kann es ihm an einem einträglichen Amt in Staat oder Kommune gar nicht fehlen. Je bissiger er schreibt, desto höher steigen die Aktien seines Unternehmens; denn das Ankaufen unbequemer Zeitungen von seiten der Angegriffenen ist drüben nichts Seltenes.

Je weiter man nach dem Westen kommt, desto minderwertiger wird die Presse, aber auch desto einflußreicher. Das westliche Publikum zeigt auch darin seinen Parvenucharakter, daß es leichtgläubig ist, grob, sinnlich und sensationsbedürftig. Der Osten mit den hochkultivierten Neuenglandstaaten hat sich schon mehr zu Selbstkritik, Feingefühl und eigener Meinung erzogen, als es dem jungen Westen bisher möglich gewesen.

Der Zug zum Praktisch-Materiellen, der das ganze amerikanische Volksleben beherrscht, geht auch durch die Presse. Hauptzweck der Zeitungen ist das Geschäft. Geld wollen sie machen; direkt durch starken Absatz und viele und gut bezahlte Annoncen, indirekt durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung, Lancieren der eigenen Leute im Parteileben, Poussieren von allerhand verwandten Unternehmungen, von Papieren, Aktiengesellschaften, Trusts. Die Zeitung will nicht, was unsere besseren Blätter doch wenigstens anstreben, die öffentliche Meinung leiten, gewissen ethischen, wirtschaftlichen, politischen Prinzipien zum Siege verhelfen, sie will nur ganz bestimmte, meist sehr egoistische Zwecke

ihrer Partei oder der lokalen Clique, der sie dient, voranbringen.

Die Presse hat drüben wiederholt hohe, ihr oder ihren Hintermännern mißliebige Beamte zu Fall gebracht. Sie schwebt argusäugig über den Stadthäusern und Staatskapitolen. Die Richter schielen nach dieser obersten Instanz der öffentlichen Meinung mehr als für eine unparteiische Rechtsprechung gut ist. Sie hat in Kriegszeiten verstanden, Heerführer zu stürzen und ihre Lieblinge auf wichtige Posten zu bringen. Sie hat, vom Jingotum beherrscht, in allen internationalen Verwickelungen der letzten Zeit eine aufhetzende und vergiftende Wirkung geübt.

Die Politik greift drüben viel tiefer in alle Verhältnisse des Lebens ein als bei uns. Von der Politik leben die Zeitungen, sie liefert ihnen stets willkommenen Stoff für ihre Auflagen. Durch Klatsch und Sensation sucht man die Leser anzulocken, und von hinten herum suggeriert man den Harmlosen die von der Partei oder der wirtschaftlichen Gruppe des Blattes begünstigte Anschauung.

Die Blätter sind der Ausdruck der öffentlichen Meinung; das heißt, sie bringen im großen und ganzen das, was der Durchschnittsleser denkt, was ihm sympathisch ist, und was er darum gern in der Zeitung wiederfindet. Dann kann es nicht wundernehmen, daß die Zeitungen, mögen sie nun einer Parteirichtung angehören, welche sie sei, vor allem bürgerlich demokratisches Wesen mit einem gewissen Nachdruck zur Schau tragen. Das hindert sie nicht, der neuesten Modeneigung der Yankees zu aristokratischen Liebhabereien Rechnung zu tragen. In den »Society News« wird mit einer Peinlichkeit, die nichts hinter den Hofberichten

unserer klatschsüchtigen Residenzblätter zurücksteht, von dem Treiben der internationalen Aristokratie und Hautefinance berichtet. Die Toiletten und Diamanten der zum ersten Rang der großen Oper Zugelassenen werden genau beschrieben, ihre Genealogie und Familienangelegenheiten mit einer für den Unbefangenen lächerlichen Breite und Wichtigkeit dargelegt. Auch das fade Treiben der Exklusiven von New Port und Atlantic City muß dem Durchschnittsamerikaner doch gewaltig interessant sein, sonst würden die Blätter nicht soviel darüber zu tuscheln haben. Kommt aber gar eine von den „amerikanischen Herzoginnen" von Europa auf Besuch ins Land zurück, dann erfährt jedermann schon beim Frühstück, wo sich »Her Grace« am Abend vorher zu amüsieren geruht hat. durch dasselbe Blatt, das im politischen Teil sich vielleicht über die Lächerlichkeit monarchischer Traditionen im feudalen Europa und die unerreichten Vorzüge amerikanischer Gleichheit großsprecherisch ergeht.

Das Schwören auf ein bestimmtes Blatt als unfehlbaren Berater, wie es bei uns noch vielfach üblich ist, kommt drüben nicht oft vor. Dazu ist der Yankee doch zu sehr an politisches Denken von Jugend auf gewöhnt. Er liest viele Zeitungen und liebt es, die einzelnen Meinungen miteinander zu vergleichen. Meist gibt er der den Vorzug, die ihm am schnellsten mitteilt, was er wissen muß, um au fait zu sein. Auf Gediegenheit und Zuverlässigkeit des Gebotenen legt er wenig Wert. Sein Neuigkeitshunger ist groß. Dadurch hilft er jene Konkurrenz großziehen, die zwischen den vielen Zeitungen der Vereinigten Staaten, ihre Schreibweise keineswegs günstig beeinflussend, tobt.

Ihren geldschneiderischen Zwecken entspricht die ganze äußere Gestalt der Tageszeitungen. Den inhaltsreichen Leitartikel der großen englischen, deutschen, französischen Blätter kennen sie nicht. Sie bringen lieber eine gemischte Schüssel aus Politik, Lokalnotizen, gesellschaftlichen Skandalen, Interviews, Kriminalfällen, Geschäftsnachrichten. Die kurzen Artikel sind meist humorvoll, geschickt, ja geistreich geschrieben. Aber die eine Tendenz geht durch: Sensation um jeden Preis!

Wirklich bewundernswert ist die Schnelligkeit des Nachrichtendienstes. Mit seiner Hilfe erfahren die Leser allerorten gleichzeitig, was sich an den entferntesten Stellen des Riesenlandes ereignet, oder was es an wichtigen Dingen in der übrigen Welt gibt. Allerdings zeichnen sich die Nachrichten aus Europa nicht immer durch Wahrheitstreue aus. Was nicht sein eigenes Land betrifft, ist dem Yankee ziemlich gleichgültig. Die Zeitungen können dem Publikum über Deutschland jede offensichtliche Lüge aufbinden, sie werden immer Gläubige dazu finden. Die gelbe Presse macht von der Geneigtheit des Publikums, sich belügen zu lassen, reichlichen Gebrauch.

Gewiß gibt es auch in Amerika eine Anzahl Zeitungen, die einen vornehmeren Ton anstreben, als das Gros der Jingo-Organe. Und sicherlich besitzt der amerikanische Journalismus feingebildete Leute, die mit dem Reporter oder gar dem Revolverjournalisten des Westens nicht an einem Tage genannt werden dürfen, aber sie sind vorläufig noch in der Minderzahl.

Das Publikum greift nach den Blättern, die ihm möglichst viel Neuigkeiten in gepfeffertem Stil und pikanter Form bringen; es will gar keine ernste und

gediegene Kost. Schließlich hat jedes Land die Presse, die es verdient.

Zur Politik werden drüben gar nicht etwa besondere Tugenden oder Kenntnisse verlangt; im Gegenteil, Mittelmäßigkeit ist eine gute Empfehlung. Weder schicken die einzelnen Staaten ihre hervorragendsten Leute in den Senat, noch das Volk als Ganzes seine besten Köpfe in das Repräsentantenhaus. Im Kongreß zu Washington findet man durchaus nicht die Elite der Nation. Nicht einmal zu Präsidenten werden immer erstklassige Leute gewählt. In der Reihe der Männer, die im Weißen Hause residiert haben, überwiegen die Nullen. Man bevorzugt bei der Wahl einen braven, aber farblosen Mann vor einem genialen mit ausgesprochenem Charakter.

Von Begründung der Konstitution an hat jene allen Republikanern eigene Sorge vor cäsarischen Gelüsten die Amerikaner beherrscht. Ein Ausfluß dieser Ängstlichkeit ist das sogenannte: »unwritten law of the country«, wonach, weil Washington die dritte Kandidatur abgelehnt hat, als ewiges Gesetz gelten soll, daß niemand mehr als zwei Präsidentschaften erstrebe. Die kurze Amtsdauer aber ist der Entwickelung großer Eigenschaften nicht günstig. Ein Präsident, der wiedergewählt sein will, wird der öffentlichen Meinung naturgemäß Konzessionen machen müssen.

Noch schlimmer tritt das Buhlen um die Gunst der Wähler in den niederen Ämtern zutage, wo die Wahlperioden kürzere sind. Die Ausbildung von Standesbewußtsein und Tradition — Vorzüge unserer Staatsbeamten — ist nicht möglich bei Leuten, die immer nach dem Augenzwinkern des süßen Pöbels schielen, den sie

ja um des Wiedergewähltwerdens willen bei guter Laune erhalten müssen.

Kein Wunder, daß es den Vereinigten Staaten bisher an Politikern großen Stils gefehlt hat, wie sie England in Überfluß, Frankreich, Preußen, Deutschland und Italien in beträchtlicher Zahl hervorgebracht haben. Sie waren dort allerdings auch nicht so bitter notwendig wie in diesen Ländern, da es der Union bisher an äußeren Verwickelungen fast ganz gefehlt hat. Wenn aber große, das ganze Staatswesen in Frage stellende Krisen eintraten, wie im Unabhängigkeitskriege und im Bürgerkriege, dann waren auch mit einem Male die großen Männer da; sie stiegen auf aus den Tiefen des Volks und gelangten mit Naturgewalt auf jene Plätze, an die sie kraft ihrer Gaben gehörten, durch keine Geburtsaristokratie gehindert, die in den Monarchien Europas die Staatsämter und Offiziersstellen besetzt hält.

Daß die Atmosphäre, in der drüben Politik gemacht wird, sich allmählich zu einer Brutstätte der Korruption ausgebildet hat, leugnet kein billig denkender Amerikaner. Korruption ist da, aber sie beherrscht nicht, wie man für den ersten Anblick zu glauben geneigt ist, das ganze Land und alle Verhältnisse; sie ist lokalisiert. Es besteht die merkwürdige Erscheinung, daß in ein und demselben Volke das Privatleben gesund ist und das öffentliche Leben von Fäulnis angefressen. Hier hat die Absonderung der Berufspolitiker von den produktiven Ständen segensreich gewirkt, denn nur durch das Fürsichstehen dieser Menschenklasse wurde es möglich, daß das Bürgertum sich im Kern intakt, ehrlich und tüchtig hat erhalten können.

Die Yankee-Politiker haben sich mit der Zeit eine eigene Moral ausgebildet, die nach europäischen Be-

griffen Unmoral ist. Über alles, was Politik betrifft, urteilt man drüben äußerst lax. Während man Unehrlichkeit und Unlauterkeit im Geschäftsleben heftig verdammt, ist man geneigt, dem Politiker durch die Finger zu sehen. Jedermann weiß zum Beispiel, daß der Mayor einer großen Stadt seine Amtszeit dazu benutzt, sich ein Vermögen zu machen, weiß, daß bei Vergebung öffentlicher Arbeiten Schacher getrieben wird, bei welchem Millionen-Trinkgelder abfallen für die Parteifreunde. Diese Dinge pfeifen die Spatzen von den Dächern. Die Zeitungen und Witzblätter sprechen mit erstaunlicher Offenheit darüber. Ab und zu fährt einmal der Staatsanwalt dazwischen, oder eine Anzahl ehrlicher Leute tut sich zusammen; der Ring wird gesprengt, der Boß gestürzt, vielleicht wandern sogar ein paar Hauptbetrüger ins Gefängnis. Aber damit ist nur ein Symptom beseitigt, die Krankheit selbst frißt ruhig weiter.

Dem Yankee sitzt eben das »Laissez-faire« tief im Blute, ja es ist bei ihm gewissermaßen zum Lebensprinzip geworden. Er ist, wie James Bryce das in seinem »American Common wealth« geistreich nachgewiesen hat, einerseits Fatalist, ist geneigt, der Majorität recht zu geben, sich dem Massenvotum wie einem Gottesurteil zu unterwerfen. Amerika ist ihm die beste aller Welten, und zu Amerika gehört eben auch Korruption. Andererseits ist der Yankee auch Humorist. Der politische Rummel mit allem, was daran hängt: Zeitungslügen, Prozessionen, Wahlgeometrie usw. amüsiert ihn, regt ihn angenehm auf. Man betrachtet den Kampf der Parteien wie eine Art Wettrennen oder Stiergefecht. Treten schlimme Erscheinungen dabei zutage, so meint man in angeborenem Optimismus, daß die Zeit das

alles schon korrigieren werde. Denn jeder Yankee ist davon erfüllt, daß sein Volk Zeit vor sich hat; im innersten Herzen glaubt er, daß seine Rasse die der Zukunft sei. Und dieser Glaube läßt ihn leicht über alle Mängel der Gegenwart hinwegkommen.

In einer Beziehung ist der Grund zu jener Korruption, die jetzt so üppig in der amerikanischen Demokratie wuchert, schon mit der Konstitution gelegt worden. Die Väter der Verfassung konnten die moderne Entwickelung nicht voraussehen, sie ahnten nichts von Trusts und Ringen, sie, die selbst arm waren, vermuteten wohl nicht, welche Rolle das Geld noch einmal in der Parteipolitik zu spielen berufen sei. Was wußten diese in puritanischer Sittlichkeit aufgewachsenen, in der Auffassung, daß „Tugend" der erste Grundpfeiler der Gesellschaft sei, erzogenen Nachkommen der Pilgerväter von Ämterschacher und Wahlbestechung, auf die sich ihre Enkel so vortrefflich verstehen! Sie legten große Macht in die Hände des Volkes, ihr Vertrauen in seine Güte und Weisheit war ganz unbegrenzt. Ihre große Sorge bildete die Einmischung fremder Tyrannen; von dem Emporkommen einer viel gefährlicheren Tyrannei, der des konzentrierten Kapitals, ließen sie sich nichts träumen, auch nichts davon, daß eine Geldaristokratie für das Gleichgewicht der Gesellschaft und des Staates bedenklicher werden kann, als eine Aristokratie der Geburt und alle auswärtigen Fürsten zusammen.

Die Konstitution, die sie nach schwerem Kopfzerbrechen aufgestellt hatten, legte die Regierung, wie keine andere je zuvor, in die Hand des Volkes allein. Das Volk wählt sich seine Beamten für Bund, Einzelstaaten, Gemeinden, für Verwaltung sowohl wie Justiz; solche Beamte aber, die nicht aus direkten Wahlen

hervorgehen, werden doch wenigstens durch vom Volk erwählte Männer ernannt. Und um den Massen nur ja recht oft Gelegenheit zu geben, ihren Willen kund zu tun, wurden die meisten Ämter an ganz kurze Fristen geknüpft.

Als die Konstitution entstand, waren die politischen Parteien nur im Keime vorhanden; von einer raffinierten Parteimaschinerie, wie sie jetzt besteht, war noch keine Rede. Das berüchtigte Wort: »To the victor belong the spoils« sollte erst einige Jahrzehnte später gesprochen werden. Wenn man dem Präsidenten der Republik weitgehende Befugnis zum Ernennen von Bundesbeamten, Gesandten, Post- und Zollbeamten, ja von Richtern in die Hand legte, so hatte einem dabei die makellose Gestalt George Washingtons vor den Augen gestanden. Welche Blüten das Patronagewesen später zu spielen bestimmt sei, wie selbst das Bundesoberhaupt, wenn es sich halten wollte, gezwungen sein würde, die Parteimaschine zu ölen, um seine Wähler bei guter Laune zu erhalten, war in jenen harmloseren Zeiten, die noch nichts von Tammany Hall und von den allmächtigen Eisenbahngesellschaften wußten, nicht vorauszusehen gewesen.

Die Entwickelung, die die Parteipolitik genommen, hat eben die guten Intentionen der Konstitution in ihr Gegenteil verkehrt. Es sollte, das war der ideale Gedanke der Verfassungsgeber, alles durch das Volk für das Volk geschehen. Aber durch das Spoilsystem kommen Leute ins Regiment, die, wenn das Volk ohne Mittelspersonen befragt werden könnte, jedenfalls verworfen werden würden. Das Parteiwesen fälscht den Willen des Volkes; es schiebt die besseren, vornehmeren Elemente in den Hintergrund und bringt die skrupel-

losen, frivolen nach vorn. Es legt alle Macht in die Hände einer kleinen Clique. Die Ämter werden schon vor der Wahlkampagne versprochen, und wenn der Sieg erfochten ist, verteilt. Gegen die Parteigenossen ist man ehrlich, denn hier würde Betrug sich rächen; das Volk zu belügen und die Öffentlichkeit zu bestehlen, gilt nicht als unfair.

Daß es im wesentlichen nur zwei Parteien gibt im ganzen Lande, vereinfacht die Lage. Auf diese Weise hat man zwei Sorten von Politikern: solche, die an der Bundes-, Staats- oder Gemeindekrippe sitzen, und die anderen, welche darauf warten, jene abzulösen.

Es gehört nicht allzuviel Tugend dazu, um sich von solcher Korruption günstig abzuheben. Von dem gesamten Beamtentum der Vereinigten Staaten hat sich der Richterstand verhältnismäßig am unversehrtesten erhalten. Man unterscheidet zwischen Bundesgerichten und Einzelstaatsgerichten. Der Supreme Court legt die Verfassung aus, er wird darum auch die „lebendige Stimme des Volksgewissens" genannt. Er kontrolliert den Kongreß wie den Präsidenten. Seine Mitglieder sind auf Lebenszeit ernannt; deshalb ist er die einzige Behörde in Amerika, die nicht nach Popularität zu haschen braucht. Der Präsident ernennt zwar die Mitglieder, dennoch sind sie von ihm unabhängig; denn er geht nach vier Jahren, sie bleiben.

Die Richter der Bundesgerichte erfreuen sich im allgemeinen einer angesehenen Stellung. Viel weniger werden die Richter der niederen Gerichte geehrt; sie gehen aus Wahlen hervor und stehen schon aus diesem Grunde der politischen Korruption näher als die Richter der Bundesgerichte, die von Senat und Präsident in ihr Amt berufen werden. Am meisten hat das Ansehen

der früher außerordentlich angesehenen Juristen durch den Einbruch der Geldleute in die amerikanische Gesellschaft gelitten. Es fehlt dem Richter drüben jene äußere Würde, die seinen englischen oder deutschen Kollegen umgibt. Die Gleichheitssucht der Demokratie will es nun einmal so, daß alles möglichst formlos zugehe, auch in den Rechtsverhandlungen. In vielen Staaten liegt das Kriminalrecht noch sehr im argen; es wird lax geübt. Die Geschworenen sind selten unbefangen. Höchst unangenehm für den gewöhnlichen Bürger, vorteilhaft nur für die Advokaten, wirkt die Verschiedenheit und Unklarheit im Familienrecht. Durch die ganzen Vereinigten Staaten, mit Ausnahme von Louisiana, herrscht das alte englische Common law, modifiziert allerdings durch Staatskonstitutionen und Statuten.

Als Verwaltungsbereich nimmt die Justiz im Staatskörper eine bevorzugte Stellung ein. Sie steht nicht unter der Legislative, sondern ist ihr koordiniert; sie kann sogar Gesetze, welche die Legislative erlassen hat, für inkonstitutionell erklären. Die Bundesgerichte haben die Verfassung auszulegen und können Gesetze, die sie gegen die Konstitution befinden, annullieren. Der Supreme Court hat die Streitigkeiten zwischen Bundesregierung und Staaten zu entscheiden.

Diese bevorzugte Stellung der Justiz entspringt der Auffassung der Amerikaner von der Volkssouveränität; die einzelnen Zweige der Regierung: Legislative, Exekutive, Justiz, sollen einander nebengeordnet und nur der höchsten Instanz des Volkswillens unterworfen sein.

Die Ämter sind das wichtigste Lockmittel der Partei. Der Beamte, welcher von Parteiwegen sein Amt empfangen hat als Belohnung für geleistete Dienste, kümmert sich natürlich herzlich wenig um die öffentliche Wohl-

fahrt; sein Interesse gilt nach wie vor der Partei oder dem Patron, dem Boß, der ihm die Sinekure verschafft hat.

Dazu kommt noch ein anderer Mißbrauch, der auch erst im Laufe der Parteientwicklung eingerissen ist: die »Rotation in office«. Danach wird jedes Amt möglichst oft mit neuen Leuten besetzt. Zugrunde liegt der Gedanke der Gleichheit; jedermann ist geeignet für jedes Amt! Möglichst vielen Parteigenossen soll die Chance geboten werden, Macht und Gewinn, die dem Amte entspringen, auszunutzen. Und schließlich spielt wohl auch hierbei die geheime Furcht des Republikaners eine Rolle, es könne einer durch zu langes Verweilen im Amt der Allgemeinheit gefährlich werden. Den Parteihäuptern aber ist die Rotation in office eine bequeme Handhabe, möglichst vielen ihrer Genossen Nutzen zuzuwenden, sich ihre Freunde warm zu erhalten und durch immerwährende Wahlmanöver ihre Truppen in Übung zu halten.

Der Europäer und vor allem der an geordnete Verhältnisse gewohnte Deutsche kann sich meist nicht genug wundern, daß ein Staat unter so korrupter Verwaltung nicht längst zugrunde gegangen ist. Darauf ist zu erwidern, daß die Dinge schlimmer aussehen, als sie sind. Amerika ist jung; ein junger Körper hat mehr und frischere Säfte und Kräfte als ein alter, kann daher Krankheiten leichter überwinden. Während in Frankreich die Korruption Zeichen ist von Altersschwäche, kann man sie bei der großen Republik jenseits des Atlantischen Ozeans auffassen als das, was die Physiologen beim jungen Menschen „Wachstumsschmerzen“ nennen. Und dann: Amerika ist reich. Materielle Verluste kann es eher wett machen als zum Beispiel Spanien.

Natürlich bleibt der moralische Schaden, der unberechenbar schwerer wiegt als jene Millionen, die dem Volke von Nordamerika alljährlich von einer kleinen Clique gestohlen werden.

Wir wollen in Deutschland zufrieden sein, daß wir ohne Selbstüberhebung sagen dürfen: diese Art Korruption haben wir nicht, weder in der Staatsregierung, noch bei den Kommunen, noch im Parteiwesen. Dafür weist unser öffentliches Leben eine üble Erscheinung auf, die die amerikanische Demokratie nicht kennt: den Bureaukratismus. Und es ist die Frage, welches von den beiden Übeln in der Wirkung das schlimmere ist. Die Korruption muß, wie alles Böse, an ihrer eigenen Verderbnis zugrunde gehen. Der Bureaukratismus aber ist ein alter, im Charakter unseres Volkes und unserer geschichtlichen Entwickelung begründeter, mit unseren Einrichtungen fest verknüpfter Schaden. Bureaukratisches Wesen mit allem, was daran hängt: Pedanterie, Weitschweifigkeit, Verbohrtheit, Chinesentum, gehört zu den eingerosteten Angewohnheiten, ist uns wie so mancher alte Zopf als eine Art Heiligtum von den Vätern vererbt. Solche durch Bequemlichkeit mehr als durch Übelwollen zur schlechten Tradition gewordene Institutionen aber sind am schwersten auszurotten, schwerer als ein politisches Treiben, dessen dreister Cynismus mit dem Mantel des Ehrwürdigen unmöglich zugedeckt werden kann.

Man darf nicht übersehen, daß sich in den Seelen der besten Söhne Nordamerikas heftiger Widerwille ansammelt gegen die Korruption und tiefe Sehnsucht nach Erlösung von ihrem Terrorismus. Aber die Yankees sind bei aller ihrer Modernität doch auch Sklaven des Herkommens. Man möchte wohl die

Politiker bekämpfen, das Wahlrecht korrigieren, den Civil Service reformieren, aber man zagt, fest zuzugreifen, weil man nicht an dem Heiligtum der Verfassung rütteln will. Das Wahlrecht aber und die Selbstverwaltung sind nur Ausflüsse des in der Verfassung niedergelegten Grundgedankens: Regierung des Volkes durch das Volk.

Die Partei der Independenten, deren Losung innere Reformen lautete, hat nur schwache Fortschritte gemacht. Die Pläne der Sozialisten und Anarchisten können hier nicht in Betracht kommen, da sie mehr auf Negierung und Umsturz als auf organischen Ausbau und schonende Änderung des Grundgesetzes gerichtet sind. Reformgedanken auf Spezialgebieten finden viel mehr Anklang; so die Bewegung der Prohibitionisten, des Womens Suffrage, der Single Tax. Die Idee einer Reform an Haupt und Gliedern besitzt drüben wohl einzelne Pioniere, aber weder eine Partei, die sie tragen wollte, noch einen Staatsmann, der sie leiten möchte.

Man ist während der letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts im aristokratischen Europa viel kühner im Umgestalten von Verfassungen gewesen als im demokratischen Nordamerika. Deutschland, Italien, Österreich-Ungarn, Frankreich haben ihre Grundgesetze geändert, und das englische Staatswesen ist durch die verschiedenen Reformbills von Grund aus revolutioniert worden. Die Vereinigten Staaten sind an die Konstitution von 1787 geschmiedet wie an einen Block; die Verfassung umzugestalten würde entweder einen Staatsstreich voraussetzen oder als Beschluß eine dreiviertel Mehrheit aller Staaten erfordern.

Man täte dem Volk von Nordamerika großes Unrecht, wollte man es nach seiner Politik und nach

denen, die sie machen, beurteilen. Die professionellen Politiker sind derjenige Stand, der am meisten Lärm schlägt, die größte Rührigkeit entfaltet und der in den Zeitungen immerfort von sich reden macht. Diese Demagogen mit ihren widerwärtigen Allüren treten weit mehr in den Vordergrund der Öffentlichkeit, als für die Beurteilung der ganzen Nation günstig ist.

Das Volk ist auch in den Vereinigten Staaten geduldig. Die Wähler lassen sich von den Parteipolitikern an die Wahlurne schleppen, sie erlauben, daß um die Mandate gehandelt, mit den wichtigsten Ämtern und Rechten Schacher getrieben wird. Aber doch nur am Alltag. Es kommen große Zeiten, wo irgendein Ereignis, eine Not, eine Gefahr, eine neue Idee dem Volke ans Herz greift. Dann besinnt es sich auf sich selbst. In großen Fragen, wie der der Sklavenbefreiung, gibt schließlich das Volksgewissen den Ausschlag.

Logisches Urteil kann man nirgends von den Massen verlangen, kein Tüfteln und feines Abwägen; aber starke Impulse sind dem Volke eigen. Sein gutes Recht ist, Urteile in Fraktur zu schreiben.

Man darf für die Zukunft der Vereinigten Staaten von Amerika hoffen, daß die vielen tüchtigen Männer und Frauen aus allen Ständen und Berufen, wie sie bereits an den Stätten herrschen, wo produktiv geschaffen wird, auch im öffentlichen Leben die Stellen einnehmen und die Macht ausüben möchten, die ihnen kraft ihres Wertes zukommen. Erst wenn die unschöne Kulisse der politischen Korruption gefallen sein wird, die sich jetzt noch allzu auffällig und dreist, der Kritik eine breite Zielscheibe bietend, vor die amerikanische Gesellschaft hinpflanzt, wird man auch bei uns die

Dauerbarkeit dieses jungen Staatswesens und die Tüchtigkeit seiner Bürger in vollem Maße würdigen lernen.

Grenzen des amerikanischen Aufschwungs.

Wenn man in Deutschland eine Enquete veranstalten wollte über die Gefahren, von denen das Vaterland gegenwärtig am meisten zu befürchten habe, so würde der einzelne Befragte je nach Stand, Temperament, Partei, Konfession etwa antworten: am gefährlichsten seien die Sozialdemokraten, die Jesuiten, die Kapitalisten, die Agrarier, oder als die brennendste Frage erscheine ihm die Judenfrage, die Mittelstandsfrage, die Frauenfrage, die innere Kolonisation, die Ostmarkenfrage, die Strafrechtsreform, oder auch die Kanalfrage und der Zolltarif.

Wahrscheinlich würde eine solche Enquete noch viel mehr Antworten bringen. Die Buntheit dieses Resultats wäre für unsere verwickelten Verhältnisse charakteristisch. Die neue Welt kennt nicht annähernd so viele Fragen, die die Gemüter der Volksfreunde ernsthaft beschäftigen könnten. Jeder sogenannten Frage liegt doch eben eine eingebildete oder eine wirkliche Gefahr zugrunde. In Nordamerika nun sind die allgemeinen, der ganzen Nation drohenden Gefahren vielleicht geringer an Zahl, aber sie sind auch viel wilder und gewaltiger als die bei uns. Es sind keine Schreckgespenster, die durch Besonnenheit gebannt werden könnten, sondern wirklich brennende, allgegenwärtige Nöte.

Ich meine vor allem die Rassenfrage und sodann die Einwandererfrage. Beide stehen miteinander in enger Verbindung, ihnen gesellt sich der Kindermangel in den höheren Ständen gefahrdrohend für die Rassenqualität hinzu. Eine Stellung für sich haben, obgleich auch sie sich untereinander beeinflussen, die Arbeiterfrage, die Agrarfrage; das Anwachsen der Industriezentren und die Zusammenballung ungeheurer Vermögen in wenig Händen.

Das Rassenproblem hat Friedrich Ratzel in seiner „Politischen und Wirtschaftsgeographie der Vereinigten Staaten von Amerika" in unübertrefflicher Weise behandelt, und er hat damit eine Lücke, die der Engländer James Bryce in seinem großen Werke »The American Common wealth« offen gelassen hatte, glücklich ausgefüllt.

Ratzel sah vor zehn Jahren in dem Vorhandensein von sieben und einer halben Million Neger in den Vereinigten Staaten eine ernste Gefahr für die Nation; inzwischen sind es annähernd acht Millionen geworden. Ratzel behauptete sehr richtig, daß mit einer weiteren Verminderung des europäischen Zuwachses, die er nach dem damaligen Stande der Einwanderung vermuten konnte, der Prozentsatz der farbigen Bevölkerung relativ wachsen müsse. Nun ist die Einwanderung seitdem rapid angeschwollen, die von Ratzel vorhergesagte Gefahr nach dieser Richtung also nicht eingetroffen. Aber eine andere Erscheinung hat ein für die Bevölkerungszusammensetzung viel schlimmeres Ergebnis gebracht; die Einwanderung aus Europa zeigt nämlich neuerdings bei rascher Zunahme der Zahlen immer weniger Vertreter hochstehender, reiner, gesunder Rassen und Nationalitäten, während der Zuzug von allerhand verbrauchten,

unreinen und untüchtigen aus dem untersten Boden des europäischen Völkerkessels entsprechend zunimmt.

Den Negern gegenüber verschwinden die übrigen Farbigen in Nordamerika an Zahl und Bedeutung. Die Indianergeschichte ist ein betrübendes, für den Yankee wenig ruhmreiches Kapitel, das jedoch der Vergangenheit angehört. Die Einwanderung der Chinesen, die eine Zeitlang arges Kopfzerbrechen verursachte, ist durch ein Verbot, das nur wenig Klassen ausnimmt, zum Stehen gebracht. Hier lag die Gefahr auch nicht im Gebiete des Rassenproblems; die Chinesen kamen ohne Frauen und heirateten nicht in Amerika. Ihr Streben ging auf Gelderwerb. Gegen die Unterbietung durch billige Chinesenarbeit lehnte sich vor allem die organisierte Arbeiterschaft von Nordamerika auf. Daß nach wie vor durch Umgehung des Gesetzes oder auf dem Umwege über Kanada und Mexiko einzelne Chinesen in die Vereinigten Staaten gelangen, steht fest; aber ihre Zahl ist zu klein, als daß man noch ernsthaft von einer „gelben Gefahr" sprechen könnte. Die Mulatten aber gehören nach ihrer eigenen Auffassung und gemäß der Haltung der Amerikaner ihnen gegenüber zu den coloured people, also in dieselbe Klasse wie der Nigger.

Man sollte meinen, daß neun oder zehn Prozent Schwarzer in einem Volke von der Unverwüstlichkeit und dem Vorwärtsstreben der Amerikaner nicht viel bedeuten könnten. Ja nach einer Richtung möchte es als Glück erscheinen, daß bei der bekannten Abneigung der Yankees für Dienstbotenstellungen, für jede Art Abhängigkeit überhaupt, ein Volksstamm in ihrer Mitte lebt, der die verpönte Arbeit nur zu gern auf die geduldigen Schultern nimmt. Bequem sicherlich sind die Schwarzen als Kellner, Schlafwagendiener, Stiefel-

wichser, Hausknechte, Plantagenarbeiter und die Negerinnen als Dienstmädchen und Köchinnen. Aber diese Bequemlichkeit wird teuer bezahlt nach einer anderen Richtung. Dieselben Eigenschaften nämlich, die den Nigger höchst geeignet machen für den dienenden Stand, seine Gefügigkeit, seine Urteilslosigkeit, das mangelnde Selbstbewußtsein, kurz seine Sklaveninstinkte, machen ihn auch zu einem Diener des weißen Mannes in der Politik. Einige Jahre nach dem Bürgerkriege hat er das Recht zugesprochen erhalten, als freier Bürger der Vereinigten Staaten zu wählen und gewählt zu werden. Die Peitsche seines früheren Herrn, des Sklavenhalters, hat er niemals so sehr hart empfunden, denn mit der Züchtigung ging Hand in Hand jene Fürsorge, die schließlich jeder kluge Wirt für sein Eigentum übrig hat. Und vor allem, er brauchte als Sklave nicht selbst für sich zu sorgen und zu denken; das war seinem Leichtsinn und seiner Gedankenlosigkeit sehr bequem. Jetzt aber ist er mit der politischen Befreiung auch wirtschaftlich auf eigene Füße gestellt worden. Er ist in den Kampf um das tägliche Brot geworfen. Die neuen Herren, die er gegen die patriarchalischen der alten Zeit eingetauscht hat, sind zum Teil unpersönlicher Natur: Eisenbahnkompagnien, Hotelgesellschaften, Kohlenminen; sie prügeln ihn nicht, aber mit Glacéhandschuhen fassen sie ihn auch nicht an. Die politischen Vorrechte, die er gewonnen hat, erweisen sich als ziemlich illusorisch in der Praxis; er wird ja doch nur als Stimmvieh benutzt, und nur ausnahmsweise läßt man ihn in die Ämter und Stellungen gelangen, auf die er vollen Anspruch hat.

Der Staat betrachtet die Farbigen angeblich als die »Wards of the Nation«; aber gesellschaftliches

Vorurteil erweist sich auch in Nordamerika stärker als offizielle Grundsätze. Die Gesellschaft lehnt jede intimere Berührung mit denen ab, die auch nur durch einen Rest von Farbe zeigen, daß ihr Blut nicht rein ist. Man will keine Vermischung. In vielen Staaten ist die Heirat zwischen Weißen und Farbigen direkt verboten. In den Krankenhäusern, Gefängnissen, Arbeitsanstalten, Kleinkinderbewahranstalten, Blinden- und Taubstummeninstituten werden die Neger von den Weißen strengstens abgesondert gehalten. Man könnte sich nicht vorsichtiger gegen Pestkranke abschließen. Die Colour Line ist von den vielen Widersprüchen zu der praktischen Betätigung der Gleichheit und Brüderlichkeit, die man drüben theoretisch verficht und als ein Charakteristikum der Neuen Welt so hoch rühmt, wohl der ärgste.

Stärker als die Paragraphen der Konstitution und kräftiger und tiefer gegründet als alle Moralsätze der Ethiker sind eben die Instinkte der Rasse. Mehr als bloßes Vorurteil ist die Abneigung gegen die anders gefärbte Haut. Grausam wie immerhin die Abschließung der Weißen gegen die Farbigen erscheinen mag, äußert sich doch in ihr ein gesunder, sittlicher Arterhaltungstrieb, ein Gefühl für Reinlichkeit im höheren Sinne.

Die Negerfrage würde viel leichter zu nehmen sein, wenn die Schwarzen einigermaßen gleichmäßig über die verschiedenen Staaten der Union verteilt wären. So aber sitzt die große Mehrheit innerhalb des sogenannten Black Belt, in den „dunkeln" Staaten, die um den Unterlauf und die Mündung des Mississippi liegen. Ungünstig und das Problem verwickelnd wirkt ferner, daß dies gerade die Striche sind, die durch den Bürgerkrieg schwer gelitten haben, deren Boden durch fortgesetzten Baumwoll-, Zucker- und Tabakbau ausgesogen

ist, deren Klima die Feldarbeit für den Weißen erschwert, die demnach die besten Elemente der Ansiedlung: die Einwanderer teutonischer und britischer Abkunft, unmöglich anziehen können. Ja, die Anwesenheit so vieler ehemaliger Sklaven wirkt abschreckend auf den weißen Mann. Vielfach verlassen deshalb gerade die gebildetsten und anständigsten Leute diese Länder, an deren Fortschritt sie verzweifeln; auf diese Weise müssen die dunkeln Staaten natürlich immer dunkler werden im bildlichen wie im tatsächlichen Sinne.

Bitter rächt sich die Sünde der Sklaveneinfuhr an diesen Gebieten, die zu ihrer wirtschaftlichen Erschließung vor drei Jahrhunderten dort ihren Anfang genommen hat. Für die Schwarzen haben sich die Vereinigten Staaten dann in den blutigsten, langwierigsten Bürgerkrieg gestürzt, der wie kein anderer ihren Bestand in Frage stellte. Die Abolitionsidee hat in früheren Generationen viel Begeisterung und idealen Sinn entfesselt, für ein bloßes Phantom ist das Blut der Freiheitskrieger auf keinen Fall geflossen; dieser große Kampf erst hat die Nord- und die Südstaaten zu einer dauernden Einheit zusammengeschweißt, partikularistisch-sezessionistischen Bestrebungen ein für allemal ein warnendes Quos ego! zugerufen und der Außenwelt bewiesen, daß die als Krämervolk verschriene Nation für eine Idee das Schwert zu ziehen bereit war. Aber die hochgehenden Erwartungen jener Philanthropen, die den befreiten Schwarzen eine große Zukunft voraussagten, haben sich nicht erfüllt.

Der Nigger hat in der jahrzehntelangen Freiheit, die er nun genießt, dargetan, daß er bei vielen guten und sympathischen Eigenschaften ein untergeordneter Typus ist und bleibt. Seine Mängel liegen nicht im

Intellekt, sondern im Charakter. Es fehlt ihm die Zuverlässigkeit und das Verantwortlichkeitsgefühl des weißen Mannes. Seine Kraft liegt in ungewöhnlicher Anpassungsfähigkeit, die den oberflächlichen Beobachter dazu verleiten kann, ihn für originell zu halten. Seine Talente, die unleugbar sind, weisen sich bei näherem Zusehen als Affentalente aus. Charakteristisch dafür ist, daß schwarze Kinder in der Schule weit mehr versprechen, als sie im späteren Leben halten. Die ganze Rasse zeigt kindliche Urteilslosigkeit und Lenkbarkeit. Der Freedman scheint von Natur dazu bestimmt zu sein, nicht wie der Indianer vor dem Kaukasier allmählich hinzuschwinden, sich vielmehr zu erhalten, zu vermehren, bis zu einem gewissen Grade sich sogar zu vervollkommnen, aber schließlich, von der härteren Energie und bewußteren Kraft der weißen Herrenrasse unterworfen, sich führen und bevormunden zu lassen.

Die Verantwortung für ihre Schwarzen ist also nach wie vor den Yankees aufgebürdet geblieben. Die Bestrebungen, den Nigger durch Bildung zu heben, sind nur teilweise geglückt; über eine gewisse Stufe hinaus kann der Abkömmling afrikanischer Stämme, wie es scheint, nicht gefördert werden. Auf dem Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit müssen die leicht zu Exzessen neigenden Nigger scharf im Zaume gehalten werden. Richter Lynch spielt gerade den Farbigen gegenüber gern die Rolle der Justiz. Aber auch die Bundes- und die Staatsgesetze werden mit besonderer Strenge gegen diese Bürger zweiter Klasse angewandt. Zu Geschworenen wählt man sie ganz selten. Den farbigen Delinquenten gegenüber wird der Richter nur zu leicht zur Partei.

Am schlimmsten jedoch sieht sich der befreite Schwarze

mißbraucht in der Politik. In den Baumwollstaaten gibt es so wie so viele Elemente der Korruption; es fehlen dort gerade die Stände, die im übrigen Nordamerika die solideste Grundlage abgeben für Staat und Gesellschaft, die weißen Farmer vor allen Dingen. Die großen Plantagen der ehemaligen Kavaliere sind, soweit sie nicht wüst liegen, in kleine Parzellen aufgeteilt und werden vielfach von Schwarzen besessen oder auch gepachtet. Weder als Landwirte noch als Bürger jedoch können sich diese kleinen Baumwollzüchter mit dem rüstigen Farmerstande des Nordens und des Westens messen. Genau wie ihre Brüder in den Städten sind diese Zwerglandwirte der gewissenlosen Ausnutzung frivoler Politiker ausgeliefert. Gerade in Nordamerika, wo die politische Korruption blüht wie nirgendwo anders, ist ein leidlich intakter Stand, wie der der Farmer, der bei wichtigen Entscheidungen sein gesundes Urteil in die Wagschale wirft, von unberechenbarem Werte. Der Nigger aber ist schlimmer als Stimmvieh; früher bezahlte man seine Stimme, bestach ihn oder schüchterte ihn mit dem Revolver ein, jetzt hält man auch das kaum noch für nötig: seine Stimme wird einfach nicht gezählt. So fügt sich zum wirtschaftlichen Stillstand dieser Striche auch noch die sittliche Verderbtheit. An alledem aber ist der gefügige, harmlose, gutartige Nigger schuld, der wie eine weiche Masse alle schlechten Eigenschaften und Einflüsse der Weißen auf sich einwirken läßt, und gerade durch seine Haltlosigkeit der stärkeren Rasse zur verhängnisvollen Versuchung wird.

Die Yankees behandeln den Nigger als einen fremden Bestandteil ihres Volkstums, als Bürger hat er nur Rechte in der Theorie, die Gesellschaft hält ihre Türen ängstlich vor ihm verschlossen; vor ihm und nur

vor ihm macht die Amerikanisierung mit Bewußtsein Halt. Wie verhalten sich nun aber die Angloamerikaner den anderen Fremden gegenüber, die in hellen Haufen, Obdach und Bürgerrecht suchend, alljährlich an die Pforten der Neuen Welt anklopfen?

Die weißen Bürger der Union stammen ja sämtlich von Vorfahren ab, denen Nordamerika das Land ihrer Wahl gewesen ist. Wenn man von den Resten der indianischen Urbevölkerung, von den Schwarzen und den Chinesen absieht, ist Europa die alleinige Mutter des Volkes von Nordamerika. In früheren Jahrhunderten waren es vor allem die Abenteuerlustigen, Kühnen, Aufgeweckten, die unabhängigen Charaktere, auf die die Neue Welt magischen Reiz ausübte. Damals war der Ozean, der die Kontinente mehr verbindet als trennt, noch ein Hindernis, das zu überwinden Mut voraussetzte. Gewaltiger Druck, sei er konfessionell, politisch oder wirtschaftlich, gehörte dazu, die wurzelstarke Landbevölkerung Englands oder Deutschlands aus ihren angestammten Sitzen zu treiben und sie zu veranlassen, mit Weib und Kind eine Reise anzutreten, die nach Monaten zählte, von der es eine Rückkehr ins Vaterland nicht gab. Alle großen Unglücke in Europa, seien es wirtschaftliche Krisen, Revolutionen, Kriege, Tyrannei, religiöse Verfolgung, Mißernten haben die Schwärme europamüder Zugvögel vermehrt, deren letzter Grund zum Auswandern jedesmal Unzufriedenheit in irgendeiner Form gewesen ist. Durch die Sünden Europas ist Amerika groß geworden.

Die heutige Auswanderung nach Amerika zeigt auch in ihren Anlässen ein ganz anderes Bild. Die Völker von Europa haben sich seit der großen Revolution zu einer Freiheit durchgekämpft, die Tyrannendruck,

Leibeigenschaft, Gewissenszwang in ihren gröbsten Formen ausschließt. Wirtschaftliche Gründe vor allem sind es, die die Leute heutzutage über das Wasser treiben. Der Wunsch, ein eigenes Anwesen zu besitzen, ein Wesenszug des deutschen Charakters, hat nach dem siebziger Kriege gerade in der Zeit, wo unser Landvolk durch große Ereignisse, an denen es teilgenommen hatte, zum Selbstbewußtsein erwacht war, viele unserer Landsleute aus dem endlich geeinigten Vaterlande weggelockt. Es kam hinzu, daß ein Jahrzehnt vorher in den Vereinigten Staaten das Heimstättengesetz erlassen worden war, das eine beinahe kostenlose Landprämie dem garantiert, der bereit ist, sich auf Regierungsland niederzulassen und eine Heimstätte zu gründen. Dieser Generosität der amerikanischen Gesetzgebung gegenüber stand die Engigkeit deutscher Verhältnisse, die hohen Abgaben, der Militärdienst, die gutgemeinte Bevormundung der Behörden, die das Landvolk doch meist als unnütze Schurigelei empfindet. Später freilich füllte sich der Westen Nordamerikas schnell auf, und das Land wurde auch dort teurer, während bei uns durch die Arbeit der Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen und durch die Rentengutsgesetzgebung im eigenen Lande auf einmal viel Grund und Boden für kleine Landwirte frei wurde. Zwischen innerer Kolonisation, Ostmarkenpolitik und verminderter Auswanderung besteht ein Zusammenhang, der, soviel ich sehen kann, bisher nicht genügend gewürdigt worden ist.

Während die deutsche Wanderung nach Amerika abnimmt, hat sich die nordische vermehrt. Die Schweden, Norweger, Schotten treibt sicherlich vielfach das trostlose Klima und die Ärmlichkeit des Bodens von ihren rauhen Küsten westwärts. Nicht mehr die altgermanische

Wanderlust, sondern Not in irgendeiner Form veranlaßt diese Bauern, ihre jahrtausendelang gehaltenen Sitze mit einem Kontinent zu vertauschen, der noch immer jungfräulichen Boden in Fülle bietet. Die germanische Wanderung hat von jeher etwas Elementares, Gewaltiges, Unwiderstehliches gehabt; es fehlte ihr auch in modernen Zeiten nicht der Zug von Größe, Heldentum und Wucht, der die Völkerwanderung zu einer so eigentümlichen Erscheinung macht.

Viel weniger einheitlich und klar in den Anlässen ist die Einwanderung, die sich neuerdings aus dem Süden und dem Osten Europas in stetig zunehmender Menge nach den Vereinigten Staaten ergießt. Der Völkerkessel Österreich-Ungarn mit den angrenzenden altpolnischen und südslawischen Gebieten ist am stärksten daran beteiligt. Aber auch Italien, Portugal, Griechenland, Rußland schicken starke Auswandererscharen. Diese Wanderung ist, verglichen mit der angelsächsisch-teutonischen, ein Abstoßen von Ausschuß. Nicht mehr die Kühnsten, Kräftigsten, Gesündesten greifen nach dem Wanderstabe, sondern im Gegenteil die Elenden, Verkommenen, Verstoßenen, die, für die es keinen heroischen Entschluß bedeutet, das alte Europa zu verlassen, weil sie kein eigentliches Heim, kein Vaterland haben.

Während Nordamerika früher vor allem das Ziel der Bauern und der Handwerker war, die ihr Leben verbessern wollten, zieht es jetzt alle zigeunerhaften Existenzen an sich, die, dem Plankton des Meeres vergleichbar, von der Strömung hierhin und dahin getrieben werden. Neuerdings machen die durch und durch internationalen Juden einen verhältnismäßig starken Prozentsatz der jährlichen Einwanderung in die Vereinigten Staaten aus. Besonders aus Italien fahren viele

Arbeiter im Frühjahr als Saisonarbeiter über das Meer und kehren im Herbst zurück; eine unserer Sachsengängerei ähnliche Erscheinung, nur daß sie interozeanisch ist. Für die Irländer ist, auch nachdem England zartere Saiten gegen Paddy aufgezogen hat, Amerika das bevorzugte Land seiner Wahl geblieben.

Es ist durchaus begreiflich, daß die Vereinigten Staaten angefangen haben, ihr Augenmerk mit verstärktem Interesse der Einwanderungsfrage zuzuwenden; die Zuwanderung von Hunderttausenden jährlich ist eben die wichtigste Erscheinung ihrer Rassenbildung. Man muß sich den Amerikanern gegenüber immer die Tatsache gegenwärtig halten, daß sie als Volk noch nicht fertig sind. Der Zufluß fremden Bluts ändert fort und fort die Zusammensetzung der Rasse. Die Nation der Anglo-Amerikaner läßt sich vergleichen mit einem mächtigen Strome, dessen Quellgebiet und Oberlauf wohl festgelegt ist, der aber aus wasserreichen Nebenarmen starken Zufluß erhält, durch den sein Unterlauf langsam, aber sicher einen veränderten Charakter erhält.

Kein anderes Volk der Welt ist in dieser Weise durch eine jahrhundertelang fließende Einwanderung entstanden. Einzig steht aber auch die Tatsache da, daß ein Volk seine eigene Rassenbildung, die doch meist etwas von Natur Gegebenes sein wird, durch Gesetze regelt, wie es die Amerikaner zu tun sich anschicken.

Im Hafen von Neuyork liegt eine winzige Insel mit einigen unscheinbaren Gebäuden: Ellis Island, jedem Zwischendeckspassagier wohlbekannt. Hier ist der dichte Filter, den die Regierung der Vereinigten Staaten für die Einwanderung von Europa her, die ja bei weitem zum größten über Neuyork geschieht, eingerichtet hat. Die Kontrolle ist von der äußersten Schärfe und wird

nach Gesetzen geübt, wie man sie mit so rücksichtsloser Strenge in Amerika nur dem Ausländer gegenüber anzuwenden wagt.

Aus folgenden Ursachen können Einwanderer zurückgewiesen werden: weil mit ekelhaften oder ansteckenden Krankheiten behaftet, weil geistig unzurechnungsfähig, weil arm, weil Verbrecher, wegen Verdachts der Polygamie, des Anarchismus oder unsittlichen Gewerbes, schließlich auch, wenn unter Arbeitskontrakt eingeführt.

Diese Gründe sind sämtlich dehnbar und beliebig auslegbar; sie werden vom Commissioner-general of Immigration, der in diesem Departement unumschränkt regiert, durchaus autokratisch angewandt. Wer das „Land der Freiheit" in Ellis Island betritt, macht zunächst mit der Rückseite der Demokratie, nämlich mit der Willkür Bekanntschaft. Zwar die gesetzliche Regelung des Einwandererwesens hat die schlimmsten Mißbräuche, die früher an der Tagesordnung waren, abgeschafft. Die Fremden sind den Agenten, Maklern, Landhaien, Rowdies, die ehemals ganz offen einen schwunghaften Menschenhandel trieben und den bittersten Blutzoll erhoben, nicht mehr rettungslos ausgeliefert, doch kommen auch jetzt noch arge Härten von Amts wegen vor. Eheleute werden getrennt, ganze Familien auseinandergerissen, indem man einzelne Mitglieder einwandern läßt, andere abweist. Amerika ist sehr heikel inbezug auf die Qualität seiner Einwanderer; es ist vorgekommen, daß man Leute wegen allzugroßer Häßlichkeit abgewiesen hat. Und gegen einen solchen Spruch, der häufig über ein Schicksal entscheidet, gibt es natürlich keinerlei wirksame Berufung.

Wie kleinlich solche Maßregeln auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, so ist doch nicht zu verkennen,

daß sie einer weitschauenden, vorausſorgenden Politik entspringen. Die Union hat an den acht Millionen Schwarzen einen schweren Bissen zu verdauen, die Chinesengefahr hat ihr Beschwerden genug gemacht, als daß sie nicht auch gegen die Einwanderung von Europa her bedenklich werden sollte, besonders seit diese die Tendenz zeigt, in der Quantität zuzunehmen, in der Qualität aber nachzulassen.

Die Einwanderung des Jahres 1902, die nächst der von 1882 die stärkste jemals erreichte gewesen ist, brachte nahezu achtmalhunderttausend Fremde auf dem Seewege in die Vereinigten Staaten; davon kam der Löwenanteil mit 178 000 auf Italien, dann kommt Österreich-Ungarn, darauf Rußland. Deutschland steht erst an fünfter Stelle nur mit 28 000, es wird sogar durch Schweden, Norwegen und Dänemark zusammen mit 44 000 übertroffen. Die reichsdeutsche Einwanderung hatte im Jahre 1882 ihren Gipfel mit 250 000 in zwölf Monaten erreicht; Österreich-Ungarn sandte damals nur 29 000, und Rußland, das jetzt mit 107 000 auftritt, gar nur 21 000 Auswanderer nach Amerika. Japan, ‚das es jetzt schon auf 14 000 jährlich gebracht hat,‘ schickte damals überhaupt noch keine Leute über den Stillen Ozean.

So haben sich in zwei Jahrzehnten die Verhältnisse verschoben. Interessant ist, daß die relativ wenigsten Illiteraten aus Deutschland, Skandinavien und Großbritannien stammen; am schlimmsten stehen darin, der Reihenfolge nach, Italien, Österreich-Ungarn, Rußland da. Begreiflicher noch findet man diese Erscheinung, wenn man aus der Statistik ersieht, daß das Gros der italienischen Einwanderer nicht aus dem kultivierten Norden, sondern aus dem Süden und aus Sizilien

stammt, und daß Österreich seine Leute aus Unterungarn, Slawonien, Kroatien und Galizien, Rußland die seinen aus den polnischen Distrikten schickt.

Daß die Neue Welt einem Bevölkerungszuwachs von so gemischter Herkunft mit geteilten Gefühlen gegenübersteht, ist wohl nicht weiter zu verwundern, und daß die Union Einrichtungen trifft und Gesetze erläßt, wie zum Beispiel die Bestimmung, daß jeder Einwanderer eine Summe Geldes aufzuweisen hat, und daß er sich auf seinen Gesundheitszustand hin prüfen lassen muß, erscheint nur berechtigt. Ernsthaft erwogen wird in den gesetzgebenden Versammlungen, ob man Illiteraten nicht ganz ausschließen solle von der Einwanderung. Dabei spielt nicht etwa Angst vor der Unbildung die Hauptrolle — es gibt in den Vereinigten Staaten genug eingeborene Illiteraten —, sondern die Erkenntnis steht hinter dieser Maßregel, daß man sich mit einer solchen Prüfung elementarer Schulkenntnisse die übelsten Elemente vom Halse halten würde. Man hat eben seit einiger Zeit drüben zu unterscheiden gelernt zwischen erwünschten und unerwünschten Einwanderern. Zu den allererwünschtesten gehören neuerdings die Reichsdeutschen, die man früher als Damned Dutchmen so ganz über die Achsel anzusehen pflegte.

Die nicht zu leugnende Tatsache, daß sich die Einwanderung der letzten zehn, zwanzig Jahre nach Rasse, Moral, Bildung, Körperkraft verschlechtert hat, muß den amerikanischen Volkswirt mit Besorgnis erfüllen. Die niedrigeren Rassen und Klassen zeigen auch hier die Neigung, sich stärker fortzupflanzen als die höheren; so droht auch von dieser Seite der Blutmischung eine ernste Gefahr. Aber es wird auch durch diese, an eine andere Lebenshaltung gewöhnten proletarischen Menschen

der amerikanische Arbeiter mit seinen hohen Ansprüchen an Nahrung und Kleidung unterboten und gedrückt. Ferner bringen Nationalitäten wie Süditaliener, Tschechen, Polen, Kroaten, Slowenen außer allerhand schlechten Lebensgewohnheiten auch eine höchst zweifelhafte bürgerliche Gesinnung ins Land. Die Freiheitsliebe der Yankees und ihre äußere Disziplinlosigkeit sind himmelweit verschieden von den gesellschaftsfeindlichen Anschauungen und Trieben der Italiener, Polen und Irländer. Als gegen die Anarchisten gerichtet, kann man 'wohl das in allerletzter Zeit angenommene Gesetz betrachten, wonach die Einwanderung solcher Personen verboten ist, die eine feindliche Gesinnung gegen die Regierung der Vereinigten Staaten hegen.

Während die Einwanderer germanischen Ursprungs meist als Ackerbauer ins Land gehen oder, wenn sie in den Städten bleiben, doch schnell ein Handwerk ergreifen, haben diese unbrauchbaren Zuzügler die Neigung, in den großen Städten hängen zu bleiben, sich in den Industriegebieten anzuhäufen. Ähnlich den Iren, die von jeher die Großstadt bevorzugten, weil es da Politik zu machen und Ämter zu ergattern gibt, setzen sich auch Italiener, Polen und Tschechen instinktiv da fest, wo Unruhen zu erwarten sind. Die Semiten aber hält das Geschäft an der Stadt fest. In manchen großen Städten findet man schon ganz ausgesprochene Judenviertel; und wenn man in bestimmte Straßen Neuyorks gerät, glaubt man sich plötzlich nach Italien versetzt. Die Amerikanisierung ist den Yankees bisher glänzend an Teutonen, Kelten und Galliern geglückt; ob sie denselben Erfolg bei Juden, Italienern und Slawen haben wird, ist mehr als zweifelhaft. Die Physiognomie gewisser einflußreicher Kreise Neuyorks beweist, daß auch in der Neuen

Welt dem Semiten die Eigenschaft nicht abhanden gekommen ist, das eigene Wesen unverändert zu wahren und das Wirtsvolk durch seine Art tief zu beeinflussen.

Die amerikanischen Staatsmänner würden sich keinen Augenblick bedenken, auch gegen Europa hin das Tor der Einwanderung zuzumachen, wie sie es gegen die Chinesen geschlossen haben, wenn das möglich wäre, aber die Vereinigten Staaten können jetzt noch nicht der Zuwanderung entbehren. Sie ist im Laufe der Jahrhunderte zu einer feststehenden Einrichtung geworden, von der wiederum andere Erscheinungen von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung abhängen, so zum Beispiel die westwärts gerichtete Binnenwanderung, die, gleichsam dem Drucke der europäischen Einwanderung nachgebend, sich in die leeren Räume des Westens ergießt. Amerika hat noch unendlich viel Land, das nur mit Hilfe von Fremden urbar gemacht und angebaut werden kann. Es fehlt drüben nicht bloß im Ackerbau an Händen. Ganze Berufsarten und Stände rekrutieren sich aus Eingewanderten. So sind die meisten Dienstboten, wenn nicht Farbige, dann Irländer, Deutsche oder Slawen, die Kellner Deutsche, die Waschanstalten befinden sich in chinesischen Händen. Auch in Heer und Marine kommen die Yankees nicht mit dem eigenen Menschenmaterial aus.

Das Schließen der Pforten aber wird immer schwieriger, je mehr die Vereinigten Staaten mit der imperialistischen Politik ihre Machtgrenzen nach allen Seiten hinauszuschieben trachten. Abschließung und Expansion widersprechen einander.

Die qualitative Verschlechterung der Einwanderung wäre an sich noch nicht so bedenklich, wenn nicht damit eine interne Erscheinung des amerikanischen Lebens, die

Rassenentwickelung ungünstig beeinflussend Hand in Hand ginge: die Abnahme der Geburten in den höheren Ständen. Die Bewohner der Neuenglandstaaten haben schon lange aufgehört, ein kinderreicher Stamm zu sein. Als Ursachen des auffälligen Kindermangels werden sehr verschiedenartige Dinge angegeben. Vielfach wird dem Klima die Schuld in die Schuhe geschoben; dieser Theorie widerspricht aber der Kinderreichtum der französischen Familien von Kanada und der Deutschen in Pennsylvanien. Wahrscheinlicher schon klingt die Version, daß die Hast, Unruhe und Intensität des nervenaufreibenden amerikanischen Lebens die Fruchtbarkeit praktisch und physisch zum Ding der Unmöglichkeit mache. Die Ehe wird nicht in dem Maße von den amerikanischen Mädchen als Lebensglück angesehen und erstrebt wie von dem Durchschnitt der unverheirateten Frauen in Europa. Die Ehe mehr hindernd als befördernd wirkt auch die ganze Atmosphäre, in der die Frau drüben lebt, ihre Verwöhnung in der Gesellschaft, ihre Selbständigkeit im bürgerlichen Leben, die Freiheit der Berufswahl und des Studiums. Ohne Blaustrumpf zu werden, wird das amerikanische Mädchen im College doch in einer Welt heimisch, die von der des praktischen Haushalts so verschieden ist wie die Flitterwochen von der Wochenstube. Sicherlich spielt hierbei auch eine bedeutende Rolle die gemeinsame Erziehung von Knabe und Mädchen, das ungenierte, die Sinnlichkeit zurückdrängende Verkehren der Geschlechter von Jugend an. Das nüchterne, verstandesmäßige Denken, das sich die Amerikanerin im öffentlichen Leben, im Geschäft, in der Hochschule angewöhnt hat, legt es ihr nahe, auch die Ehe als ein Rechenexempel zu betrachten, und bewirkt, daß sogar dann, wenn sie eine Verbindung ein-

gegangen ist, kühle Erwägung die Oberhand behält. Torheiten der Sinne wird sie ebensowenig begehen wie Irrtümer des Herzens, weil bei ihr jederzeit der kluge Kapitän „Verstand“ auf der Kommandobrücke des Lebensschiffleins steht.

Und schließlich sind es wirtschaftliche Gründe, die einen reichen Kindersegen, der bei uns als Gottesgabe angesehen wird, drüben als schwere Last, und je höher die Ansprüche an das Leben sind, zu einer um so drückenderen Last machen. Alles, was sich dem Luxus nähert, ist in Amerika zwei-, dreimal so kostspielig wie bei uns. Die Dienstbotenlöhne sind geradezu unerschwinglich. Die Frauen aber sind verwöhnt, der Gedanke an Hausfrauen- und Mutterpflichten, den das deutsche Mädchen als selbstverständliche Zugabe der Ehe betrachtet, ist ihnen ein Greuel. Viel lieber als die Hausfrau zu spielen geht die Amerikanerin in die Fabrik, ins Bureau oder wird sie Lehrerin. Es kommt darin ein feiner Egoismus zum Ausdruck, eine Unlust, die natürlichen Pflichten des Weibes auf sich zu nehmen, die sicher zur Unnatur führen. Sünde gegen den heiligen Geist der Familie ist es, wenn junge Paare, statt ein eigenes Heim, sei es noch so bescheiden, zu begründen, ins Hotel ziehen oder ins Boarding house, wie es jetzt drüben mehr und mehr Mode wird. Unter solchen unnatürlichen Verhältnissen kann die Frau selbstverständlich die Mutterpflichten nicht freudig auf sich nehmen. Der Malthusianismus spielte und spielt eine bedeutsame Rolle in Nordamerika, und man scheut sich nicht, seine praktischen Konsequenzen zu ziehen. Den Volksfreunden machen solche Erscheinungen schwere Sorgen. Präsident Roosevelt nennt das Nichtheiraten ein „Verbrechen gegen die Rasse“.

Davon ist natürlich keine Rede, daß, wie im modernen Frankreich, der Bestand der Nation durch Sterilität bedroht würde. Aber neben dem starken Prozentsatz von Farbigen und neben der zunehmenden Einwanderung geringen Volks ist der Kindermangel bei den Ständen, die nun einmal der Sauerteig der Nation sein wollen und bisher auch gewesen sind, für die gesunde Weiterentwickelung der anglo-amerikanischen Rasse eine wirkliche Gefahr.

Daß es in einem Volke, das sich im Laufe des verflossenen Jahrhunderts von 5⅓ Millionen auf 76 Millionen vermehrt hat, irgendwo im Wirtschaftsleben an Menschenkräften fehlen könnte, ist schwer zu glauben, und doch kann man behaupten: die amerikanische Konkurrenz, schwer wie sie sich schon jetzt für Europa fühlbar macht, ist allein darum noch nicht erdrückend geworden, weil zur vollen Ausnutzung und Ausbeutung aller in Amerika schlummernden Schätze und Naturkräfte bisher nur die zureichende Menschenkraft gefehlt hat.

Vor allem merkt man das in der Landwirtschaft. Es gibt auch in der Neuen Welt eine Agrarfrage; diese besteht aber nicht in einem Mißverhältnis von Arbeit und Verdienst, in mangelhafter Verteilung des Grund und Bodens, in hohen Bodenpreisen und geringen Erträgen — von all diesen schweren Sorgen, die das tägliche Brot der deutschen Landwirte sind, ist drüben nur ganz vereinzelt etwas zu spüren. Der amerikanische Farmer kämpft auch einen Kampf, aber nicht den um die Existenz, sondern einen minder tragischen: den um die Höhe seiner Rente.

Die Landwirtschaft wird drüben immer zweierlei voraus haben vor der deutschen — sogar bei gleicher

Güte des Bodens —: einmal größere Zuverlässigkeit des Klimas, die der Verteilung der Arbeit über das ganze Jahr die erwünschte Stetigkeit gibt, und die billigen Bodenpreise. Deshalb kann der amerikanische Landwirt auch bei viel höheren Löhnen gedeihen, wo der deutsche mit dem, was er gestern gewonnen hat, das Loch zustopft, das heute entsteht. Die Natur hat drüben auch für den Landmann auf das gütigste vorgesorgt. Aber der Mensch hat, da er an einen allzu reichlich gedeckten Tisch kam, durch gieriges Zulangen vieles früh aufgezehrt und verschwendet.

Das Bundesheimstättengesetz von 1860 bedeutet eine Agrarreform, wie sie so umfassend und einschneidend noch niemals ein moderner Staat unternommen hat. Mit Hilfe dieses Gesetzes konnte jeder Einheimische oder eben Zugewanderte nahezu umsonst ein Stück Land erwerben, das für eine Familie fast allzu reichlich zugemessen erschien. Ergänzt wurde dieses Gesetz ein Jahrzehnt später durch die Timber Culture Act, wodurch jeder Bürger ein großes Stück Prärieland unentgeltlich erhalten konnte, wenn er sich nur verpflichtete, einen Teil davon aufzuforsten. Die Grundidee dieser Gesetze entbehrte nicht hoher volkswirtschaftlicher Weisheit.

Aber wie so oft in Amerika, wurde auch hier die Tendenz einer an sich guten Verordnung durch mangelhafte Ausübung, völlige Nichtbeachtung und geschickte Umgehung in ihr Gegenteil verkehrt. Einmal beförderte der Umfang der Heimstätten den Raubbau, zu dem der Yankee so wie so wegen seines nachlässigen und leichtsinnigen Charakters neigt. Der Mangel an Respekt vor der Natur, der drüben unsympathisch aus so vielem Menschenwerk spricht, fand ganz natürlich auf einem

Boden Nahrung, der einem als leichterworbenes Geschenk gleichsam in den Schoß gefallen war. Die von dem Forstkulturgesetz vorgesehene Anschonung von Wäldern unterblieb natürlich so gut wie ganz. Die Maschen der Landgesetzgebung waren viel zu weit, als daß die gefährlichsten Fische, die sogenannten „Landhaie", nicht hätten ungeniert durchschlüpfen können. Die Bodenspekulation, die schon vorher geblüht hatte, erhielt, statt durch das Heimstättengesetz unterbunden zu werden, nur neuen Aufschwung. Der Schwur nämlich, den der Käufer nach den Intentionen des Gesetzgebers leisten sollte, daß er das erstandene Grundstück ausschließlich für sich bebauen und bewohnen wolle, ohne Fremden dadurch einen Vorteil zuzuwenden, wurde die Grundlage zu einer wahren Industrie von Falscheiden. Das Spekulationsfieber ergriff die Farmer. Es entstand die vagierende Klasse von Landwirten, die so grundverschieden ist von den Bauern im guten Sinne, Menschen, die in keinem Gemütsverhältnis stehen zur Scholle, denen das zufällig erworbene Stück Land nur Mittel ist zum »land-jobbing«, die immer nur an das Herausnehmen, niemals an das Hineinstecken und Verbessern denken, die den Raubbau zur Kunst erhoben haben.

Und das Gesetz hat auch den anderen Übelstand, den es nächst der Spekulation vor allem verhindern wollte, erst recht möglich gemacht, nämlich die Entstehung von Latifundien, desselben Großgrundbesitzes, der seinerzeit den Süden ruiniert hatte, der durch leichtfertige Vergebung von Staatsländereien an die großen Eisenbahngesellschaften stellenweise auch im Norden schon entstanden war. Latifundien, die doch dem Charakter einer Demokratie durchaus widersprechen, konnte sich nun jeder in der Union zusammenschachern, der ein

paar Falscheide auf sein Gewissen nahm oder sich durch bezahlte Agenten die nötigen Besitztitel erschwindeln ließ.

Es ist dadurch in einzelnen Distrikten ein Landmonopol entstanden, das dem der berüchtigten ostelbischen Großgrundbesitzer nichts nachgibt an Ausschließlichkeit, das aber viel weniger historische Berechtigung hat. Der grundbesitzende Adel Preußens findet im großen und ganzen doch in der Bewirtschaftung des von den Vätern ererbten Grund und Bodens Halt und Lebensberuf. Die Bodenspekulation Nordamerikas aber gibt sich nur notgedrungen mit der Landwirtschaft ab; oft leben diese Leute in der Stadt oder gar in der Fremde. Die Neue Welt erlebt also den „Absentismus" der irischen und schottischen Lords in erneuter Auflage.

Wenn man die Schwierigkeiten aus eigener Erfahrung kennt, unter denen der deutsche Landwirt, sei er Großgrundbesitzer, Bauer oder Kleinstelleninhaber, seinem Erwerb nachgeht, und nun die Leichtigkeit sieht, mit der in Nordamerika jede beliebige Menge von Brotfrucht, Handelsgewächsen, Früchten, Leguminosen und Fleisch erzeugt wird, so weiß man, wem das große Los zugefallen ist. Dem deutschen Landwirt einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß er nicht in ähnlich großem Maßstabe produziert, seine Wirtschaft nicht zu gleicher Einträglichkeit erhebt wie der Amerikaner, ist ungerecht und spricht nicht für Kenntnis der Verhältnisse. Die Industrie mag vielleicht die Arbeitsmethode und die Verwaltungsmaximen, die in einem anderen Kontinente geübt werden, mit Erfolg bei sich einführen, die Landwirtschaft kann das nicht; sie ist unbeweglich und darum schwerfälliger. Einmal ist sie gebunden an den Grund und Boden und an das Klima, an die Natur überhaupt, und sodann ist sie von der Tradition abhängig.

Die geschichtliche Entwickelung hat nicht bloß dem Grund und Boden im Laufe der Jahrhunderte eine ganz bestimmte Staats- und Landeszugehörigkeit verliehen, sie hat das Land auch aufgeteilt, hier in große, dort in kleine Grundstücke, sie hat ländliche Stände geschaffen, wie den Großgrundbesitzer, den Vollbauern, den Gärtner und den Kätner, den ländlichen Tagelöhner. Sie hat im Erbrecht, in den Schuldverhältnissen, im Grundbuch, im Sachenrecht allgemein gültige Prinzipien festgelegt und Einrichtungen geschaffen, die Erwerben, Halten und Verlieren von Grund und Boden regeln. Der Stand der Landwirte ist wie kein anderer im Recht und in der Geschichte seines Volkes tief verankert. Von einem solchen Stande das Anpassungsvermögen und die Schmiegsamkeit des Handelsstandes verlangen, heißt dem Fische zumuten, daß er fliegen lernen solle.

Ganz andere bequemere Bedingungen, als die er daheim verlassen hatte, fand der europamüde Landmann in Amerika vor. Einen jungfräulichen Boden vor allem, weite unbesiedelte Strecken sodann, von denen er sich ein Stück nach eigener Wahl erwerben konnte, keinen Stand über sich, der ihn drückte, keinen neben sich, der ihm das Leben sauer machte, keine Hörigkeit, keine Konkurrenz, keinen Frondienst, keine Militärpflicht, keine Bureaukratie. Seine Grenzen fand dieser Glückliche scheinbar nur in der eigenen Leistungsfähigkeit.

Man darf, wenn man die Blüte der amerikanischen Volkswirtschaft staunend betrachtet, den glänzenden Fortschritt bewundert, der diesen Landen in wenig Jahrzehnten das zu gewinnen erlaubte, wozu wir Jahrhunderte gebraucht haben, niemals vergessen, daß die Neue Welt auf den Schultern der Alten steht. In Europa ist das Lehrgeld gezahlt worden für Kenntnisse

und Erfahrungen, die sie jetzt drüben auf weiterer Fläche, in größerer Freiheit anwenden. Kerntruppen gut geschulter Landleute haben wir durch das ganze neunzehnte Jahrhundert nach Nordamerika ziehen lassen und haben uns dadurch drüben die Konkurrenz großgezogen, die den Zurückgebliebenen das Leben verbitterte und zum immer wieder erneuten Anlaß wurde zur Auswanderung in die Länder, wo das Land so billig und die Erträge so hoch schienen.

Ein einziges Jahrhundert hat genügt, die amerikanische Landwirtschaft zu dem zu machen, was sie jetzt ist: zur gefährlichsten Rivalin für den Landbau der ganzen übrigen Welt. Vor dem Unabhängigkeitskriege gegen das englische Mutterland dominierte die Baumwollzucht des Südens weitaus über den Ackerbau des Nordens. Erst mit der Erschließung des mittleren Westens begann die große Periode für Körnerbau und Viehzucht, der Siegeszug des Yankeefarmers, der, während er im eigenen Lande nach Westen vordrang, in Europa seinen Produkten einen Markt nach dem anderen unterwarf.

Es kamen hier zwei Umstände zusammen, wie sie so günstig nie wieder aufeinander getroffen sind: der rechte Mensch und das rechte Land. Die Einwanderung der tüchtigsten, arbeitsfrohesten, abgehärtetsten Männer aus den gesündesten und reinsten Volksstämmen der alten Kultur, und in der Neuen Welt ein jungfräulicher Boden, der Jahrtausende auf den scharfen Pflug und die säende Hand gewartet hatte. Braut und Bräutigam, die einander gefunden hatten.

Man kann das Glück, die Liebe, die Dankbarkeit verstehen, die der Bauer des alten Europas empfunden haben muß, als er in der Neuen Welt ein zweites,

größeres und freieres Vaterland fand. Besitz eines Stückes Land, einer „Heimstätte", die Möglichkeit, sich durch seiner Hände Werk das Leben zu verdienen, das war ja von jeher der Traum des Indogermanen, die Feuersäule, der er nachgezogen ist durch die Steppen Asiens über die Gebirge und die Ströme Europas, über die Nordsee und schließlich über den Ozean. Hier endlich fand der Deutsche, der Nordländer von Skandinaviens, Dänemarks, Finnlands Küste, der Schweizer, der Schotte, was ihnen im engen Europa so oft verkümmert worden war, in Hülle und Fülle. Hier war er nicht mehr der verachtete Bauer oder Tagelöhner, hier schien er genau das wert zu sein, was er leisten konnte. Die Gesetzgebung drückte ihn nicht, sondern suchte ihn zu begünstigen; denn er war in diesem neuen Lande ein wichtiger Pionier der Kultur. In seinen starken Händen ruhte die Erschließung der Bodenschätze. Von seinem Fleiße hing die Ernährung einer rapid wachsenden Bevölkerung ab. Er zog die Herden groß und schuf die Ernten, mit denen man das Gold des Auslandes an sich lockte. Die Eisenbahngesellschaften kamen ihm entgegen, denn nur zu gut wußte der Unternehmer, daß der Landmann sein bester Kunde sein würde. Es entstand eine gegenseitige Befruchtung; der Schienenstrang wurde dorthin gelegt, wo der Ansiedler sich niedergelassen hatte, und der Lokomotive wiederum folgte der Farmer. Die Landwirtschaft bekam erst Lebensblut durch die billigen Transportwege. Die hohen Löhne aber, eine Folge wieder der dünnen Besiedelung, machten Zeitersparnis zum A und O des Betriebes und führten so zur Anwendung von Maschinenkraft, wo immer es ging.

So entwickelte sich die Wirtschaftsmethode, die der

europäische Landwirt neidvoll betrachtet, durch die es dem amerikanischen Farmer ermöglicht ist, seine Produkte mit Hilfe sinnvoller Maschinen und Vorrichtungen nicht bloß zu säen und zu bestellen, sondern auch zu bergen und zu verladen und so vom Silo oder vom Elevator weg auf Wasser- und Landwegen leicht und sicher, unter Umgehung des Zwischenhandels, an die entferntesten Märkte zu bringen. Ähnlich der Viehzüchter, der seine Herde direkt nach dem Schlachthofe treibt, ohne daß irgendeine Mittelinstanz ihm den Gewinn beschneiden darf. Dem Obstbau ermöglichen es die Kühlhäuser und Kühlwagen, die zartesten Früchte, sogar Beerenobst, lange zu konservieren und unbeschadet ihrer Qualität über die weitesten Strecken zu schaffen.

Man hört oft die Frage: Warum könnt ihr deutschen Landwirte nicht in derselben praktischen Weise verfahren wie die Yankees? Ihr seid durch eure Schwerfälligkeit selbst an eurem Unglück schuld! Darauf ist zu erwidern, einmal, daß in Deutschland, gerade durch die amerikanische Konkurrenz erzwungen, die Herstellung und Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen große Fortschritte gemacht hat. Für manche Maschinen allerdings sind unser Terrain und unser Klima ungeeignet; vielfach verbietet auch Zersplitterung des Grundbesitzes die volle Ausnutzung der Maschinenkraft. Die amerikanische Viehzucht aber, die uns auch oft als Muster vorgehalten wird, setzt riesige Flächen billigsten Landes voraus, wie es in den weiten Regierungsländereien der westlichen Prärien zur Verfügung steht; sie setzt ein Klima voraus, das es gestattet, Vieh im Sommer und im Winter im offenen Corral, höchstens vom leichten Shed geschützt, zu halten. Die Ranchwirtschaft erspart also die für unseren Züchter oft so lästigen und kost-

spieligen, festen Gebäude; sie spart aber auch an Leutelöhnen, denn auf tausend Stück Rindvieh kann man bei dieser Art wilder Viehzucht mit einem berittenen Hirten auskommen. Und wenn wir auch Schlachthöfe hätten wie die von Chicago, würde es uns doch nicht möglich sein, unser Vieh Tausende von Meilen quer durch das Land nach dem Bestimmungsort zu treiben.

Im Körnerbau aber ist die amerikanische Wirtschaftsmethode darum vor allem nicht bei uns anwendbar, weil wir auf Fruchtwechselwirtschaft und auf Brachen angewiesen sind. Wir müssen daher vielerlei Früchte auf verhältnismäßig kleinem Boden bauen, der anspruchsvollen Art die leichter zufrieden zu stellende folgen lassen, während der Yankee sich meist nur auf ein Bodenprodukt wirft, je nach Lage und Klima auf Weizen, Mais, Hafer, Tabak, Baumwolle. Sein Boden erlaubt ihm eine so einheitliche bequeme Wirtschaft, bei der unsere ärmeren Böden nur zu schnell versagen würden. Wenn er Züchter ist, zieht er eine bestimmte Rasse, deren Merkmale er nach Möglichkeit heraustreibt; wenn Obstfarmer, baut er eine Fruchtgattung, und innerhalb dieser nur wenig Sorten. Oder er erhebt einen Nebenbetrieb zur Spezialität. So habe ich in Südkalifornien eine Blumenfarm gesehen von der Größe eines mäßigen deutschen Ritterguts, wo nur Same von zweierlei Zierpflanzen gezogen wurde.

Der amerikanische Farmer ist von Industriellen gar nicht so sehr weit entfernt. Er stellt seine Produkte beinahe fabrikmäßig her, möglichst viel gleichmäßige Ware. Sein Ziel ist Geld und nur Geld. Unser Landmann will von dem Ertrage seines Gutes mit den Seinen leben; was dann noch übrig bleibt, ist sein Überschuß. Der Yankee, der z. B. Weizen baut, wird alle

Produkte, auch die tierischen, die er für seinen Hausstand braucht, vom Händler in der Stadt kaufen; der deutsche Bauer erzeugt noch heute seine Nahrung selbst, schon darum, weil er das Gesinde zum größeren Teile mit Naturalien bezahlt. Und auf den Rittergütern unseres Ostens, wo der Lohn vielfach in Deputat besteht, leben Gutsherr, Beamte und Tagelöhner einschließlich ihrer Dienstboten und Familien von dem Ertrage des eines Gutes. Während hier also noch Überbleibsel der alten Naturalwirtschaft in die neue Zeit hineinragen, sehen wir die amerikanische Landwirtschaft sich stark der reinen Geldwirtschaft mit industriellem Betriebe nähern.

Die extensive Wirtschaftsmethode, der der amerikanische Farmer huldigt, findet ihre Berechtigung einmal im Überfluß an Land, und ferner in dem hohen Preise menschlicher Arbeitskraft. Dieser extensive Betrieb hat aber seine großen Nachteile. Schäden, die sich auch dem Auge des oberflächlichsten Beschauers aufdrängen, sind: Verunkrautung des Ackers und ein Zunehmen der Insektenplagen, wie wir sie bei uns, Gott sei Dank, nicht kennen. Schlimmer aber noch sind die Nachteile, die der Bequemlichkeit des Augenblicks zuliebe der Zukunft als böse Erbschaft hinterlassen werden. Vom privatwirtschaftlichen Standpunkt aus mag es ja rationell erscheinen, wenn bei der Bodenkultur möglichst an Zeit, Geld und Mühe erspart wird; für die Volkswirtschaft als Ganzes ist es doch ein Verlust, wenn die Kräfte, die im Boden schlummern, nur oberflächlich genutzt werden, wenn gewissermaßen nur der Rahm abgeschöpft und die dünne Milch überdies noch weggegossen wird.

Wirklichen Schaden am eigenen Leibe empfinden die Yankees schon jetzt durch die Verwüstung der

Wälder, die seit jenen entfernten Zeiten betrieben wird, wo die ersten Pioniere sich mit Axt und Feuer ein »clearing« im Urwalde machten. Gegen das Roden der Wälder zur Urbarmachung des Grund und Bodens ist nichts zu sagen, obgleich an manchen Stellen, ähnlich wie bei uns, in Nordamerika guter Wald wertvoller wäre als Feld von zweifelhafter Güte. Auch besäßen in vielen Distrikten die Ansiedler heutzutage ein besseres Klima, wenn ihre Vorgänger der Erhaltung der Gehölze und dem Bodenschutz durch Bäume, Sträucher und Streudecke mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Zum unverzeihlichen Verbrechen aber wird die Waldverwüstung, wenn man sie, wie es neuerdings der Fall ist, zwecklos, achtlos, ja geradezu systematisch über das ganze Land übt.

Was die Eisenbahnen nicht vernichtet haben, deren Trakte durch meilenbreite, vom Funkenflug angesteckte, heute nur noch mit weißen Baumleichen bestandene, ehemals prächtige Waldbestände gehen, das vernichtet der Leichtsinn der Ausflügler mit ihren Picknickfeuern. Die Ziegen, Schweine, Schafe und Rinder der Farmer treiben sich unbewacht in den Gehölzen umher, lassen den jungen Nachwuchs nicht aufkommen und beschädigen die älteren Bäume. Am gierigsten aber und grimmigsten arbeiten die kleinen und großen Sägemühlen, die an den Wasserläufen entlang überall hindringen, wo es noch guten Wald gibt. Sie wüsten im Material, als ob der Holzreichtum unerschöpflich wäre. Nur das Kernholz verarbeiten sie; der Abfall, aus dem wir noch die schönsten Bretter schneiden würden, wird verbrannt. Edeltannen, Zedern, Sequoia, Föhren von zehn, zwanzig Festmetern Inhalt werden in doppelter Manneshöhe über dem Boden abgeschnitten, der Stumpf bleibt dem

Verfaulen überlassen, und wenn der herrliche Baum, den aufzubauen Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende nötig waren, zur Mühle geflözt und geschleppt ist, wird er häufig zu Schindeln kleingeschnitten. Neben jeder Mühle aber dampft ein mächtiger Haufen, wo Sägespäne und Holzteile verbrannt werden, die anderweit zu verwerten sich angeblich nicht lohnen soll.

Der Yankee hat sich, verführt durch Reichtum, Geduld und scheinbare Unerschöpflichkeit der Natur, ein blindes Wüsten in ihren Schätzen angewöhnt. Er scheint geradezu Freude am Vergewaltigen der Schöpfung zu empfinden. Zu diesem Behufe hat er die sinnreichsten Einrichtungen getroffen, die seiner Erfindungsgabe alle Ehre machen, aber seine Ehrfurcht vor Gottes Gabe und seine Scham vor der Kreatur keineswegs rühmen. So wurden die Büffel, das stolze Wild der Prärie, weil ihre Ausrottung den ungeduldigen Weißen nicht schnell genug von statten ging, schließlich mit einer Art von Kugelspritze beschossen. So werden noch jetzt an den Mündungen von Strömen und Flüssen, wo die wichtigen Aufstiegwege zu den Laichplätzen sind, Fischzüge großen Stils mit riesigen, durch Maschinen angetriebenen Netzen unternommen. Der Wald in den Ost- und Nordoststaaten ist dem schrankenlosen amerikanischen Individualismus zum Opfer gefallen.

Es gibt natürlich auch in den Vereinigten Staaten Bestrebungen, die dem sinnlosen Verschwenden der Naturgaben entgegenarbeiten. Tierschutzvereine sind tätig, eine Liga für Baumpflege besteht, es ist ein Tag bestimmt, an dem jeder Amerikaner einen Baum pflanzen soll. Die Indianer haben ihre Reservationen, der Büffel wird an ein paar Stellen in Parks gehegt. Das Holzkulturgesetz hat die Tendenz, die Aufforstung der Prärie

zu befördern. Viele Staaten haben Einrichtungen für den Forstschutz getroffen und sogenannte Fire-Wardens angestellt. Aber die besten Maßnahmen und Gesetze nützen in solchem Falle nichts, wenn nicht das ganze Volk mit ernstem Willen dahinter steht. Es wird in Amerika unendlich viel geschrieben und gesprochen über die Notwendigkeit rationeller Forstwirtschaft zur Erhaltung der noch bestehenden Wälder, schon um der nicht mehr abzuleugnenden Verschlechterung des Klimas Halt zu gebieten. Vor mir liegt der siebente Jahresbericht des »Chief Fire Warden« von Minnesota, der in drastischer Weise durch Wort, Bild und graphische Darstellung die Verwerflichkeit des amerikanischen Raubbaues illustriert und demgegenüber Beispiele aus der deutschen Forstwirtschaft zur Nachahmung anführt. Hier und da merkt man also Zeichen des bösen Gewissens. Man sucht dem Fremden gegenüber nach Entschuldigungen und Bemäntelung des jetzigen Zustandes. Aber der Vorsatz, selbst Hand anzulegen zur Besserung oder nur schonender umzugehen mit den Wäldern, hat die große Menge noch nicht durchdrungen.

Neuerdings erwerben vereinzelte reiche Leute Waldbesitz, nicht um die Bäume rücksichtslos zu schlagen und den Boden dann wüst liegen zu lassen, wie es früher Mode war, sondern um den Wald für sich und ihre Nachkommen zu schonen, von den Zinsen, nicht vom Kapital der Forsten zu leben. Bei keinem anderen Wirtschaftszweig hat der Großgrundbesitz so tiefe Berechtigung, ja ist er geradezu das einzig Vernünftige, wie beim Forstbau. Nur der Besitzer einer größeren Waldfläche kann rationell wirtschaften. Umgekehrt wie bei der Landwirtschaft verführt beim Wald der Kleinbesitz zum Raubbau.

Endlich in zwölfter Stunde fängt auch der Staat an, besonders bedrohte, weil besonders kostbare Strecken Landes, vor der Verwüstung durch die Menschen zu schützen. Die Nationalparks verdanken diesem gewiß guten Gedanken ihre Ausnahmestellung. Der Wald, der, soweit er nicht bereits verschleudert ward, noch im Bundeseigentum ist, steht unter Aufsicht der Division of Forestry.

Charakteristisch für die Laxheit der Eingeborenen auf diesem Gebiete ist es, daß ein Deutscher kommen mußte, um die Amerikaner auf die Schädigung hinzuweisen, die sie durch Vernachlässigung eines wichtigen Wirtschaftszweiges dem Nationalvermögen zufügten. Karl Schurz erst hat als Staatssekretär des Innern durch einen inzwischen berühmt gewordenen Bericht den Anstoß gegeben zur Einrichtung des Forstschutzes. Vor allem hat Schurz den für Amerika noch nicht proklamierten, in Deutschland längst befolgten Grundsatz aufgestellt, daß es Strecken gibt, die von Natur dazu bestimmt sind, Wald zu sein, und daß man die Volkswirtschaft schädigt, legt man solche Strecken nieder, ohne sie wieder aufzuforsten, oder versucht sie in Ackerland, das immerdar minderwertig bleiben muß, umzuwandeln.

Seitdem sind mancherlei Verbote erlassen worden gegen Waldfrevel; aber wie so oft in Amerika stehen die Gesetze nur auf dem Papier. Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. An die kapitalkräftigen Sägemühlenbesitzer und Waldspekulanten, an die allmächtigen Eisenbahngesellschaften mit ihrem Grundbesitz wagt sich der Arm des Richters nicht heran. Und gerade hier wäre der Hebel anzusetzen. Solange dem Großkapital erlaubt ist, an einem der kostbarsten Güter der Nation Raubbau zu treiben, werden alle

Schutzmaßregeln Flickwerk bleiben. Einige kleine Risse und Löcher am Bau kleistert man zu, während mächtige Hände daran sind, das Ganze abzutragen.

Die Grenzen der Schleuderwirtschaft sind auch im Landbau schon an vielen Stellen erreicht, wenn nicht überschritten worden; vor allem im Osten, wo armer Boden und ältere Besiedlung zusammentreffen. Hier stehen viele Farmen leer, und der Boden fällt wieder der alten Verwilderung anheim. Damit auch Nordamerika seine Ruinen habe, zeigt der Süden auf ausgesogenem Plantagenland die Überbleibsel alter Sklavenhalter-Herrlichkeit.

Auch die Benutzung der Maschinen hat ihre Grenze, besonders im schwierigen, steinigen oder abschüssigen Terrain. Je mehr sich aber das Land füllt, desto sicherer wird auch unbequemes und geringes Land unter den Pflug genommen werden müssen. Haushalten und sparen, Dinge, die dem deutschen Landwirt durch die Not anerzogen worden sind, können dem Yankeefarmer auf die Dauer auch kaum so fremd bleiben wie heute. Man wird sich drüben zum Düngen bequemen müssen, das man an den vielen Stellen, wo die Natur reiche Reserven von Nährstoffen im Boden angesammelt hatte, bisher überhaupt kaum kannte. Hackfrucht und Brache wird zwischen den reinen Körnerbau eingeschoben, rationelle Fruchtfolge angenommen werden müssen. Diese Maßregeln aber setzen vermehrte menschliche Arbeitskräfte voraus.

Hieran jedoch fehlt es. Schon heute können die höchsten Löhne die zum Bestellen des Landes und zum Bergen der Ernte nötigen Arbeiter nicht mehr heranlocken. Die Farmerssöhne, bisher der beste Ersatz des fehlenden Tagelöhnerstandes, werden ihren Eltern weg-

gelockt durch Industrie, Handel und nicht am wenigsten auch durch die gelehrten Berufe. In den großen Städten, die einerseits ja die besten Konsumenten ländlicher Produkte sind, ist genau wie bei uns dem Landbau eine arge Gefahr erwachsen; sie ziehen den Landmann an wie das Licht die Motten, proletarisieren ihn und machen ihn für die eigentliche Landwirtschaft unfähig. In der Großstadt bleibt aber neuerdings auch ein guter Teil von den Einwanderern hängen, die sich früher dem platten Lande zuwandten.

Die Agrarfrage in Nordamerika ist tatsächlich eine Menschenfrage. Höhere Löhne, als sie sie jetzt schon zahlt, kann die Landwirtschaft drüben nicht ertragen, besonders da die Bodenpreise längst nicht mehr so niedrig wie ehemals sind, und da der natürliche Bodenreichtum an vielen Stellen von der durch den Raubbau hervorgebrachten Müdigkeit abgelöst wird. Auf den Farmen aber, die in Händen von Geldleuten oder Gesellschaften sind, die nicht selbst wirtschaften, drücken der übertrieben hohe Pachtschilling und die kurzen Pachtungstermine den Pächter und machen ihn zu einem Werkzeuge des mobilen Kapitals.

Das bedeutsamste „Halt!" wird der amerikanischen Landwirtschaft durch die Natur selbst zugerufen. Ein großer Teil des westlichen Nordamerikas nämlich ist dem Ackerbau und auch der Viehzucht verschlossen durch die Felsigkeit und die steile Lage im Hochgebirge, durch Dürre, Wassermangel und das Vorkommen von Salzen im Arid West, die vereinigt das Wachstum aller edleren Pflanzen verhindern. Zu der Wildheit des Gebirgscharakters und der Kahlheit der Wüste tritt in diesen Strichen die Unberechenbarkeit des Steppenklimas kulturerschwerend hinzu. Glühende Sommer ohne Nieder-

schläge, eisige Winter, Frühjahrsfröste und orkanartige Stürme bedrohen Ernten wie Viehbestände.

In dieser regenarmen Zone hängt für den Feldbau fast alles von der Möglichkeit künstlicher Bewässerung ab. Die Natur hat auch hier dem Menschen bedeutsame Winke gegeben; mitten im wüstenartigen Lande liegen Oasen überall da, wo ein Quell zutage tritt, ein Bach, ein Fluß seine erfrischenden Wellen hinträgt. Schon die Indianer hatten angefangen, Bewässerungsanlagen zu bauen, und die Spanier waren ihnen darin nachgefolgt. Die Mormonen machten mit Hilfe der künstlichen Bewässerung aus dem Salzseedistrikt fruchttragendes Land. Jetzt sind die Yankees drauf und dran, überall, wo im Westen gutes Wasser in günstiger Lage auftritt, es für die tiefer gelegenen wasserarmen Distrikte nutzbar zu machen. Der Erfolg ist in der Tat überraschend. Man glaubt zu träumen, wenn man tagelang durch kahle, graue Steppe gereist ist, die nichts hervorbringt als dürres Gras, Kakteen und den bitteren Sage-Brush, wo die bleichenden Gerippe und Schädel der Pferde und Rinder von Seuche, Wasserarmut und Futternot erzählen, und man kommt mit einem Male in eines der durch Bewässerung aus dem Wüstenboden gezauberten Paradiese, wo neben dem dunkelgrünen Alfalfa, Mais, Weizen, Hopfen, Wein, Pfirsiche, Orangen, Melonen, alle Feld- und Gartengewächse in herrlicher Fülle und Pracht gedeihen. In solchen Oasen trifft man dann freudig überrascht auch das, was dem amerikanischen Lande mit seinen Einzelhöfen sonst fehlt: dorfartige Anlagen. Der Wasserlauf lädt zu geschlossener Ansiedlung ein und seine Ausnutzung zum werktätigen Zusammenschluß der Anwohner.

Der Unternehmungsgeist der Yankees hat hier ein

weites Feld gefunden, auf dem sicherlich Großes geleistet werden kann, wenn man erst die Wasservergeudung, die jetzt noch getrieben wird, einschränkt, und wenn man eine vernünftige Regelung der rechtlichen Seite der ganzen Frage gefunden haben wird. Aber die Erwartung, daß durch Bewässerung ein überwiegend großer Teil des arid west der Bodenkultur gewonnen werden könne, ein Projekt, das vom amerikanischen Optimismus längst als gelöst ausposaunt worden ist, wird wohl immerdar eine schöne Hoffnung bleiben. Die Rocky Mountains sind von Natur nicht wasserreich; ewiger Schnee, die beste Nährmutter der Gewässer, ist in den südlichen wasserbedürftigsten Teilen des Gebirgsstocks nicht vorhanden. Das Wasser mancher Flüsse ist zudem seiner mineralischen Bestandteile halber dem Pflanzenwuchse schädlich. Viele Wasseradern und Seen liegen auch zu tief, als daß sie für die höher liegenden Landstrecken überhaupt in Frage kommen könnten.

Trotzdem hat die künstliche Bewässerung für den regenarmen Westen, das ist für den fünften Teil der Vereinigten Staaten, die allergrößte Bedeutung. Zwei Vorzüge hat der Boden des arid west vor den Strichen voraus, wo häufiger Regenfall den Pflanzenwuchs befördert: er ist nicht ausgelaugt, das heißt: seine mineralischen Verwitterungsstoffe sind nicht ausgewaschen vom Wasser. Ferner ist der Boden fast durchweg leicht, oft in pulverförmigem Zustand; tote, undurchlässige Böden fehlen ganz. Dadurch kann die Verwitterung tiefer dringen, und wenn es dem Menschen gelingt, Wasser auf dieses seiner besten Bestandteile nicht beraubte Land zu bringen, dann schlagen die Pflanzen tief Wurzeln und holen sich aus den natürlichen Nährstoff-Reserven der unteren Schicht die herrlichste Kraft. Es entsteht

unter tropischem Sonnenbrand ein Wachstum, das ans Märchenhafte grenzt.

Die Berieselung durch Wasser hat den Vorzug, daß sie allen Fruchtarten zugute kommt, und daß sie jede Wirtschaftsweise fördert. Großbetrieb wie Kleinbetrieb bis zum Zwerg-Gartenbau hinab gedeihen dort, wo Staubecken und Kanäle das Wasser sammeln und es in feinen Adern und Äderchen über das Land verteilen. Die Riesenfarm mit Zuckerrüben- und Weizenbau sowohl als der Orangenhain und das Blumengärtchen sind an dieselbe Lebensbedingung geknüpft. Die Irrigation ist darum wie gemacht, die leichtfertige Wirtschaftsweise der Yankees von Grund aus zu modeln; sie weist gebieterisch auf intensive Ausnutzung des Grund und Bodens hin. Ein Stück Prärieland, das bisher vielleicht nur wenigen Rindern oder Schafen magere Kost gewährte, mag, wenn berieselt, Tausenden von Menschen Auskommen und Lebensfreude schenken.

Die Zukunft der künstlichen Bewässerung ist, soviel ich sehen kann, von deutschen Volkswirten durchweg nicht genügend gewürdigt worden. Die Irrigation hat nicht nur für die ariden Striche Bedeutung, sondern für ganz Amerika, ja für die gesamte Weltwirtschaft. In dem Maße, wie es gelingt, größere Strecken der westlichen Wüsteneien fruchtbar zu machen, wird das so wie so von Ost nach West rückende Dichtigkeitszentrum der Bevölkerung in beschleunigtem Tempo nach der pacifischen Küste zu, wandern. Das Volk von Nordamerika richtet unwillkürlich seine Blicke und Schritte immer lebhafter nach jenen Strichen, denen zum gelobten Lande bisher nur der Tau des Himmels fehlte. Für Süd-Kalifornien, Neu-Mexiko, Arizona, Utah, Colorado, große Teile von Texas, Arkansas und

andere Staaten des Westens und Südens wird Irrigation immer mehr zur Frage der Fragen. Man fängt an, sich dessen bewußt zu werden, daß Maßregeln wie die Ausnutzung der natürlichen Wasservorräte zur Berieselung eine eminent öffentliche Seite haben, daß hier eine nationale Angelegenheit vorliegt. Eine National-Irrigation-Assoziation hat sich gebildet, und es ist im Jahre 1900 ein allgemeiner Kongreß für Irrigation abgehalten worden.

Diese Bewegung berührt sich nahe mit einer anderen für die Vereinigten Staaten in der Luft schwebenden großen Frage, der der Verstaatlichung. Amerika ist bisher das Land gewesen, wo Privatunternehmungsgeist, im guten wie im schlechten, das Größte erreicht hat. Einzelne Unternehmungen oder Gruppen von Unternehmern haben das Wunderwerk der amerikanischen Eisenbahnen geschaffen, haben die Naturkräfte und Schätze des Bodens im großen Stile ausgebeutet. Spekulanten und Promotoren haben aber auch die Wälder verwüstet und das Tierreich dezimiert. Jetzt sind die Wasserkräfte dran, von ihnen mit Beschlag belegt und spekulativ ausgenutzt zu werden. Fließendes Wasser aber wird überall in der Welt, wie Luft und Sonnenschein, als Gemeingut aller Menschen angesehen; ein Vorrecht des einzelnen darauf ist wie nichts anderes geeignet, die bedenkliche Seite der Monopole zu enthüllen. Theodor Roosevelt hat das mit einem kurzen Wort treffend dargelegt: „Privater, vom Besitz des Grund und Bodens getrennter Wasserbesitz kann nicht ohne dauernde Interessenschädigung herrschen.“

In der Frage, wie die künstliche Bewässerung praktisch und rechtlich zu regeln sei, stehen sich augenblicklich drei Richtungen feindlich entgegen: Das Privat-

monopol, das die Schneefelder, Quellen, Bäche, Ströme in seine mächtige Hand zu bringen sucht und den Besitzer des feuchtigkeitsbedürftigen Landes zwingt, zu hohem Preise Wasser von ihm zu entnehmen. Ferner die Genossenschaften, die dasselbe tun, nur daß bei ihnen an Stelle der rücksichtslosen Geldspekulation der berechtigte Nutzen der Mitglieder tritt. Und schließlich taucht hinter beiden neuerdings die Idee der Staatskontrolle auf. Denn, sagen die Verteidiger dieses Gedankens: „Die Gewässer sind ausgesprochen öffentliche Güter und sollen daher vom Volk fürs Volk besessen und verwaltet werden." —

Der Vergesellschaftungsgedanke bleibt aber nicht bei der Ausnutzung fruchtbringender Wässer stehen; schon hat eine politische Partei die Verstaatlichung der Hartkohlengebiete von Pennsylvanien in ihr Programm aufgenommen. Auch der interozeanische Kanal wird ja ein staatliches Unternehmen großen Stiles werden. Man hört in der Neuen Welt seit einiger Zeit überall warnende und mahnende Stimmen, die nach staatlicher Kontrolle rufen: die Indianerreservationen zu erhalten, der Naturverwüstung, so lange es noch Zeit ist, entgegenzutreten. Ja noch viel weitergehende Vorschläge kann man lesen: Das gesamte Prärieland soll der Bundesregierung zur Verwaltung übergeben werden, um den blutigen Kämpfen ein Ende zu machen, die dort noch heute zwischen den einzelnen Interessenten um die Weidegerechtigkeit toben. Auch die Art und Weise, wie die Mineralschätze von jedem Beliebigen ohne entsprechende Abgaben an die Öffentlichkeit ausgebeutet werden können, fängt an, das Bedenken der nicht völlig in die neuweltliche Schrankenlosigkeit Verliebten zu erregen. Der Staat als Vertreter der Allgemeinheit soll

eintreten, soll schützen. Hier ist offenbar ein neuer Zug am amerikanischen Charakter in Entwickelung begriffen. Bisher huldigte man der Ansicht, daß das Volk von Natur so weise, gerecht und gut sei, daß es sich überall selbst helfen könne. Durch Schaden am eigenen Leib scheinen nun doch die Einsichtigeren dahinter zu kommene daß Freiheit und Willkür an der Beschränktheit der Einzelnatur einerseits und an der Wohlfahrt des Ganzen andererseits ihre Grenzen finden müssen.

Es gibt auch in Nordamerika, das seiner leichten Produktionsbedingungen halber vielfach für das Eldorado der Landwirtschaft angesehen wird, agrarische Krisen. Diese treffen den einzelnen Wirt härter als bei uns. Der Farmer hat den ganzen Zuschnitt seiner Wirtschaft fast immer auf die Produktion einer oder doch nur weniger Fruchtarten oder auf die Züchtung einer Tiergattung eingerichtet; versagt die Hauptfrucht oder hat er Seuchenunglück, so verliert er mit einem Schlage alles. Die Vielseitigkeit der deutschen Wirtschaftsweise, die nicht alles auf eine Karte setzt, wirkt solchen Kalamitäten gegenüber ausgleichend.

Bankerotte und Subhastationen kommen auch drüben im Stande der Landwirtschaft oft genug vor; aber der Hintergrund ist kein so tragischer wie bei uns, und die Folgen werden leichter ertragen. Wenn der deutsche Bauer mit nichts als dem „weißen Stabe" in der Hand das Gut seiner Väter räumt, ist er ein gebrochener Mann, der zu nichts anderem mehr taugt. Dem Yankeefarmer ist, wenn er bankerott geworden ist, nur eine Spekulation mißglückt. Er versucht es leicht noch einmal, vielleicht mit besserem Erfolg. Ihm ist eben keine Lebenswurzel durchschnitten worden, als er von Haus und Hof gejagt wurde.

Die amerikanische Landwirtschaft zeigt die Tendenz, vom Großbetrieb zum Kleinbetrieb überzugehen, wenigstens im Körnerbau. Bei der Viehzucht ist es etwas anderes, die setzt, besonders im Westen, wo der Stall so gut wie unbekannt ist, ausgedehnte Weideflächen zur Aufzucht und Mast voraus. Die Steppenviehzucht wird denn auch vielfach auf riesigen, von der Regierung überlassenen Territorien ausgeübt. Für gewisse Zweige der Landwirtschaft aber, die besondere Sorgfalt erfordern, wie die Pflege der Handelsgewächse, und für alle Früchte, die keine Maschinenkultur vertragen, wie Hopfen, Wein, Zuckerrübe, Baumwolle, ist eine Intensivität der Bestellung am Platze, die der einzelne nur einem kleinen Stück Land widmen kann.

Anderer Ansicht ist N. S. Shaler in seinen »United States of America«. Er glaubt, daß der Kleinbesitz des Farmers allmählich ganz aufhören werde, und daß an seine Stelle vom Großkapital dirigierte Plantagen treten werden. Ich will Amerika diese Entwickelung nicht wünschen. Wer solche dem Industrialismus entnommene Zustände als ideal, ja nur als möglich für das Land bezeichnet, der hat das innerste Wesen des Landbaues verkannt. Nordamerika würde damit auf die Stufe des Südens vor dem Bürgerkriege zurücksinken; es hätte Latifundien und Sklaven, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Besitzer nicht die altpatriarchalischen Kavaliere, sondern die Geldleute von Wallstreet wären. Mit einer solchen Wandlung würde der beste Hort des Individualismus in der Union, der selbständige Farmerstand, bedroht. Ich denke vielmehr, das Genossenschaftswesen wird, wie in Deutschland, so auch in Nordamerika die Agrarfrage am besten lösen können.

Im Süden hat sich der Prozeß der Latifundien-

aufteilung längst vollzogen, und im Norden ist er im vollen Gange. Sering sah im Jahre 1883 im Red-Rivertale die fürstentumgroßen Weizenfarmen dieser Distrikte in den Händen weniger Großgrundbesitzer; zwanzig Jahre später fand ich dieselben Farmen in der Auflösung begriffen zugunsten des Kleinbesitzers. Diese Entwickelung erscheint durchaus gesund und normal. In neuen Ländern wie Nordamerika ist der Großgrundbesitz eine Übergangserscheinung. Er kann nur durchgeführt werden mit einem Tagelöhnerstand, wie er sich bei uns im Osten historisch entwickelt hat, oder mit Farbigen wie im Süden. Aber wie schlecht diese Art Wirtschaft zum Geiste und zu den Gesetzen einer Demokratie paßt, lehrt eben der blutige Bürgerkrieg, der nicht im wenigsten um der überlebten Agrarverfassung des Südens willen geführt worden ist.

Von der Landwirtschaft abgesehen drängt in Nordamerika alles zum Großbetriebe. Überall, in Industrie, Handel, Verkehrswesen, Geldgeschäft, findet Konzentration gleichgearteter Interessen statt. Das Motiv dabei ist, wie für so vieles in der Neuen Welt, durch Vereinfachung der Methode Zeit zu sparen, das Arbeitsprodukt zu verbilligen und dadurch höheren Gewinn zu erreichen. Es kommt aber auch neben dem materiellen Nutzen die Freude des Yankees am Zweckmäßigen und seine Lust am Organisieren zum Ausdruck.

Dieser Zug zur Interessenzusammenballung schafft Monsterindustrien wie die der amerikanischen Schuhmacher, Erntemaschinenfabriken und Schlachthäuser von Chicago, er ruft gigantische Unternehmungen ins Leben, wie die Standard Oil Company Rockefellers, die Powerhouses der Niagarafälle, die Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften, die Billionen-Dollartrusts, die

Steel Corporation eines Charles M. Schwab und eines Pierpont Morgan. Das Ziel ist, möglichst alle in Frage kommenden Zweige von sich abhängig zu machen, in seine Gewalt zu bekommen, zu „kontrollieren".

Die Tendenz zum Monopol zeigt sich aber auch auf Gebieten, die der Industrie fern liegen, zum Beispiel in dem Zustandekommen der Associated Press, dieser erstaunlich schnell zur Alleinherrschaft gelangten Gesellschaft mit dem Sitz in Neuyork, die den Nachrichtendienst für sämtliche größeren Zeitungen Nordamerikas besorgt. Ja schließlich ist die ganze innere Politik der Union mit ihren beiden großen gleich mächtigen Parteien, die, wo und wann sie am Ruder sind, unumschränkt regieren und den Sieg ausnutzen, nichts anderes als ein Monopol großen Stils für Stellenvergebung und Ämternutzung.

Die Vorzüge dieser Art und Weise sind nicht zu verkennen; sie bestehen in der Vereinfachung der Verwaltung durch rationelle Arbeitsteilung, Übersichtlichkeit und erhöhte Schlagfertigkeit. Wenn viele Kapitalien und Menschenkräfte vereinigt, unter Kontrolle weniger dazu geeigneter Führer, vorgehen, so werden sie, genau wie es im Kriege ist, auch bei den Feldzügen der Industrie und des Handels mehr erreichen, als wenn eine Menge kleiner Streifkorps mit noch so viel Bravour, aber ohne einheitlichen Plan angreift. Die Überlegenheit amerikanischer Industrien über die von Europa ist nicht zum geringen Teile auf die geschickte Konzentrierung von Kapital- und Interessengruppen zurückzuführen, die sich bei uns bis aufs Messer bekämpfen. In den einzelnen Unternehmungen aber herrscht die engste Verquickung der mehr technischen Zweige: Urproduktion und Verarbeitung und der eigentlichen

Finanzierung. Die Großfinanz, die bei uns hie und da wohl die Industrie befruchtet, leitet drüben das ganze Verkehrs- und Geschäftsleben, durchdringt auch das Detail mit ihrem Genie.

Das amerikanische Wirtschaftsleben hat sich durchaus folgerichtig entwickelt: vom Einfachen zum Komplizierten. Der goldene Untergrund aber der amerikanischen Volkswirtschaft, ihres Reichtums und ihrer Kraft, ist die Landwirtschaft. Die Lage der dreizehn Kolonien an der Ostküste des Kontinents wies auf den Handel mit dem Mutterlande hin. Das Rohprodukt wurde auf den Plantagen des Südens erzeugt und von den Handelsemporien des Nordens verschifft; eingeführt dagegen wurden die Fabrikate Europas. Der Unabhängigkeitskrieg mit seiner das Bewußtsein aufstachelnden Kraft ist auch für die Wirtschaftsgeschichte Nordamerikas der Wendepunkt. Nachdem erst das Band politischer Abhängigkeit zwischen Kind und Mutter gelöst war, nahm die geistige Selbständigkeit eine immer schnellere Entwickelung an. Der Louisiana-Ankauf verdoppelte und verdreifachte das Gebiet des jungen Staatswesens, beseitigte die französische, den Osten und den Westen, die neuenglische und die spanisch-mexikanische Welt trennende Barriere mit einem glücklichen Schlage. Nun erst konnte die teils kriegerische, zum größten Teile aber friedliche Eroberung des Westens erfolgen, bei der der Yankee anglokeltisch-teutonischen Ursprungs die Reste romanischer Bevölkerung fast mühelos auffog.

Parallel zu den politischen Erfolgen lief die Erschließung der neugewonnenen Ländereien durch den Ackerbau. Mit den aus aller Herren Ländern in die aufstrebende Republik einströmenden Auswanderern war zum natürlichen Reichtum der Neuen Welt erst der

rechte Schatzgräber gekommen. Kohlen, Erz, Holz, Steine, Salze, Öl und natürliches Gas hatten von Anfang an in dem von Gott überreich bedachten Kontinent gelagert, aber der Wilde hatte nur wenig mit ihnen anzufangen gewußt. Jetzt, wo eine große, intelligente, vom Genius der kaukasischen Rasse geleitete Bevölkerung heranwuchs, die, sich rasch vermehrend, selbst einen konsumfähigen inneren Markt schuf, wurde energisch an die Hebung und Verarbeitung auch dieser Schätze gegangen. Gegründet auf die beiden mächtigen Grundpfeiler: Kohle und Eisen, schoß eine gigantische Industrie empor. Unternehmungslust und Erfindungsgabe der inzwischen durch die demokratische Verfassung zur großen Nation zusammengeschweißten Wanderer nach dem Westen warfen sich auf dieses neue Gebiet mit derselben Kraft und Kühnheit, durch die sie vorher die Naturkräfte in Prärie, Gebirge, Urwald, Fluß und See ihren Zwecken dienstbar gemacht hatten.

Der Bruderkrieg zwischen Nord und Süd, mörderisch wie er war, konnte Arbeit, Erwerb und Verkehr nicht zum Stillstand bringen, feuerte nur zu gewaltigerer Betätigung aller Kräfte an, befreite den in der Volksseele schlummernden, opferfreudigen Enthusiasmus, schuf mehr ideelle Güter, als er materielle zerstörte, und verlegte, nachdem die Entscheidung gefallen war, das Schwergewicht nach dem zäheren männlichen Norden.

Das Land füllte sich immer mehr an mit Menschenkraft. Städte schossen auf, wo eben noch der rote Mann den Bison gejagt hatte, als Etappen östlicher Kultur auf dem Wege nach dem Westen. Am Stillen Ozean, dessen weltferne Gestade durch die Goldfunde Kaliforniens auf einmal das fieberhaft ersehnte Ziel vieler Gewinnlustigen wurde, entstanden Städte und Staaten

von dem speziell westlichen Typus, der unter dem Anschein von Wildheit und Roheit die edelsten Keime zukünftiger Zivilisation birgt. Das Zentrum der Macht und Wohlfahrt aber blieb nach wie vor der Osten mit seinem Europa zugewandten Gesicht.

Durch die gewaltigen Aufgaben, die von einer mächtigen Natur dem Menschengeist aufgedrängt wurden, angereizt, erstanden dem Volke große Erfinder; Männer, die Stoffe fanden, Kräfte entdeckten und latente Energien ans Tageslicht zogen, durch die Technik und Verkehr befruchtet und ganz neue Industrien erschaffen wurden. Handwerkszeug und Maschinen, die dem Menschen der Alten Welt jahrhundertelang genügt hatten, wurden von der jungen, ungeduldigen Rasse umgewandelt, neuen Zwecken praktisch angepaßt. Die Dampfkraft, der elektrische Funke schienen erst in den ungeheuren Räumen dieses Landes ihren wahren Sinn zu bekommen.

In der organischen, dem jeweiligen Augenblick angepaßten Entwickelung der Industrien Amerikas liegt eine Ursache ihrer Kraft und Gesundheit. Erst lieferte die Technik dem Hauptgewerbe des Volkes, der Landwirtschaft, die nötigen Maschinen. Dann stellte die Ingenieurkunst mit Dampfschiff und Lokomotive auf Wasser- und Landwegen die schnellste Verbindung her für den Absatz der Bodenerzeugnisse. Zugleich nahm sie mit der verbesserten Spinnmaschine und anderen mechanischen Ersatzmitteln dem langsamen Handwerk die veralteten Werkzeuge aus den Händen. Die Industrie kleidete Millionen, wo das Handwerk nur für Tausende zu sorgen gehabt hatte. Die Technik gestaltete auch das Heim des Menschen um, schuf verfeinerten Komfort für das alltägliche Leben. Zuletzt mit der Erfindung der Elektrizität und dem, was die

Ausbeutung dieser Kraft im Gefolge hatte, begab sich des Yankees angeborener Ingenieurgeist, der bis dahin vor allem die Heimat versorgt hatte, ins Weite. Die amerikanische Industrie trat neben die längst allmächtige amerikanische Rohproduktion, Aufsehen erregend erst und bald Besorgnis einflößend, hinaus auf den Weltmarkt.

Reichtümer schufen nun alle Teile des Landes, je nach Lage und besonderen Gaben. Der Süden: Reis, Baumwolle, Zucker, Tabak. Kalifornien: Getreide, Wein, edles Obst aller Art. Die Steppe gab Rinder- und Schafherden. Das Mississippibecken steuerte Mais und Weizen, Hopfen und Gerste. Das Felsengebirge: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Salze. Der Norden: Eisen, Hölzer, Fische und Pelzwerk. Pennsylvanien: Öl und Hartkohle. Florida: herrliche Südfrüchte. Kentucky: feine Pferde. Der Staat Neuyork: Äpfel, Butter und Molkereiprodukte.

Von Anfang an hatte dieser Kontinent zu allen seinen natürlichen Schätzen auch noch in seinen Strömen, Flüssen und Seen die Wege gehabt, auf denen sich der Verkehr billig und leicht entwickeln konnte. Und wo die Natur einmal vergessen hatte, selbst die Straßen für die Binnenschiffahrt vorzuzeichnen, da half man mit künstlichen Kanälen nach. Der Eriekanal macht die großen Seen zu einer Bucht des Atlantischen Ozeans, und tief im Binnenlande liegende Städte wie Chicago oder Duluth, die Getreidestadt, zu Seeplätzen. An die Häfen aber schließen sich die Eisenbahnlinien an; Wassertransport und Landbeförderung greifen ineinander ein, und so wird im ganzen Lande das Rohmaterial, z. B. Erz, auf dem kürzesten und bequemsten Wege nach den Stellen geschafft, wo es verarbeitet werden soll. Die Binnenschiffahrt, obgleich überholt durch die überall

hindringende Eisenbahn, ist durchaus nicht veraltet in Nordamerika, sie ist gleichsam die linke Hand des Verkehrs, die der kräftigeren rechten unschätzbare Hilfsdienste leistet.

Die Eisenbahnen folgten der Entwickelung der Volkswirtschaft, anderseits gingen sie ihr auch führend voraus. Sie drangen, vom Osten ausgehend, sich nach allen Seiten hin verästelnd und die wertvollen, zukunftverheißenden Striche aufsuchend, als echte Pioniere der Kultur nach dem Westen vor. Jetzt durchbrechen sie, Kanada eingerechnet, in fünf großen Linien den mächtigen Wall der Kordilleren und bringen die pacifische und die atlantische Küste einander auf wenig Tagereisen nahe. An der Peripherie des Kreises aber schließt sich nun wieder die Seeschiffahrt an, Einfuhr und Ausfuhr regelnd und das Verkehrsnetz des Binnenlandes mit der übrigen Welt verbindend. Der Ring wird geschlossen sein mit der Vollendung der friedlichen Eroberung Kanadas, die schon im Gange ist, und mit dem Ausbau des Panamakanals — nur noch eine Frage der Zeit! Tatsächliche Macht, politischer Besitz und unbeschränkte Verkehrsmöglichkeit werden dann zusammenfallen und den Kontinent zur Union und die Union zum Kontinent gestalten.

Wie schon die Besiedelung des platten Landes mit Einzelfarmen sehr verschieden ist von unseren Dorfanlagen, so trägt auch die Entstehung der Städte in der Neuen Welt einen ganz besonderen Charakter. Zunächst fehlt die Hauptstadt: denn Washington ist ein aus politischen Gründen mit Absicht vom Geschäfts- und Parteitreiben des übrigen Amerikas weit entfernt festgelegter, abstrakter Punkt, nicht ein wirtschaftliches Zentrum, wie es alle anderen Großstädte dieses Landes sind. Die Städte der Neuen Welt, frei einmal von

der Notwendigkeit, sich gegen äußere Feinde zu umwallen, frei von Gildenwesen und Zunftzwang, frei schließlich von Territorialfürsten und Patriziergeschlechtern, konnten sich ganz ungehindert entwickeln. Sie waren von vornherein auf eigene Füße gestellt und wuchsen darum nur dort, wo Lage und Entwickelung der Umgegend sie gleichsam zur wirtschaftlichen Notwendigkeit machten.

So entwickelten sich mit historischer Selbstverständlichkeit in der Zeit kolonialer Unselbständigkeit zuerst eine Anzahl großer Städte an der dem Mutterlande nächstgelegenen Küste: Baltimore, Philadelphia, Neuyork, Boston. Die Empire City Neuyork behielt dank ihrem unvergleichlichen Hafen ihre dominierende Stellung als internationaler Einfuhr- und Ausfuhrplatz, und durch ihre allmächtige Börse blieb sie der Hauptsitz des Kredits und der Kapitalorganisation für den ganzen Kontinent. Aber je mehr das Innere des Landes erschlossen wurde, desto mehr entstanden an den Knotenpunkten der großen Verkehrslinien bedeutende binnenländische Handelsstädte. Chicago schoß im Lauf einer Generation aus kleinen Anfängen zur Millionenstadt und furchtbaren Rivalin Neuyorks empor. Das Geheimnis seiner traumhaften Entwickelung liegt in seiner see- und landverbindenden Lage; das Erz des Nordens und die Kohle des Südostens trafen sich hier auf halbem Wege. Genau an der Stelle, wo die Schiffbarkeit des Mississippi beginnt, erwuchs die mächtige Doppelstadt St. Paul-Minneapolis. Hier inmitten des getreideerzeugenden Flachlandes, nahe bei den günstigsten Wasserkräften, erblühte die größte Mühlenindustrie der Welt. St. Louis wurde das wirtschaftliche und das Bildungszentrum der Staaten, in denen sich der alte

Gegensatz von Nord und Süd allmählich versöhnt. Denvers Wachstum beruht auf seinem Vorsprung vor den pilzartig in den neuen Minendistrikten Colorados aufsprießenden Bergstädten; es sieht, recht am Fuße des Felsengebirgs gelegen, zu dem erzreichen Bergland hinauf, wie hinaus in den fleischproduzierenden Prärie-gürtel. San Franzisko wurde die Metropole der paci-fischen Küste, mit Kalifornien zum Hinterland, flankiert von dem jungen, mächtig aufstrebenden Seattle im Norden, das der Zukunftshafen ist für Alaska und Ostasien, und von der altspanischen Städteperle Los Angeles im Süden, die in einer an allen herrlichsten Schätzen der Natur reichen Oase liegt und sicherer Pro-sperität entgegengeht. New Orleans aber, die Golf-stadt, war durch ihre Lage an der Mississippimündung der gegebene Ausfuhrhafen der Baumwollregion.

In keinem anderen Lande der Welt hat das Wachs-tum der Städte, insbesondere der großen, solchen Um-fang angenommen, wie in den Vereinigten Staaten. Es wird gar nicht mehr lange dauern, dann wohnt die Hälfte aller Amerikaner in »incorporated cities«. Man hört auch drüben von den Volkswirten die Klage, daß die Großstädte das Mark des Landes aufzehren. Statt eines Wasserkopfes, wie Frankreich an Paris, hat die Union deren ein halbes Dutzend. Der Zug zur Stadt ist diesseits wie jenseits des Ozeans keine erfreuliche Folge der Wirtschaftsentwickelung in der neuen Zeit. Schwindelhafte Bodenpreise, hohe Mieten, Wohnungs-elend, Arbeitslosigkeit, schlechte Luft, moralische und physische Epidemien, politischer Radikalismus, das sind so einige von den ärgsten Symptomen der Großstadt-unnatur. Es kommen für amerikanisches Städtewesen erschwerend hinzu die mangelhafte Verwaltung und die

politische Korruption, für die die großen Städte mit ihren vom Pöbel erwählten Beamten und Magistratspersonen die eigentlichen Hochschulen sind. Dazu nimmt die Jagd nach dem Dollar nirgendwo so brutale Formen an, wie in diesen Zentren des Verkehrs des Bankwesens und der Industrie.

Wenn man durch die Geschäftsviertel von Newyork oder Chicago geht und beobachtet die Menge, blickt in diese abgehetzten, nervösen, dabei harten, von Gier verzehrten Menschenlarven, sieht, wie sich Eitelkeit, Hysterie, Frivolität in tollen Zuckungen überschlagen, sieht, wie der eine verzweifelt niederreißt, was der andere hastig aufzubauen bestrebt ist, wie jeder nur den einen Gedanken zu kennen scheint: „Erst ich!" und wie sie allesamt dabei doch tief unbefriedigt bleiben; dann sollte man glauben, die moderne Großstadt sei ein Tollhaus, dann könnte man verzweifeln an einer Kultur, die so deutlich den hippokratischen Zug im Angesicht trägt, und man müßte notwendig hoffen, solche monströse Bildungen möchten, je eher je besser, von der Erdoberfläche verschwinden.

Aber, wie so oft, erzeugen die schlimmsten Entartungen ihre Gegengifte selbst. Die Entwickelung der modernen Städte findet bis zu einem gewissen Grade ihre Berechtigung in der Notwendigkeit der Arbeitsteilung. Das Land bringt das Rohprodukt hervor und die Nahrung für das Volk. Schon Adam Smith bemerkte, daß die Städte vom „Überschußprodukt" des Landes zehren. Die Stadt aber verarbeitet das ländliche Erzeugnis und schafft alles das, was der Mensch außer der täglichen Nahrung und Notdurft an verfeinerten Lebensbedürfnissen verlangt. Nur die Stadt mit ihrer Häufung von Kapital und Konsum, von

Arbeitsgelegenheit und Arbeitskräften, von Bildungsmöglichkeiten und Lerntrieb, von Angebot und Nachfrage auf einem kleinen Raum einander nahe geführt, konnte gewisse Aufgaben des modernen Wirtschaftslebens lösen.

Während die Städte unzweifelhaft eine verhängnisvolle Agglomerationskraft ausüben und alle besten materiellen und intellektuellen Kräfte rücksichtslos an sich ziehen, zeigen sich bei diesem Prozeß hie und da doch auch schon Anzeichen der Besserung. In der amerikanischen Stadt scheiden sich die Geschäftsviertel sehr deutlich von den Wohnquartieren. Um den rußigen, schmutzigen, geräuschvollen, unästhetischen Kern der Industriestadt bildet sich ein Ring von Villen und Einfamilienhäusern, umgeben von Rasenplätzen und Bosketts; die breiten Avenuen sind mit Bäumen bepflanzt, gelegentlich ist ein Spielplatz eingesprengt. Das ist die Gartenstadt, in die sich der abgehetzte Geschäftsmensch nach des Tages Mühen zu seiner Familie flüchten kann. Die Städte haben drüben infolge ihrer Entwickelung nicht den scharfen Abschluß nach außen hin, wie vielfach bei uns. Die Stadt wächst ins Land hinaus mit ihren vorgeschobenen Posten von locker gebauten Vororten, und das Land kommt mit Gärtnereien, Milchfarmen und summer-resorts von allen Seiten an das städtische Weichbild heran. Gelegentlich ziehen sich auch schon ganze Manufakturzweige aus den großen Städten auf das Land hinaus. Die Industriestadt wird zur Industrieprovinz.

Dieser Zug aber, der die Großstadt allmählich auflöst und Freiheit und Natur des Landes wieder herstellt, findet starke Unterstützung in den modernen Verkehrsmöglichkeiten. Vor allem die elektrischen Bahnen,

von denen man drüben ausgiebigen Gebrauch zu machen versteht, schaffen ein schnelles und billiges Verbindungsmittel, das dem einzelnen ermöglicht, Stadt und Landleben, Arbeit und Erholung, Zurückgezogenheit und Geselligkeit in einer Weise zu verbinden, die frühere Zeiten nicht gekannt haben.

Daß das amerikanische Wirtschaftsleben einige Teile scheinbar zugunsten anderer bevorzugt hat, ist sicher. Es ist das psychologisch und physiologisch erklärlich: Säfte und Kräfte ziehen sich in die Teile eines Organismus, die am meisten gebraucht werden, und stärken ihn auf Kosten der ruhenden Gliedmaßen. Nordamerika steht im Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat. Das zwanzigste Jahrhundert wird die Überlegenheit der Union auf industriellem Gebiet vor aller Welt offenbaren. Die uns bisher so lästige Konkurrenz der amerikanischen Landwirtschaft wird nicht jäh aufhören, aber sich langsam mildern, je mehr die Bevölkerung drüben wächst und je dichter das Land besiedelt wird. Die Industrie aber hat keine solchen Grenzen. Ihre wichtigsten Hilfsmittel: Kohle, Erze, Wasserkraft, Baumaterial sind im reichsten Maße und in vorzüglicher Qualität vorhanden! Nordamerika steht seit 1890, wo es zum erstenmal England in der Roheisenproduktion übertraf, jetzt unbestritten an der Spitze der eisenproduzierenden Länder in beiden Hemisphären. Großbritannien, das sich noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts rühmen durfte, »the worlds workshop« zu sein, gibt die Führung auf industriellem Gebiete immer mehr an die ehemalige Kolonie ab.

Alles treibt in dieser Richtung. Der Geist der Zeit ist kommerziell. Das Genie des Yankees für das Praktische und seine Neigungen reißen ihn mächtig

nach dieser Seite hin. Die Unzahl der jährlich in den Vereinigten Staaten angemeldeten Patente beweist die Freude dieser Menschen am Erfinden. Die ganze Erziehung, die die praktische Seite betont, die Realfächer pflegt und das Technische nirgends vernachlässigt, stärkt diese Fähigkeit. Von der Public school aufwärts bis zum College werden Naturwissenschaften, Chemie, Elektrizität gelehrt, aber auch in praktischen Fächern, wie Telegraphie, Buchführung, ja selbst in Schmiedekunst und Tischlerei wird Unterricht erteilt. Die eigentlichen technischen Hochschulen aber nehmen stetig zu an Zahl und Güte.

Andrew Carnegie, der Gründer von Bibliotheken und Hochschulen, dem man Feindschaft gegen die Wissenschaft gewiß nicht wird vorwerfen können, stellt in seinem »Empire of Business« eine Untersuchung darüber an, wie viele Männer von eigentlicher College-Bildung heute an der Spitze großer Handels-, Finanz- und Industrieunternehmungen stehen, und er sieht sich in Verlegenheit, Namen zu nennen. Dagegen ist nach ihm die Zahl derer erstaunlich groß, die sich vom einfachen Kommis, office-boy oder mechanischen Arbeiter emporgeschwungen haben zum Captain of Industry und zum Großfinancier. Carnegie selbst ist mit seinem selbsterworbenen Riesenvermögen das leuchtendste Beispiel in dieser Hinsicht. Neben solche selfmademen ohne jede wissenschaftliche Vorbildung stellt er als eine andere hoffnungerweckende Klasse die vielen jungen Polytechniker, die neuerdings mit Erfolg an die Spitze großer Unternehmungen getreten sind.

Es wird in Nordamerika systematisch ein Heer von Technikern und Ingenieuren herangebildet, von Menschen überhaupt, die die wissenschaftliche Grundlage sowohl

wie das A b c der Praxis aus eigener Erfahrung kennen. Die stärksten Leistungen des amerikanischen Geistes sind fürs nächste auf diesem Gebiete zu erwarten.

Es ist keine Frage, daß der Industrialismus, als das jüngste Kind der modernen kapitalistischen Entwickelung, in Nordamerika die höchste bisher bekannte Form erreicht hat. Vom praktisch technischen Standpunkt aus erscheint die Einrichtung ideal; ihre Stärke liegt nach der Seite der Persönlichkeit. Wir sehen auch hier die geheime, durch das ganze Leben der Demokratie gehende Kraft am Werk, die aufs Gleichmachen hinstrebt, auf ein Verwischen der Individualität, auf das Unterjochen der Persönlichkeit durch mechanische Zwecke.

Gesellschaften, wie die großen Aktienunternehmungen, Warenhäuser, Riesenetablissements aller Art, Stahltrusts, Eisenbahnkartelle haben etwas Unpersönliches. Es fehlt ihnen die Beseelung. Die Kräfte, die sie treiben, bleiben unsichtbar im Hintergrunde. Der einzelne ist nur eine kleine Schraube, ein Maschinenteil, mechanisch angetrieben, einer Kraft gehorchend, die nicht aus ihm selbst stammt. Der Arbeiter braucht, ebenso wie er nur bestimmte Muskeln tagein, tagaus anstrengt, auch nur gewisse Geisteskräfte anzuwenden zu seiner ihm von der Maschine diktierten Arbeit.

Ein Beispiel für diese Mechanisierung des Menschen wird mir ewig erinnerlich bleiben als besonders charakteristisch. Im Armour Packing House von Chicago mit seinen elftausend Angestellten, wo täglich neben vielen tausend Rindern und Schafen auch fünftausend Schweine geschlachtet und verarbeitet werden, steht vor dem großen Rade, woran die Schweine lebend befestigt werden, um sie emporzuheben, ein einzelner Mann mit einem Fleischerdolche bewaffnet, mit dem er die Schweine,

während sie zappelnd und quiekend vom Rade an ihm vorbeigeführt werden, mit blitzschnellem Stoße absticht. Dieser Mann steht jetzt schon siebenundzwanzig Jahre an derselben Stelle, und der einzige Handgriff, den er zu tun hat, ist eben der, mit dem er den Schweinen die Kehle öffnet. Für die Stock-jards ist dieser Virtuos natürlich unbezahlbar. Er soll sich ein großes Vermögen erworben haben und kann, wenn er stirbt, jedenfalls auf den größten im Schweineabstechen bisher erreichten Rekord zurückschauen.

Ich denke keineswegs an das Ekelhafte des blutigen Handwerks, wenn ich die Frage aufwerfe: Führt dieser Schlächter ein menschenwürdiges Dasein? Ist hier der Mensch bei aller Eleganz der Arbeitsleistung nicht zum Maschinenteile hinabgesunken? Kann er seine Seele in eine solche Arbeit legen? Kann er irgend etwas der Künstlerfreude des selbständig Schaffenden Ähnliches empfinden, von der jeder einfachste Handwerker immer noch einen Hauch zu spüren vermag?

Solche Existenzen, nicht ganz so kraß natürlich wie die geschilderte, erzeugt eben der zum Riesenwuchs entartete, in der Spezialisierung der Einzelleistung auf die Spitze getriebene Großbetrieb. Je größer das Unternehmen, desto tiefer muß die Selbständigkeit des einzelnen gedrückt werden. Je besser abgeschliffen und aufeinander eingeschlagen die Teile sind, desto glatter arbeitet das Ganze. Ein Mensch, ein Handgriff! Schließlich bekommen wir Naturen, die wie Uferkiesel einander gleich sind. Wahrhaftig, wenn das das Kulturergebnis des verflossenen Jahrhunderts wäre, dann hätten Männer wie Goethe, Emerson, Ruskin umsonst gelebt!

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch dem Arbeiter Vorteile aus dieser Arbeitsweise entspringen.

Die Leistungsfähigkeit amerikanischer Industrien erlaubt ihnen bessere Bezahlung ihrer Leute, und der höhere Lohn macht wieder die Leute leistungsfähiger. Und was mehr bedeutet als Geld: bei erhöhten Leistungen kann die Arbeitszeit verkürzt werden. Freie Zeit bedeutet die Möglichkeit, sich persönlich zu vervollkommenen und geistig weiterzubilden, für den, der den Trieb dazu in sich hat.

Ein Gegenmittel gegen die abstumpfende, geisttötende Wirkung der Maschine liegt in der fortschreitenden Verbesserung der Technik. Je vollkommner die Maschine wird, desto mehr nimmt sie dem Menschen die gröbste Arbeit ab. Der Arbeiter wird zu einer Art von Aufsichtsbeamten, der nur noch nachhelfend und korrigierend einzugreifen braucht. Je mehr sich die Maschine vergeistigt, desto leichter werden die Handgriffe, desto höhere Intelligenz und desto tieferes Verständnis für das Ganze des Betriebes wird aber auch vorausgesetzt. So mag vielleicht die mechanische Arbeit in der Fabrik, die den Arbeiter scheinbar zum gedankenlosen Sklaven hinabdrückt, ihn schließlich zum raschdenkenden, kenntnisreichen Ingenieur emporheben. Anzeichen für diesen Gang der Dinge sind in der hochentwickelten Maschinenindustrie der Vereinigten Staaten zu finden.

Der einzelne Arbeiter wird sich auch niemals seiner Erniedrigung zum Atome recht bewußt werden. Gerade weil die Leitung unpersönlich ist, weil die Kapitalgötter, verborgen hinter Wolken sitzend, die Geschicke der dem gewöhnlichen Sterblichen unübersehbaren Geschäftswelt geräuschlos nach ihren klugen Gedanken regieren und den Anschein äußerer Despotie weise vermeiden, lebt in Nordamerika die große Menge der Unselbständigen

in dem angenehmen Wahne, daß sie frei und Herren ihres Geschickes seien. Nichts ist dem Yankee unangenehmer, als das Gefühl der Abhängigkeit von einer Einzelperson. Darum die Schwierigkeit drüben, Dienstboten zu bekommen und zu halten, daher auch die Unbeliebtheit des militärischen Berufs. Das Dienen widerspricht dem Scheinwesen „Gleichheit", das in der Neuen Welt so viele Leute täuscht. Wenn man nur den Tyrannen, dem man dient, nicht merkt! Sobald der Arbeiter seinen Arbeitskittel ausgezogen hat, ist er äußerlich genau das, was der Direktor der Fabrik oder der Maneger der Gesellschaft ist, ein freier Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika.

Wir bekommen in Deutschland so viel von der sogenannten Mittelstandsfrage zu hören; in Amerika ist wenig davon zu spüren, weil die Stände, die vor der Macht des Großkapitals etwa zu schützen wären, wirtschaftlich schon längst nicht mehr selbständig sind. Von der Hautefinance ist drüben fast jeder in irgendeiner Form abhängig. Der Inhaber von Aktien sieht auf die großen Wettermänner der Banken und der Börsen. Der Farmer ist durch Tarif und Frachtsätze der Eisenbahnen in den Händen der Eisenbahngesellschaften, die wieder auf die Preisbildung des Getreides wirken. Der Kaufmann, der Handwerker in mittleren und kleinen Städten ist durch Rohmaterial, Maschinen, Handwerkszeug, die er bezieht, durch Kohle und Öl, die er konsumiert, abhängig mindestens von einer der großen Finanzgruppen, Ringe, Trusts, deren Sitz vielleicht Tausende von Meilen entfernt auf der anderen Seite des Kontinents sein mag. So wird in ganz Nordamerika Handel und Wandel kontrolliert von einer kleinen Gruppe hochbegabter Männer, die mit Recht als die

eigentlichen Führer der Nation im Empire of Business angesehen werden. In ihnen kommt das eigentliche amerikanische Genie, der Geschäftsgeist, zur charakteristischen Verkörperung. Die Macht dieser ungekrönten Fürsten eines angeblich demokratischen Landes erfährt aber dadurch eine enorme Steigerung, daß kein Stand vorhanden ist, der ihnen das Gleichgewicht halten könnte, kein erbliches Fürstentum, keine Geburtsaristokratie, kein angesehener Beamten- und Offizierstand. Gewiß hat auch die Union ihre Staatsmänner, aber sie hängen durch die kurzen Termine, für die sie bestellt werden, vom Wahlzettel und damit vom schlimmsten Tyrannen ab: der öffentlichen Meinung. Wenn man in dem Amerika des letzten Vierteljahrhunderts nach den wirklich genialen Menschen sucht, dann wird man sie viel eher unter den Großindustriellen, Bankiers und Eisenbahndirektoren finden, als unter Beamten und Staatsmännern.

Die Kommunen wie die Territorien und Staaten im Süden und Norden, im Osten und Westen sehen mit Scheu auf die Allmächtigen von Wallstreet. Die großen Kreditinstitute von Neuyork regeln die Kapitalbewegung in dem ganzen ungeheueren Lande. Dort münden schließlich sämtliche Kanäle, die das Blut, einem lebendigen Herzen vergleichbar, durch alle Glieder des Leibes treiben und wieder an sich ziehen. Im Lande liegen die Schätze der Natur, aber sie können nur erschlossen werden, wenn sich Tatkraft, Organisationstalent und Kapitalmacht dieser Kreise dazu bereit finden lassen, Kanäle und Eisenbahnen zu bauen, Schiffahrtslinien zu legen und Geld darzuleihen für geplante Verbesserungen. Ob eine Stadt aufblüht, ob sie zurückgeht oder ganz verfällt, kann unter Umständen von dem Präsidenten einer Eisenbahn-

kompagnie abhängen. Die Financiers haben oft die großen Zeitungen in der Hand oder stehen doch mit ihnen in enger Fühlung, und fügen so zur Kapitalmacht die fast noch weiter reichende des gedruckten Wortes. Auf die Gesetzgebung haben sie Einfluß; ihre Freunde sitzen im Senat, ihre Kreaturen im Repräsentantenhause. Sie können es verhindern, daß Gesetze durchgehen, die ihren Interessen und Monopolen ungünstig sind, oder wenn solche Gesetze der öffentlichen Meinung zuliebe doch einmal erlassen wurden, daß sie nicht allzu streng angewandt werden. Meist sind sie Schutzzöllner; begreiflicherweise, denn dem Schutze des heimischen Produkts verdanken sie viel von dem enormen industriellen Aufschwung der letzten Jahrzehnte. Sie sind friedliebend, weniger aus Philanthropie als von der nüchternen Erkenntnis geleitet, daß sie durch Unsicherheit und Geschäftsstockungen kriegerischer Zeitläufte allzuviel zu verlieren hätten. Aber es gibt doch Leute, die den letzten Krieg mit Spanien auf eine mächtige Geldgruppe zurückführen, die um ihrer kubanischen Interessen willen mit Hilfe der feilen Presse den Funken alter Zwietracht zwischen den beiden Ländern zum Kriegsbrande geschürt hätte.

Die Entfaltung solchen Einflusses im Geschäftsleben wie in der Politik, mag er äußerlich noch so geschickt verhüllt werden, kann nicht verfehlen, den Widerspruch herauszufordern. Von den eigentlich dazu Berufenen, den Volksboten, den Beamten, der Presse, geht die Auflehnung nicht aus, denn diese Kreise stehen in engster Fühlung, wenn nicht gar in direkter Abhängigkeit von der Hautefinance. Auch nicht durch den Wahlzettel erfolgt der Widerspruch; denn die Kapitalisten haben sich gehütet, als solche aktiv in den

Wahlkampf einzutreten, etwa in der Art politischer Verbindungen mit wirtschaftlicher Etikette, wie unser Bund der Landwirte, dem ein Verband der Industriellen gefolgt ist. Sie wissen, daß sie ohne solche Kampforganisationen viel mächtiger und unangreifbarer bleiben. Die Reaktion ist vielmehr aus dem eigenen Lager gekommen. Sie ging von der untersten Schicht aus, dem groben Fundament, ohne das alle Arbeit des Kopfes, alles Organisationstalent und Finanzgenie hilflos wäre, weil es an den ausführenden Händen für ihre Pläne fehlte. Die Arbeiter waren es, die sich auflehnten; sie setzten den Aktiengesellschaften, Kompagnien und Ringen des Kapitals ihre Organisationen entgegen. Das Mittel aber, ihre Forderungen geltend zu machen, war und ist hauptsächlich der Ausstand. Nordamerika ist das Land der Streiks. Bei uns erregt jeder Lohnkampf immer noch ein gewisses Aufsehen, ja oftmals Besorgnis für die öffentliche Ordnung und Sicherheit; drüben vergeht kaum ein Jahr, wo nicht in einem der großen Industriezweige mindestens der Streik Tausende und Abertausende von Händen feiern machte. Die Arbeiterorganisationen (Labour organizations) haben natürlich neben dem Kampf um günstigere Arbeitsbedingungen noch andere programmatische Zwecke, wie den der Fürsorge für den einzelnen und seine Familie durch Versicherung und Kassenverbände aller Art. Im allgemeinen aber tragen sie doch den Stempel der Schutz- und Trutzverbindungen mit deutlich gegen die Unternehmer gerichteter Front. Caroll D. Wright, der hervorragende Volkswirt, berechnete im Jahre 1890 die organisierte Arbeiterschaft der Vereinigten Staaten auf anderthalb Millionen Mann. Seitdem ist diese Zahl gestiegen, da die Industrie im verflossenen Jahrzwölft bedeutend gewachsen

ist und die Organisationsidee steigende Werbekraft entfaltet.

Ein Unterscheidungsmerkmal fällt, wenn man die Streiks im außerenglischen Europa mit denen der Vereinigten Staaten von Amerika vergleicht, vor allem in die Augen: die Politik wird so gut wie gar nicht in den Lohnkampf hineingezogen. Als Präsident Roosevelt im Herbst 1902 die Vermittelung im Kohlenarbeiterstreik übernahm, hielt er es für nötig, öffentlich zu erklären, daß er es als Mensch und Bürger, nicht als Bundesoberhaupt tue. Weder mischt sich die Behörde als solche offiziell ein, noch steht hinter den Arbeitern eine politische Partei, die aus der Schürung des Klassenhasses Kapital zu schlagen suchte. Der Lohnkampf wird als legaler Austrag von wirtschaftlichen Differenzen zwischen Parteien im Sinne des Prozeßrechts betrachtet. Bei dem letzten großen Grubenarbeiterausstand lag die Sache insofern anders, als durch die Kohlennot, die er im Gefolge hatte, Leben und Gedeihen weiter Kreise bedroht wurde, also ein ganz bedeutendes öffentliches Interesse in Frage kam.

Streiks werden nicht in der Absicht begonnen, den Gegner durch Anwendung physischer Gewalt niederzuzwingen. Ausschreitungen sind nicht Folgen der sich im Laufe des Ausstandes ansammelnden Erbitterung. Wenn es zu Gewaltakten und Racheakten kommt, wenn, wie im Homestead-Streik von 1892, das Bajonett hat arbeiten müssen, wenn, wie im Kohlengräberausstand von 1902, einige zwanzig Morde vorgekommen sind, so lag die Schuld daran weniger an den Trade Unions, die gute Disziplin unter sich halten, sondern an Outsidern, an fremdländischem, anarchistisch-nihilistischem

Gesindel, das seine gesellschaftsfeindliche Gesinnung durch sinnlose Bluttaten bewies.

In den beiden großen Ausständen der letzten Zeit, dem der Stahlarbeiter und dem der Kohlengrubenarbeiter, handelte es sich viel weniger um einen Lohnkampf im engeren Sinne als um Prinzipien. Wie aus vielen Reden ihrer Wortführer für ein feineres Ohr klar hervorging, lehnte sich bei diesen Kämpfen das Selbstbewußtsein, die Persönlichkeit im Arbeiter auf gegen die Gefahr, der Unselbständigkeit anheimzufallen, gegen die Knechtung durch den Großbetrieb. Obgleich die Ausständigen sich dessen nicht immer bewußt gewesen sein mögen, der letzte Grund, warum sie zu dem immer gefährlichen Mittel griffen, war nicht das Verlangen nach Verbesserung ihrer materiellen Lage, sondern nach Anerkennung ihrer Organisation, mit einem Wort, ihre Selbstbehauptung. Beide Streiks wurden, abgesehen von ihrem äußeren Umfang und der Wichtigkeit der in Mitleidenschaft gezogenen Produktionszweige, auch darum besonders interessant, weil sich in den Führern der Arbeiterschaft und in den Unternehmern bedeutende und charaktervolle Persönlichkeiten gegenübertraten. Im Stahlarbeiterausstand: der Präsident der Amalgamated Association of Iron, Steel and Tin Works, namens Shaffer, der ehemals dem geistlichen Stande angehört hatte, ein Idealist, der von reinen Absichten beseelt, aber seinem genialen Gegner Pierpont Morgan, dem Haupt der United States Steel Corporation, nicht entfernt gewachsen war. Im Kohlengräberstreik wurde die Arbeiterschaft glücklicher vertreten durch John Mitchell, den jungen Präsidenten der United Mine Workers of America, während sich aus der Zahl der »Operators« George F. Baer, der Chef der

Philadelphia and Reading Coal and Iron Company, durch energisches Verfechten des Unternehmerstandpunkts hervortat. Aus den Ausgleichsverhandlungen, die von Präsident Roosevelt geführt wurden, und später aus den Zeugenaussagen vor der Kommission der von dem Bundesoberhaupt ernannten Schiedsrichter trat ganz klar das eine hervor, daß die Unions um Selbstbehauptung fochten, das verbündete Unternehmertum aber zu allem anderen zu haben war, als zur Anerkennung der Tatsache, es mit einem gleichberechtigten Gegner zu tun zu haben. Baer leugnete in wiederholten temperamentvollen Ausbrüchen des Unternehmerbewußtseins die Existenzberechtigung von Arbeiterkoalitionen schlechthin.

Der Kampf zwischen der organisierten Arbeiterschaft und dem kapitalstarken Unternehmertum ist drüben noch lange nicht beendet. Die vorläufige Unterwerfung der Parteien unter das neutrale Schiedsgericht wird allgemein nur als Scheinfriede aufgefaßt. Gerade der Umstand, daß es Organe desselben Körpers sind, die einander befehden, gibt dem Streit etwas von der Erbitterung des echten Familienzerwürfnisses. Das Bewußtsein, daß keines ohne das andere existieren kann, daß der Gegner nachgeben muß, weil er den anderen braucht, steigert die Hoffnung auf beiden Seiten und macht das Nachgeben schwer.

Es ist schwierig, zu sagen, auf welcher Seite Selbstbewußtsein, das bis zum Übermut geht, und Solidaritätsgefühl, das in Herrschergelüst ausartet, größer sind. Man hält meist die Trusts für stärker als die Unions, das vereinigte Kapital für mächtiger als die koalisierte Arbeiterschaft; aber im Baufach zum Beispiel haben die Arbeiter längst die Oberhand gewonnen über die

Unternehmer und diktieren diesen ihre Bedingungen. Man nimmt an, daß in der letzten Zeit ungefähr ein Drittel aller Ausstände von den Streikenden gewonnen sind. In mehr als einem Boykott hat ein mißliebiger Prinzipal klein beigeben müssen. Die Trade Unions übertreffen ihre Gegner nicht selten an tyrannischen Gebarungen den eigenen Leuten und den Außenstehenden gegenüber. Bekannt ist die Unduldsamkeit solcher Organisationen, der Haß, mit dem sie alle verfolgen, die sich ihnen nicht anschließen wollen, die Strenge und Ausschließlichkeit ihrer Ordensregeln, die Überhebung, die sie zur Schau tragen, sobald sie sich im Besitz der Macht sehen. Beim Kohlengräberstreik sagten zahllose an den Telegraphenstangen aufgehängte Puppen, denen Zettel mit den Namen der Streikbrecher aus dem Munde hingen, welches Schicksal der Nichtunionsleute warte, sobald sie sich aus dem Militärkordon herauswagten.

Die Arbeiterverbindungen streben in ihrer Art genau so nach Monopolen wie die Großkapitalisten, und es fragt sich, welche Art Despotie schlimmer ist, die der Unions, wenn sie weiter an Macht wachsen, oder die der Trusts, die an den Grenzen ihrer Entwickelungsmöglichkeit allem Anschein nach angelangt sind. Der Zug zum Monopol äußert sich zum Beispiel in dem Recht, das sich die meisten großen Arbeiterkorporationen anmaßen, sämtliche Artikel, die von ihren Leuten angefertigt worden sind, mit Erkennungsmarken zu versehen, und den Mitgliedern zu untersagen, andere Ware als die auf diese Weise als selbstgefertigt gekennzeichnete zu kaufen. Aber es gibt noch ganz andere Mittel, mit Hilfe deren eine kampflustige Arbeiterschaft ihren Willen geltend machen oder ihren Unwillen zeigen

kann. Der Boykott, der einem Etablissement, einem ganzen Geschäftszweig die Lebensader unterbindet. Die „schwarze Liste", ein in Amerika sehr beliebter Ostrazismus, von dem Unternehmer und Arbeiter wechselseitig Gebrauch machen. Wendet die Arbeiterschaft ihre Streiks an, so antwortet ihnen der Gegner mit dem lock out, der ohne vorausgehende Kündigung den Angestellten die Arbeitsmöglichkeit durch Schließen der Arbeitsstätte abschneidet. Denn wie im wirklichen Kriege die Waffen durch die Anwendung vervollkommnet werden, so bilden sich auch im wirtschaftlichen Kampf immer neue raffiniertere Methoden aus, dem Feinde Abbruch zu tun und ihn endlich zum Kapitulieren zu bringen.

Solche Kämpfe bis aufs Blut haben unter allen Umständen schweren wirtschaftlichen wie moralischen Schaden im Gefolge. Beide Parteien verlieren: die Unternehmer an Einnahmen und an Aufträgen, ja ihr ganzes Geschäft geht möglicherweise, während die Arbeit feiert, in die Hände der Konkurrenz über; und die Arbeiter durch Verlust der Löhne, ihre Ersparnisse gehen drauf, und die Gelder ihrer Organisationen werden erschöpft. Trotz vieler abschreckender Beispiele aus der Streikchronik eines ganzen Jahrhunderts aber werden sich die Ausstände schwerlich in nächster Zeit vermindern oder gar aufhören. Die Lohnkämpfe entspringen der Freiheit des einzelnen, seine wirtschaftliche Lage zu bessern und sich zur Vertretung gemeinsamer Interessen zu Kampforganisation mit anderen zusammenzutun. Besonders in einer Demokratie wird es schwer sein, dieses Recht zu verweigern. Aber die Freiheit des Privaten und der einzelnen Korporation findet ihre Grenze an der Verantwortlichkeit des Staates für das Wohl und Wehe der Gesamtheit. Bekanntlich war

der Gedanke der Verstaatlichung öffentlicher Einrichtungen in Nordamerika bis vor kurzem äußerst unpopulär, weil der Staatssozialismus dem jedem echten Yankee angeborenen Hang zu schrankenlosem Individualismus widerspricht. Aber man wird sich mit der Zeit auch drüben mit der Kontrolle durch den Staat befreunden müssen auf Gebieten, wo das willkürliche Walten der freien Konkurrenz allzu offenbar Schaden stiftet. Keime der Staatsfürsorge sind denn auch schon in dem klassischen Lande des Laissez faire vorhanden. Die Bundesregierung hat sich wiederholt genötigt gesehen, in Lohnkämpfe einzugreifen; besonders ist das geschehen bei den in Nordamerika so häufigen Streiks der Eisenbahnangestellten, die ja den Verkehr nicht bloß im Kreise des Ausstandes stören, sondern die gesamte Volkswirtschaft schädigen und das Leben gänzlich Unbeteiligter bedrohen. Ähnlich beim Kohlenstreik von 1902, der, wenn er bis in den Winter hinein fortgesetzt worden wäre, eine Kohlennot über die großen Städte der Ostküste, die vorwiegend Hartkohle aus dem pennsylvanischen Ausstandsgebiet feuern, heraufgeführt hätte, die dem Wohlbefinden und der Gesundheit von Millionen schwere Gefahr gebracht haben würde.

Einzelne Staaten der Union haben schon früher einige von den für Amerika so charakteristischen apodiktischen, jede geringste Übertretung mit schweren Strafen bedrohenden Gesetzen gegen streikende Eisenbahner erlassen. Der Bund erließ im Jahre 1887 die Interstate-commerce-Act und im Jahre 1890 die Anti-Trust-Act. Diese Gesetze suchen beiden Teilen gerecht zu werden, den Angestellten wie den Prinzipalen. Das Interstate-commerce-Gesetz gibt der Bundesregierung das Recht der Intervention sowohl gegen die Über-

griffe der Kompagnien wie gegen frivole Arbeitseinstellung der Angestellten, indem es diese das Gesamtwohl tief berührende Materie über die Einzelstaaten hinweg vor das Forum der höchsten Instanz bringt. Das Anti-Trust-Gesetz aber geht noch schärfer vor, indem es alle Trusts, die den Verkehr der Staaten hindern könnten, alle Monopole überhaupt als »conspiracy« brandmarkt und, weil ungesetzlich, verbietet.

Diese Gesetze mit ihren verschiedenen Amendements lassen etwas von dem besten Geist des amerikanischen Verfassungsgedankens spüren, der jedem Bürger gleiches Recht und gleiches Fortkommen wahrt; aber ihre Handhabung hat freilich bisher bewiesen, daß sich Maßregeln, die vom Gesetzgeber zunächst gegen die Übermacht der Unternehmer gerichtet waren, leichter gegen die Angestellten handhaben lassen, und daß ein rigoroses Gesetz wie die Anti-Trust-Act selbst in der Hand eines mit sozialem Öl gesalbten Mannes, wie Roosevelt, an dem goldenen Wall des Trusts wirkungslos abprallt. Monopole sind verboten; wer will sie verbieten? — Das war ungefähr die Quintessenz all der unzähligen Reden und Zeitungsartikel über dieses Thema, die man im Herbst 1902 drüben hören und lesen konnte. Durch Gesetze werden die Trusts schwerlich gebrochen werden können; viel wahrscheinlicher ist es, daß sie sich in ihrem eigenen Gift auflösen werden. Ein Mann wie Carnegie, dem man doch schließlich einiges Urteil über das amerikanische Geschäftsleben zutrauen kann, hält Syndikate, Monopole, Trusts für Übergangserscheinungen, er nennt sie Produkte menschlicher Schwäche und prophezeit ihnen ein Ende durch die gesunden Kräfte wirtschaftlichen Fortschrittes.

Man hat sich in Amerika, wo das: „Hilf dir

selbst!" vielen Schwierigkeiten gegenüber das einzige Rezept ist, daran gewöhnt, die Lohnkämpfe als eine notwendige Nebenerscheinung der kapitalistischen Wirtschaft anzusehen; niemand wird sie mehr als ein Zeichen ungesunder Verhältnisse deuten wollen. Anders ist es mit den Störungen, die sie so oft im Gefolge haben, mit Bankerotten, Geschäftsstockung, Flauheit des Marktes, Arbeitslosigkeit. Große Krisen sind in Nordamerika, unabhängig von solchen kleinen Zuckungen und Erschütterungen, mit einer gewissen Regelmäßigkeit eingetreten und haben Dimensionen angenommen, wie sie das auch auf diesem Gebiete zahmere Europa nicht kennt. Am bekanntesten ist die schwere Krise aus dem Anfang der siebziger Jahre, die ungefähr mit unserem Krach zusammenfiel. Die ersten Jahre des neunten Jahrzehnts brachten eine andere tiefe Depression, dann kam im Ausstellungsjahr von Chicago abermals eine heftige Krise.

Seitdem ist ein stetiger, von keiner größeren Kreditstörung unterbrochener Aufschwung zu beobachten gewesen. Vieles ist zusammengekommen, die Spekulation zu ermutigen und die Gewinne ins Ungemessene zu steigern. Mit der rasch wachsenden Bevölkerung gewann der innere Markt fortgesetzt an Kaufkraft. Die fast durchweg guten Ernten zogen Ströme von Gold von auswärts ins Land. Auf eigenem Terrain wurden neue Erzlager, Kohlenflöze, Ölquellen entdeckt und in Angriff genommen. Alaska erwies sich als ein zweites Kalifornien. Ein leicht gewonnener Sieg über das altersschwache Spanien erweiterte den Machtbereich des Bundes und steigerte das Selbstbewußtsein der Nation. Dazu die Wirkungen der Mac-Kinley-Bill, die die heimischen Industrien erst fest auf die eigenen Füße

gestellt hat. Die Folge ist auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens eine Hausse sondergleichen.

Aber das kann sich mit einem Schlage ändern. Die Amerikaner selbst glauben trotz ihres Optimismus nicht an den Bestand der Lage. Wie viele Unternehmungen drüben sind nicht überkapitalisiert! Viele Werte, mit denen man nach außen hin prunkt, sind nur eingebildet. Das Spekulationsfieber, eine alte Leidenschaft der Yankees, soll schlimmer grassieren als je. Nüchterne Leute warnen umsonst. Man nimmt an, daß der Krach nicht allzulange auf sich warten lassen, und daß er ärger sein werde als alle früheren.

Wir in Deutschland können jedoch nur hoffen, daß Nordamerika von einer schweren Krise bewahrt bleiben möge; besonders hat unsere Industrie gar nichts Gutes von einer Geschäftsstockung drüben zu erwarten. Denn massenhaft, wie die Produktion Amerikas unter dem Schutzzoll nun einmal geworden ist, würde sie sich einen Ausfluß nach dem Auslande suchen müssen und zunächst wahrscheinlich uns und die von uns kaufenden Länder mit Ware zu herabgesetzten Preisen überschwemmen.

Der Gedanke aber, daß die Vereinigten Staaten durch einen Krach ruiniert werden könnten, ist lächerlich. Selbst die größte Krise wird drüben nur eine vorübergehende Störung bedeuten. Es ist im Wirtschaftsleben ähnlich wie auf politischem Gebiete; die Union hat mehr als einmal am Rande des Abgrundes gestanden, ihre Rettung mit Hilfe von Kräften, die die Gefahr erst eigentlich geweckt zu haben schien, machte die düsteren Prophezeiungen ihrer Feinde und Neider zunichte und offenbarte die in dem jungen Gemeinwesen schlummernde Heilkraft.

Die Fehler und Gebrechen dieses Staatswesens

liegen klar zutage. Die Regierungsmaschinerie ist nichts weniger als ideal. Ein geringeres Maß von Weisheit als im Kongreß ist vielleicht bei keiner anderen großen parlamentarischen Körperschaft zu finden. Kein anderes konstitutionell regiertes Land hat so wenig Kautelen gegen leichtfertige, ja geradezu schädliche Gesetze. Nirgends in der zivilisierten Welt sind die Besten der Nation so indifferent in politischen Dingen wie dort, halten sie sich in unverantwortlicher Gleichgültigkeit so fern vom Staatsdienst und überlassen die Wahlmache und die Ämterbesetzung so sehr einer Koterie von professionellen Politikern, die, begünstigt durch die Zurückhaltung der eigentlich berufenen Kreise, eine viel zu aufdringliche Rolle im öffentlichen Leben spielen. Kein anderes Land könnte sich eine solche allgemein zugegebene Korruption gefallen lassen, wie sie die Union in einzelnen ihrer Staaten und vielen ihrer Kommunen duldet. Kein Staatswesen hätte es wagen dürfen — schon aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus nicht —, Unsitten zur Regel werden zu lassen, wie das Spoilsystem bei den Wahlen und die Rotation der Ämter.

Aber in einem großen Körper verteilen sich die Schäden über einen weiten Raum; außerdem hängen die einzelnen Glieder der Konföderation recht lose zusammen, und daher braucht, wenn an einer Stelle Krankheit herrscht, noch lange nicht der ganze Körper davon ergriffen zu sein. Störungen, durch die ein kleinerer zentralistischer Staat wahrscheinlich völlig gelähmt würde, verlangsamen hier höchstens den Gang der Maschine. Der Fortschritt im ganzen kann nicht aufgehalten werden. So kraftstrotzend und elastisch, so lebensfähig und widerstandskräftig ist diese Nation, daß sie die in reichem Maße vorhandenen schlechten Säfte

doch immer noch auszuscheiden vermag, daß sie spielend Bissen verdaut, an denen eine schwächere Konstitution wohl zugrunde gehen würde.

Ein großes Volk kann nur an seinen eigenen Fehlern scheitern. Wenn man die Gefahren abwägt, die Amerika aus dem eigenen Innern drohen, die zersetzenden, verderblichen Säfte, die in seinen Adern kreisen, wenn man Kräfte am Werke sieht, die es nach dem Abgrund ziehen möchten, und dagegen all das Gute, Gesunde, Fördernde und Erhaltende stellt, das zu seinen Gunsten in die Wagschale geworfen werden kann, wenn man dabei nicht außer acht läßt, daß man es mit einem recht jungen Lebewesen zu tun hat, dessen Fehler sich noch auswachsen sollen, so wird man zu dem Urteil kommen, daß heute vielleicht kein Land der Welt einen solchen Vorrat von entwickelungsfähigen und zukunftverheißenden Keimen in sich birgt wie die Vereinigten Staaten von Amerika.

Familienleben.

Die erste und wichtigste Frage, wenn man einem ganzen Volke die Diagnose stellt, wird die nach der Reinheit des Familienlebens sein. Ist das Privatleben gesund, so werden Krankheitssymptome des öffentlichen Lebens, wenn auch nicht übersehen, so doch milder beurteilt werden dürfen.

Das amerikanische Familienleben hat, wie alles, was in der Neuen Welt gut und groß ist, seine Wurzeln im europäischen Mutterlande. Jene Volksstämme, die

an der Bildung der amerikanischen Gesellschaft den entscheidenden Einfluß gehabt haben, der Hauptsache nach Arier, sind es ja gerade gewesen, die dem christlichen Familienleben Form und Inhalt gaben. Wertmesser für Heiligkeit und Reinheit des häuslichen Altars wird in erster Linie die Stellung abgeben, welche die Frau in der Familie einnimmt und die Achtung, die man ihr dort schenkt. Aus diesem Verhältnisse werden sich auch am ersten Rückschlüsse machen lassen auf den Stand der allgemeinen Sittlichkeit, da bei zivilisierten Völkern die Wahrung guter Sitte vor allem in den Pflichtenkreis des Weibes fällt.

Nichts fällt den Fremden schwerer, als sich über die Sittlichkeit einer Nation ein selbständiges und zutreffendes Urteil zu bilden; vielleicht schwerer fällt das sogar, als die Religiosität eines Volkes zu ergründen. Denn es liegt im Wesen der Keuschheit und der Gottesfurcht, daß sie nicht von sich sprechen. Hingegen machen sich die unfrommen und lockeren Bestrebungen gern breit und prunken mit ihrer geistigen Überlegenheit. Der Beobachter sieht daher die ungünstige Seite in hellerer Beleuchtung als die andere, vom Halbdunkel der Schamhaftigkeit verhüllte. Und so ist man schließlich gezwungen, mangels besserer Dokumente aus äußeren Merkmalen seine Schlüsse zu ziehen.

Nicht günstig für die Sittlichkeit der höheren Stände spricht die zahlreiche Demimonde, der man besonders in den Straßen der westlichen Städte auf Schritt und Tritt begegnet. Aber man muß zugeben, daß diese Klasse sich anständig kleidet und leidlich gesetzt aufführt. Aufdringlichkeiten, wie sie in Paris, Wien und Berlin an der Tagesordnung sind, kommen höchst selten vor. Daß besonders in den Hafenstädten, wo viel Fremde

zusammenfließen, wo alle Rassen vertreten sind und Mischlinge dazu beitragen, die feineren Abtönungen des Geschmacks und des Zartgefühls zu verwischen, sich die sittlichen Begriffe arg verwirren und Laster widernatürlichster Art im Schwunge sind, kann nicht verwundern. Aber ich spreche hier weder von dem Schlamme, der sich in den Tiefen der Gesellschaft ansammelt, noch von dem leichten Schaum, der sich auf der Oberfläche bildet. Weder in die »Slums« der großen Städte soll man hinableuchten, noch darf man sich den »Smart set« als Probe herausgreifen, wenn man die Sittlichkeit eines großen Volks prüfen will. Die Leute von New York, die von Kennern auf etwa vierhundert des innern Zirkels beziffert werden, kann man Amerika kaum zurechnen; sie sind international, stark verjudet, und ihre Sitten bilden einen lächerlichen Abklatsch des englischen High Life.

Die Sittlichkeit des wirklichen Volkes steht mindestens so hoch wie bei den besten Völkern Europas. Ein negativer Beweis allerdings nur ist in der Seltenheit obszöner Literatur, in der Abwesenheit zweifelhafter Bilder in den Schaufenstern und schmutziger Darstellungen auf der Bühne zu suchen. Hier schlägt sogar nach unseren Begriffen die Sittenstrenge in Prüderie um. Ganz besonders in den Neuenglandstaaten ist noch ein Hauch jener alten harten und engen Sittenstrenge der Puritaner zu verspüren. In den Museen spielt das Feigenblatt eine befremdliche Rolle für jeden, der gewohnt ist, die nackten Statuen der Antike durch ihre keusche Schönheit hinreichend bekleidet zu sehen. Kürzlich erweckte ein Prozeß, in welchem ein französischer Maler einen Kunsthändler von Neuyork verklagte, weil er Bilder hatte ummalen lassen, um sie dem altjüngfer-

lichen Geschmack amerikanischer Sammler anzupassen, die Heiterkeit minder zimperlicher Leute auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans.

Manchmal wird von übereifrigen Sittenrichtern auf das Überhandnehmen der Ehescheidungen in der amerikanischen Gesellschaft hingewiesen und darin ein bedenkliches Symptom für die Moral der Yankees gesucht. Aus der Häufigkeit der Ehescheidungen auf ein lockeres Leben in und außer der Familie zu schließen, ist gewagt. Wenn auch das Eheleben in der Sittlichkeit seinen Lebensboden hat, so hängen die Gründe, welche die Scheidung zweier Menschen wünschenswert machen mögen, und die Leichtigkeit, mit der das eheliche Band gelöst wird, nicht vom Sittenkodex allein ab; Rassentemperament, gesellschaftliche Anschauungen, Konfession und vor allem das geltende Recht haben bei einer so delikaten, alle denkbaren Gebiete des Lebens berührenden Frage ein gewichtiges Wort mitzusprechen.

Die Regelung des Familienrechts bleibt in der Union der einzelstaatlichen Gesetzgebung überlassen. Da aber die Ehescheidung in den verschiedenen Staaten nach verschiedenen Gesichtspunkten gehandhabt wird, so hat sich auf diesem wichtigen Gebiet ein durchaus nicht idealer Zustand der Rechtsungleichheit entwickelt. Es ist zum Beispiel vorgekommen, daß jemand, der in dem einen Staat geschieden worden war, in einem anderen, als er sich wieder verheiratete, wegen Bigamie belangt wurde, weil der zweite Staat die Lösung der Ehe nicht als gültig auffaßte.

Im allgemeinen aber geht die Tendenz in der Gesetzgebung drüben auf Erleichterung der Ehescheidung. Trotzdem Familienskandale in Amerika zu den Seltenheiten gehören, sind Ehescheidungen an der Tagesordnung

und zwar in allen Ständen. Für die Sittlichkeit des Volkes ist dies gewiß kein Schade, denn kein Irrtum ist menschlicher als der bei der Wahl eines Lebensgefährten begangene. Diesen Irrtum durch Auseinandergehen gut zu machen erscheint aber in vielen Fällen weiser, mutiger und ehrlicher, als bei erkalteter Liebe den faulen Zustand eines zur Lüge gewordenen Lebensbundes weiterbestehen zu lassen.

Zweierlei interessante Experimente hat Nordamerika gesehen, die, nach gerade entgegengesetzter Richtung gehend, die Ordnung des monogamischen Lebens umzustoßen versuchten. Das eine ging von den Mormonen aus, das andere von den Shakers. Die Mormonen wollten die Vielweiberei zu einer Art religiöser Institution erheben, die Shakers suchten das Heil im Zölibat. Beide Richtungen sind gescheitert und gehören bereits der Geschichte an. Sie haben zwar nicht das vorgesteckte Ziel erreicht, aber ihr Streben hat nichtsdestoweniger günstige Nebenwirkungen erzeugt. Salt Lake City war einer der ersten weit vorgeschobenen Posten des Amerikanertums im Felsengebirge, und der ehemalige Mormonenstaat läßt noch jetzt deutliche Spuren der wirtschaftlichen Tüchtigkeit und des Organisationstalents seiner Gründer erkennen. Die Shakers aber haben aus edlem, wenn auch falsch geleitetem Idealismus heraus, in der Zeit ihrer Blüte Asyle geschaffen, von denen manche noch jetzt bestehen und asketisch gerichteten Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts klösterliche Unterkunft bieten.

Wahre Sittlichkeit kann nur in wahrer Freiheit gedeihen. Während die Amerikaner im öffentlichen Leben vielfach einem falschen Freiheitsbegriffe huldigen, beanspruchen und gewähren sie in der Familie jene gesunde

Freiheit, welche die Lebensluft ist für Reinheit und Natürlichkeit. Am schönsten tritt diese private Freiheit in Erscheinung in der Stellung der Frau als Gattin und Mutter, in dem Verhältnis der Geschlechter und in der Freiheit bei der Eheschließung.

Vielleicht ist die letztgenannte Art der Freiheit die wichtigste. Denn für Glück und Bestand der Ehen, und damit für die Güte der Rasse, gibt schließlich die Möglichkeit den Ausschlag, bei der Wahl des Lebensgefährten seiner Neigung zu folgen. In Amerika werden — immer abgesehen von den Auswüchsen einer dünnen internationalen Oberschicht — Ehen aus puren Geldrücksichten selten geschlossen; Heirat aus Neigung ist die Regel.

Weder vom Manne noch vom Weibe wird drüben die Ehe als „Versorgung" angesehen. Das amerikanische Mädchen kennt nicht die Übereile mancher deutschen Jungfer, unter die Haube zu kommen. Sie gibt nur dann ihr Jawort, wenn der Rechte kommt; bleibt er aus, so braucht sie keine Degradierung durch den Altjungfernstand zu befürchten. Denn das Weib wird drüben als Einzelwesen geachtet, nicht erst wenn es Anhängsel irgendeines Mannes geworden ist. Die Art höherer Kuppelei, wie sie in Frankreich Mode, wo das junge Mädchen, aus der Klostererziehung kommend, meist ungefragt dem Manne, den die Eltern für sie ausgesucht haben, angetraut wird, ist ungefähr das Gegenteil von der amerikanischen Art, diese schicksalsschwere Frage zu entscheiden.

Die Möglichkeiten, die der Frau in Amerika offenstehen, sich selbständig ihr Brot zu verdienen, als Lehrerin, im Bureau, als Choristin, durch schriftstellerische Arbeit oder, wenn sie den unteren Klassen angehört,

in der Fabrik, geben den Mädchen Rückhalt und Sicherheit.

Viele Frauen bleiben drüben ledig, das wirkt günstig auf die Achtung, die man ihrem Geschlechte zollt; sie unterbieten einander nicht, im Gegenteil, halten sich gegenseitig hoch im Preise. Ob dieses Verhalten des Weibes gut ist für das Wachstum der Bevölkerung, ist wieder eine andere Frage; die Stellung der Frau in der Gesellschaft jedenfalls hat durch die selbstbewußt wählerische Zurückhaltung, welche das einzelne Weib dem anderen Geschlecht gegenüber beobachtet, gewonnen.

Vom Ehebund abschreckend wirken die hohen Kosten des amerikanischen Haushalts und die Schwierigkeit, Dienstboten zu bekommen und zu halten. Dafür stehen in der Neuen Welt andere Hindernisse nicht im Wege, die in unserer „guten Gesellschaft" schon manches liebende Paar abgehalten haben, den Priestersegen nachzusuchen. Kein Vorgesetzter beanstandet die Verbindung, weil „unter dem Stande". Und die Mitgift der Braut, für viele Mitglieder unseres Offiziersstandes eine Frage des Verbleibs in der Armee, spielt jenseits des Atlantischen Ozeans eine Rolle zweiten Grades. Man nimmt im allgemeinen an, daß ein Mann, der um ein Mädchen anhält, in der Lage sein muß, sich und sie zu erhalten.

Ist schon bei der Gattenwahl dem Mädchen größere Freiheit gewährt, so behauptet auch in der Ehe das Weib einen höheren Grad von Selbständigkeit, als ihre europäische Schwester. Die Frauen sind drüben darum heute so hoch geachtet, ja vielleicht verwöhnt, weil sie in primitiveren Zeiten, als die Sitten und Anschauungen sich bildeten, in der Minderzahl waren. Damals wurden sie stark begehrt, und die einzelne ward von dem glück-

lichen Gewinner natürlich zeitlebens auf Händen getragen. Die Frauenverehrung, die sich der Yankee inmitten rauherer Verhältnisse angewöhnt hat, ist ihm auch jetzt, wo das zarte Geschlecht längst mit ihm in der Gleichzahl lebt, nicht abhanden gekommen. Durch ihre Stellung in der Familie aber hat die Frau auch vor der Öffentlichkeit ein ihr bei uns noch oft verweigertes Ansehen gewonnen. Selbst wenn die Frau sich tyrannische Neigungen des Mannes gefallen lassen sollte — was bei ihrer Selbstachtung nicht wahrscheinlich ist —, die öffentliche Meinung, die drüben fast kritiklos für sie Partei zu nehmen pflegt, würde den Tyrannen bald in seine Schranken weisen. Gehenlassen im eigenen Hause, Unhöflichkeit gegen die Mutter seiner Kinder, Launenhaftigkeit und dergleichen üble Angewohnheiten, die der Gatte bei uns so oft für sein gutes, von Gott geordnetes Recht ansieht, verbieten sich für den Amerikaner, der auf die Achtung seiner Mitbürger etwas gibt, ganz von selbst. Anderseits artet die Frauenverehrung nicht in jene Verzückung aus, die bei den romanischen Völkern aus dem Weibe ein Idol gemacht hat, vor dessen Göttlichkeit man angeblich religiöse Schauer empfindet, während man in Wahrheit vor dem Geschlechte auf dem Bauche liegt. Daß man in Amerika die vornehmste Eigenschaft des Weibes: die Mütterlichkeit, in ihrer Bedeutung für die menschliche Gesellschaft wohl erkannt hat, beweist schon die eine Tatsache, daß die Erziehung der Jugend in den Händen der Frauen liegt. Nicht nur überwiegen an den Volksschulen die Lehrerinnen weitaus im Lehrkörper, man hat auch in den meisten Staaten und Kommunen der Frau die Wählbarkeit zu Schul- und Kirchenvorständen gewährt.

Freiheit und Selbständigkeit aber finden ihren

schönsten Ausdruck in der Unbefangenheit, mit der die Geschlechter drüben untereinander verkehren. Unsere Amerikafahrer haben in ihren Reiseberichten meistens allerhand Staunenswertes zu erzählen über gemeinsam mit jungen Damen unternommene Ausfahrten, Theaterbesuche, Dinnerparties und Picknicks, bei denen jede Art von Saufegarde fehlt. Die „Flirtation" der Amerikaner ist für den Europäer das rätselvollste Ding der Welt; man begreift nicht, daß der Mann nicht zugreift, wenn ihm soviel Liebenswürdigkeit, Charme und Temperament in scheinbar unbegrenzter Ungeniertheit entgegengebracht wird. Ist nicht solches Staunen im Grunde ein schlechtes Zeichen für unsere Sitten? Geben wir nicht zu, indem wir über die Zurückhaltung amerikanischer Männer spötteln, daß uns die Gelegenheit zu Dieben machen würde? — Der Vollblutamerikanerin gegenüber möchte sich jedoch ein falsches Auslegen ihres Entgegenkommens arg rächen. Wohl ist sie frei in ihren Manieren, aber sie weiß eine haarscharfe Grenze zu ziehen zwischen billigen Beweisen ihrer Gunst und dem folgenschweren Hingeben der ganzen Person. Bewundernswerte Selbstbeherrschung und kluger Takt, aber auch eine uns befremdende nüchterne Sinneskälte sind ihr eigen.

Eine Erklärung dafür, daß der Verkehr der Geschlechter bei aller Ungeniertheit doch die Sittlichkeit nicht gefährdet, ist wohl in der frühen Gewöhnung der jungen Leute an kameradschaftliches Zusammensein zu finden. In der Elementarschule bereits sitzen Knabe und Mädchen friedlich nebeneinander; in der High School genießen sie den nämlichen Unterricht. Und selbst da, wo man die Geschlechter trennt, besuchen sie doch dasselbe Gebäude, unterstehen ein und derselben

Aufsicht, haben den nämlichen Schulweg, kaufen Hefte, Federn und Ice-Creams in demselben Eckladen, wo sich die Girls schon früh daran gewöhnen, von der Herrenwelt freigehalten zu werden. Bei allen Schulfestlichkeiten kommen sie zusammen, kurz, fühlen sich wie Kinder einer großen Familie.

Ob der gemeinsame Kollegbesuch von Student und Studentin das Richtige sei, bildet augenblicklich eine vielumstrittene Frage in Nordamerika. Der Osten mit seinen Europa angepaßten Verhältnissen weist als Regel die Trennung von Männer- und Frauen-Colleges auf. Harvard University besitzt im Annex eine Parallelanstalt für Damen. Im Westen überwiegt Co-Education in Schule und Hochschule. Grundverschieden wie diese westlichen jungen Colleges von unseren würdevollen historischen Universitäten an sich schon sind, bekommen sie durch die Anwesenheit des weiblichen Elements noch etwas besonders Buntes, Lebhaftes und Anmutiges; Züge, die unsere orthodoxen Schulmänner als der Würde der Wissenschaft durchaus widersprechend verwerfen würden.

Der berechtigte Vorwurf, welcher der Gemeinerziehung gemacht wird, ist wohl, daß die Anwesenheit des anderen Geschlechtes im Lehrsaale die Männer zerstreue. Daß dies bis zu einem gewissen Grade der Fall, kann kaum in Abrede gestellt werden. Mensch müßte nicht Mensch, Jugend nicht Jugend sein, wenn nicht magnetische Wirkungen vom Mann zur Frau und umgekehrt sich gebieterisch äußern sollten. Courmachereien kommen nicht nur vor, sie sind die Regel; aber, so wenigstens wird versichert, die Mädchen wissen überall die jungen Männer in den Grenzen des Anstands zu halten. Ver-

bindungen fürs Leben, die in einer Kollegfreundschaft ihren Ursprung haben, sind nichts Seltenes.

Der Zerstreuung des Geistes durch Liebesgedanken stehen andere Einflüsse korrigierend gegenüber. Jüngling und Jungfrau lernen sich früh kennen und in ihrer Eigenart verstehen. Das nimmt einmal der Sinnlichkeit den geheimen Anreiz, es klärt die Phantasie, die an der Wirklichkeit immer das beste Gegenmittel findet, und es macht die Gedanken, welche in jenem Alter doch einmal das andere Geschlecht suchen, gesünder. Für das zukünftige vertraute Zusammenleben in der Ehe wird hier die natürlichste Grundlage geschaffen; der Jüngling entwöhnt sich der romantischen Auffassung, daß das Weib ein übermenschliches Wesen sei, wenn er den Engel in nüchterner Wirklichkeit neben sich mit denselben Schwierigkeiten kämpfen sieht, die ihn quälen. Viel eher wird er erkennen, daß das Weib ihm beigesellt ist als ein guter Kamerad, der, trotzdem es zarter ist von Natur, doch dieselben rauhen Pfade des Lebens zu beschreiten hat wie er. Vielleicht wird ihm dann auch eine Ahnung aufgehen von der seelischen Überlegenheit des Weibes, die sehr gut neben geringeren Urteilskräften bestehen kann. Das aber wird den Mann früh zu jener Ritterlichkeit führen, die im selbstlosen Helfen und Tragen des schwächeren Geschlechts beweist, daß man die Überlegenheit nicht in der Körperkraft, sondern in der Kultur des Menschen sucht und sieht. Ein äußeres Zeichen für diese Auffassung ist, daß man den Frauen überall in Amerika den Vortritt läßt. Die Mode der Yankees, den Hut abzureißen, wo immer sie mit Frauen, welchen Standes sie sein mögen, im geschlossenen Raume, zum Beispiel im Elevator, zusammenkommen, ist mir niemals lächerlich erschienen;

es ist der Mann, der unbewußt vor der höheren Art sich verneigt, der die sittliche Überlegenheit im Weibe grüßt.

Wie lächerlich muß einem, wenn man solche Erfolge vernünftiger Erziehung an einem ganzen Volke sieht, die Ängstlichkeit erscheinen, mit der unsere höhere Tochter vor der Bekanntschaft mit dem anderen Geschlecht, wie es in Wirklichkeit ist, bewahrt wird. Der „Schmelz“ soll nicht frühzeitig vom Blumenkelch „abgestreift“ werden, heißt es womöglich. Das Leben wird diesen Schmelz, wenn die Blume allzu plötzlich in rauhe Zugluft kommt, viel brutaler abstreifen und die Blütenblätter vielleicht dazu, als wenn die Pflanze rechtzeitig abgehärtet worden wäre. Das Halten der jungen Mädchen unter einer Glasglocke, von manchen Müttern „Erziehung“ genannt, erzeugt eine verschrobene Weltanschauung, Unkenntnis des Lebens, ungesunde Träume und verkehrte Bilder; die Folge ist, daß, wenn solch verbildetes Wesen dann mit den Größen in Berührung kommt, die ihre Zukunft beherrschen werden, sie eine Menge Illusionen in schmerzhafter Weise aufzugeben hat, die ihre Schwester in der Neuen Welt nicht fahren zu lassen braucht, weil sie sie niemals in sich aufgenommen hat.

Der andere Vorwurf, welcher der Gemeinerziehung gemacht wird, ist, daß der wissenschaftliche Geist der Hochschule durch die Anwesenheit der Frauen leide. Das träfe vielleicht dann zu, wenn der Zweck des College überhaupt Wissenschaft im deutschen Sinne wäre. Nun aber ist drüben das Ziel der Volkserziehung das: allen Individuen ohne Unterschied der Stände, der Farbe oder des Geschlechts eine möglichst gleichmäßige Bildung zu geben, sie zu guten Bürgern

und zu praktischen Menschen zu erziehen. Ein solches Ziel kann die Frauen nicht ausschließen, im Gegenteil, es muß sie heranziehen als seine besten Helfer. Der amerikanische Pädagog weiß die Mädchen als Hilfskraft zur Erziehung der Knaben sehr zu schätzen. Nicht bloß mildert ihre Anwesenheit die rauheren Sitten des anderen Geschlechts, es spornt auch den Eifer des jungen Mannes an, wenn er weiß, daß, während er ein Stück Griechisch oder Französisch übersetzt, oder während er eine mathematische Aufgabe an der Tafel zu lösen hat, schöne Augen auf ihn gerichtet sind, deren spöttischer oder bewundernder Ausdruck ihm durchaus nicht gleichgültig sein kann. Der Fleiß der Mädchen ist drüben, genau wie bei uns, größer als der der Knaben und hat etwas Ansteckendes für den von Natur trägeren Mann.

Es ist ein schönes Bild, wenn man im fernen Westen eines jener kleinen Colleges besucht, wo mit oft geringen Mitteln so eifrig und voll Ehrgeiz gestrebt wird, es den besser fundierten Hochschulen des Ostens gleichzutun. Es ist ein Bild voll Zukunft: diese lernbegierigen jungen Menschen, Mädchen und Knaben, zu den Füßen des Lehrers, der wie sie ein Kind des Volks, selfmade durch und durch, weniger gelehrte Autorität als rüstiger Pionier scheint. Vielleicht ist er minder angefüllt mit Wissen als unsere Dozenten, aber er besitzt Gaben, die zum Aufbrechen von Neuland wichtiger sind, nämlich: Begeisterung, Frische und den naiven Optimismus seiner Rasse.

In den Anfangsstadien der Wissenschaft, wie hier, ist das gemeinsame Schöpfen beider Geschlechter aus einem Borne nur ersprießlich. Es wirkt anregend auf alle Beteiligten. Sobald jedoch die Wissenschaft zum

Selbstzweck erhoben wird, wie es in den älteren Universitäten des Landes mehr und mehr geschieht, scheidet das weibliche Element ganz von selbst aus. Amerikanische Psychologen, welche Erfahrungen mit der Gemeinerziehung gesammelt haben, erklären, daß die Mädchen anfangs den Knaben weit voraus seien, daß sie, so lange es gelte, nur Wissensstoff aufzunehmen, gut mit fortkämen; sobald aber das selbständige Urteilen, das Anwenden des Erlernten oder gar die Kritik, kurz, die eigentliche Forscherarbeit begönne, hole der Jüngling das Mädchen unbedingt ein. Das Weib kommt dann gewissermaßen auf einen toten Punkt, auf dem ihr gesättigter Geist ruhig verharrt, während die männliche Begabung in der härteren Luft der freien Forschung erst ihre Schwingen zu entfalten beginnt. Hier ist also von der Natur selbst ein deutlicher Wink gegeben, wo die Grenzen weiblicher Begabung liegen, und die Mahnung zugleich, weise dort Halt zu machen, wo ihre Überschreitung Unnatur bedeuten würde.

Dem aufmerksamen Beobachter amerikanischer Frauen wird nicht entgehen, daß sie Realistinnen sind, aber er wird deshalb nicht behaupten wollen, daß das Weib drüben unweiblich sei. Sie zeigen in Tugenden und Fehlern, in Art und Unart, in Hingeben und Versagen das angeborene Wesen ihres Geschlechts. Ihr Eifer, es dem Manne auf allen Gebieten gleich zu tun, hat sie nicht zu Hausfrauen verdorben. Allerdings haben sie von der Häuslichkeit eine etwas andere Auffassung als unsere Frauen; aber das liegt in der sozialen und wirtschaftlichen Entwickelung Nordamerikas begründet, die natürlich auch das Haus und seine Einrichtungen beeinflußt hat. Es gibt auch ein amerikanisches Ideal des Familienglücks, und die tüchtige Frau

weiß es ihrem Manne und ihren Kindern zu bereiten, mag sie nun an einem College graduiert oder nur die Volksschule besucht haben.

Der Umstand, daß das Recht ihr die Vermögensverwaltung und die Vormundschaft über ihre Kinder gibt, ferner die ihr offenstehende Möglichkeit, ihre Ansichten in Schul- und Kirchensachen zur Geltung zu bringen, das politische Wahlrecht, das ihr in einigen Staaten und Städten zukommt, haben sie nicht dazu verführt, Mißbrauch mit solchen Freiheiten zu treiben.

Die Frauen der Neuen Welt haben mehr Zeit als ihre durch die Wirtschaft meist stark in Anspruch genommenen deutschen Schwestern, und sie konnten sich daher auf einige Gebiete werfen, die mit der eigentlichen Häuslichkeit nichts zu tun haben. Den Lehrberuf haben sie stark überschwemmt, Kunst und Literatur sind ihre Domäne. Sie lesen viel und sind über alles Wissenswerte weit besser unterrichtet als die Männer. Ausgenommen von ihrem Interesse ist nur das Geschäftsleben, das gern dem Gatten überlassen wird. Bei ihnen findet man am ersten das, was sie drüben »Refinement« nennen, eine Mischung von Geisteskultur, Geschmack und Lebensart. Literarisch sind sie äußerst fruchtbar; das Schrifttum hat durch sie auf manchen Gebieten, so in der Zeitungslyrik und in der Short Story ein geradezu weibliches Gepräge erhalten. Es verhält sich hier aber ähnlich wie in der Wissenschaft; die Frau besitzt schöne, vielversprechende Gaben, deren Grenzen jedoch schnell erreicht werden. Der Mangel an Originalität und Tiefe und der Zug zum Dilettantismus, der uns an der modernen amerikanischen Unterhaltungsliteratur so auffällt, muß wohl mit darauf zurückgeführt werden, daß sie zum großen Teil für

Frauen und zum nicht geringen von Frauen geschrieben wird.

Manche wollen in dem Vorherrschen der Frauen auf so vielen Gebieten eine öffentliche Gefahr erblicken. Ungewöhnlich erscheint es ja allerdings, daß die jungen Leute bis zum achtzehnten Jahre fast ausschließlich von Frauen erzogen werden. Auf den werdenden Mann kann Frauenunterricht unmöglich gleich anregend wirken wie der von Männern erteilte. Die Gefahr muß also auf intellektuellem Gebiete bis zu einem gewissen Grade zugegeben werden; der Vorzug liegt auf dem Gebiete der Manieren und des Gemüts. Das amerikanische Leben ist rauh und hart genug; es ist daher sicher kein Schade für den Mann, wenn er in der Jugend wenigstens von den weicheren Händen der Frau geleitet wird.

Auch daß das Vordringen der Frauen in die verschiedensten Berufe sein Bedenkliches hat, soll nicht geleugnet werden. Die Unterbietung des Mannes durch billigere Frauenarbeit scheint noch nicht einmal das Schlimmste dabei. Denn die Löhne sind in Amerika hoch und vertragen weit eher eine Herabminderung als die deutschen. Auch ist die Frauenarbeit drüben für die Gesundheit minder bedenklich, weil sie eigentlich nur in Berufen vorkommt wie: Textilindustrie, Wäschebranche, Nähterei, Konfektion, Kartonage, Buchbinderei, Tuchkämmerei, Zwirnerei, die durch ihre mehr Geschicklichkeit und Akkuratesse als Kraft erfordernde Handhabung den Frauen an sich gut liegen. Dazu kommt die Arbeit der Telephonistinnen, Kassiererinnen, weiblichen Clarks, Stenographinnen und Typographinnen, Choristinnen und Krankenpflegerinnen; Dinge, die ebenfalls von Frauen recht wohl versehen werden können. Das Bedenkliche liegt mehr darin, daß die Frau durch

die Arbeit außer dem Hause von der Familie abgezogen wird. Von diesem Gesichtspunkte aus gesehen wirkt die Fabrikarbeit viel ungünstiger, als die bei den Amerikanern so sehr verpönte und als ein Rest von Barbarei betrachtete Arbeit der Frauen auf dem Felde. Die Fabrikarbeit geht das ganze Jahr durch und ist mechanisch, die Feldarbeit ist an die Jahreszeiten gebunden, bietet aber innerhalb dieser mancherlei Abwechselung. Ganz sicher jedoch lockt die Arbeit in Feld und Garten nicht so von Haus und Herd weg und kann mit der Führung häuslicher Geschäfte viel eher verbunden werden, als zum Beispiel die alle Kräfte absorbierende Bedienung mehrerer Webstühle. Aber in diesen Dingen spielt die Mode eine große Rolle. Feldarbeit gilt für unfein bei den Frauen; gegen jede Art persönlicher Dienste hegen sie drüben eingefleischten Widerwillen. Die amerikanischen Farmersfrauen und Töchter werden sich niemals mit der Feldbestellung abgeben, ebensowenig werden die Töchter des städtischen Proletariats Dienstbotenstellungen annehmen, außer durch die größte Not gezwungen.

So haben wir bei der Berufswahl der Frau zwei Tendenzen nebeneinander herlaufen: einmal das Frauenstudium, das ins Lehrfach führt, und die mehr mechanischen Arbeiten in Bureau und Fabrik. In beiden Fällen wird das junge Mädchen frühzeitig selbständig gemacht, so daß die Begründung eines Hausstandes für sie stark an Reiz verliert; die verheiratete Frau aber wird von der Häuslichkeit abgezogen. Die Ehen werden auf diese Weise seltener und kinderärmer. Denn Wochenstube und Kinderpflege bedeuten für die Frau, die sich ihr Brot verdienen muß, schwere Last.

Viele uns in der Neuen Welt fremd anmutende

Erscheinungen erklären sich aus der Sucht nach Gleichheit, die durch das ganze amerikanische Leben geht, jeder will so gut sein und so vornehm wie der andere. Auch in der Frauenwelt kommt das zum Ausdruck. Der Unterschied zwischen Dame und Nichtdame, in Europa so auffällig schroff, ist drüben, wenn auch nicht völlig verwischt, so doch stark gemildert. Die Töchter der Farmer ziehen sich genau so modisch an und haben dieselben Gewohnheiten und Unterhaltungen wie die Stadtdamen. Volkstrachten, die bei uns doch noch hie und da erhalten sind, hat es drüben niemals gegeben. Die Dienstboten suchen es am Feiertage ihren Herrschaften gleich zu tun in Toilettenaufwand. Es fällt jedem Fremden auf, wieviel Wert drüben die Mädchen der unbemittelten Klasse auf Zahnpflege und Haartracht legen und wieviel Geschmack sie oft in der Wahl ihrer Kleidung beweisen.

Die Sucht der Gleichmacherei möchte am liebsten auch die Verschiedenheit der Geschlechter aus der Welt schaffen; aber, Gott sei Dank, hier wird ihr von der Natur ein nicht mißzuverstehendes Halt! zugerufen. Auch die Amerikanerin ist eine Tochter Evas. Ihr Charakter ist genau so widerspruchsvoll und schwer zu ergründen wie der ihrer Schwestern in der Alten Welt.

Sie scheinen herausfordernd, und man weiß doch, daß sie in Wirklichkeit eher zurückhaltend sind. Sie gehen bis zum Äußersten scheinbarer Koketterie und Genußsucht und wissen doch ihr Temperament kurz vor der Grenze des Verhängnisvollen zu zügeln. In ihren Zügen spiegelt sich eine feine, allem Schönen offene Seele, dabei spricht ihr Körper von Sinnlichkeit und animalischer Kraft. Sie sind nüchtern und prosaisch, mystisch und phantasievoll in einem; sie vereinigen das

Raffinement der Weltdame und hausfrauliche Solidität in wunderlicher Mischung. Sie legen bei vielen Gelegenheiten Freimut und Größe der Auffassung an den Tag, und doch stecken sie voll Aberglauben und Einbildungen, fallen nur zu leicht auf Mystifikationen und Schwindel herein. Bei scheinbarem Freisinn huldigen sie in gesellschaftlichen Dingen hyperkonservativen Anschauungen; sie sind es vor allem, die trotz der demokratischen Verfassung mit allem Aristokratischen liebäugeln. Wo sie das politische Wahlrecht besitzen hingegen, haben sie sich mit Vorliebe der radikalen Richtung angeschlossen.

Die Kirche hat auch in Amerika an den Frauen die treueste Stütze. In ihrem Haß gegen Andersdenkende pflegen sie fanatisch zu sein. Duldsamkeit kennen sie nur dort, wo ihr Herz engagiert ist. In ihrer Lebensführung herrscht Klugheit und, wo es nötig, ernste Arbeitsamkeit, und doch haben sie die harmlose Munterkeit der Kinder nicht verloren. Sie treten im öffentlichen Leben selbstherrisch auf und glauben im Kampf um Emanzipation und Frauenrechte ihre Geschicke bestimmen zu können; in Wahrheit kommen sie doch nicht vom Manne los bei noch so selbstbewußtem Gebaren. Sobald sie die Grenzen ihres Naturells überschreiten, geraten sie in Zerfahrenheit hinein und jagen, wie Ibsens Frau vom Meere, allem nach, „was lockt und zieht".

Nirgends sieht man es so deutlich wie an den Frauen, daß sich in Nordamerika eine von allen anderen Völkern der Welt verschiedene Rasse herausbildet. Man wird die Amerikanerin nie mit der Engländerin, der Französin, der Deutschen verwechseln. Sie hat ganz bestimmte typische Züge entwickelt in der äußeren Erscheinung, im Gang, in der Haltung, der Sprechweise,

der Toilette. Keine Frau der Welt versteht es heutzutage, sich so vorteilhaft anzuziehen, wie die Amerikanerin. Sport, peinlichste Reinlichkeit, Bewegung im Freien haben ihren Körper gekräftigt. Alle triumphierenden Eigenschaften des Geschlechts sind stark an ihr entwickelt. Aber andererseits haben auch wieder die Unrast des Lebens, die Anstrengungen der Geselligkeit oder des Studiums Spuren von Nervosität und selbst von Blasiertheit in ihren Zügen hinterlassen. Junge Greisinnen sind nichts Seltenes. Ganz verloren gegangen ist die bei uns sprichwörtliche „Anschmiegsamkeit" der Frauennatur; drüben ist das Weib kein Efeu, der sich um irgendeinen Stamm rankt, auch nicht ein Veilchen, das sich begnügte, im Verborgenen zu blühen. Im Gegenteil, das Leben hat sie auf einen weithin gesehenen Platz gestellt. In der Gesellschaft spielt die Frau die erste Rolle. Ihr Einfluß reicht tief in viele Lebensverhältnisse hinein.

Schön ist es von ihr und ein Zeichen für ihren Stolz, daß sie sich in keinem Stande hat zum Haustier erniedrigen lassen. Eher scheint sie in das entgegengesetzte Extrem verfallen zu wollen, sich allzusehr verwöhnen zu lassen; vielfach ist sie geradezu Luxusartikel geworden. Auch in der Neuen Welt werden noch immer die größten Torheiten, Frauenlaune zuliebe, begangen.

Das weibliche Geschlecht in der Vielseitigkeit seines Wesens bringt Farbe und Abwechselung in die Monotonie des amerikanischen Gesellschaftslebens. Die Männer in ihren Fräcken, deren totes Schwarz nie von einer Uniform oder anderen Standesabzeichen unterbrochen wird, tragen nur das äußere Gewand ihres bürgerlich nüchternen Wesens allzudeutlich zur Schau. Der normale

Yankee ist Geschäftsmann; selbst die Politik betreibt er unter geschäftlichen Gesichtspunkten. Wissenschaft hat für ihn nur Sinn, wenn mit ihrer Hilfe etwas Praktisches zu erreichen ist. Literatur ist er geneigt mit der Zeitung zu verwechseln. Kunst pflegt er höchstens als Sammler. Es fehlt der Männerwelt jede feinere Abschattierung. Man kann sich mit amerikanischen Männern ausgezeichnet unterhalten; aber auf die Dauer geht es einem mit ihnen wie mit den Yankee-Zeitungen: wenn man ihrer hundert gelesen hat, merkt man, daß sie alle dasselbe sagen.

Hier liegt für die Zukunft die große Mission des amerikanischen Weibes. Die Frau darf nicht dabei stehen bleiben, sich selbst nur zu schmücken und ihre Gaben zu entwickeln; sie muß auch den Mann verfeinern helfen, muß ihn zu den Schätzen der Kultur in Wissenschaft und Kunst führen, die diesem Volke im höchsten Sinne noch nicht erschlossen sind. Sie muß ihn aus seiner geschäftlichen Einseitigkeit herausreißen und ihn lehren, vollwertig zu leben.

Erziehung.

Die Freiheit des Denkens und Handelns, die auf die Stellung der Frauen in Amerika einen so günstigen Einfluß ausgeübt hat, spielt ebenso wie ihre Schwester, die Gleichheit, in der Erziehung der Jugend eine bedeutsame Rolle. Die Yankees sind eine frühreife Rasse; sie sind stolz auf diese Arteigenschaft und unterstützen sie. Mit Unrecht! Die Natur lehrt an hundert Bei-

spielen, daß frühe Reife und früher Verbrauch Hand in Hand gehen. Auch bleibt bekanntlich gerade bei den edelsten Tiergattungen das Junge am längsten hilflos, während die niedere Art sogleich fix und fertig im Leben steht. Aber der Yankee hat nun einmal den Drang in sich, die Natur zu vergewaltigen; er ist im höchsten Grade ungeduldig, kann das ruhige Ausreifen der Früchte nicht abwarten. So bricht er denn auch die zarte Knospe der Jugend viel zu zeitig auf. Gewiß ist es sehr gut, wenn junge Menschen früh dazu erzogen werden, sich selbst zu helfen. Aber es ist etwas anderes, ein Kind zur Selbständigkeit systematisch erziehen und etwas anderes, ihm jeden Willen lassen; etwas anderes, die Eigenschaft des werdenden Menschen schonend unterstützen, und etwas anderes, seine Unarten als Originalität bewundern. Freiheit ist gut für den, der sie zu gebrauchen versteht; dieser bis zum Gemeinplatz wahre Satz gilt für Völker wie für Stände und Lebensalter. Das Maß der Welt nimmt sich die kindliche Seele vom elterlichen Hause. Sich zu fügen muß der Mensch doch einmal lernen, wenn nicht einem sichtbaren Herrn, dann doch sicher seinem Schicksal. Das wird ihm am leichtesten gemacht, wenn er früh in den milden Formen des elterlichen Regiments die Grenzen erkennen lernt, welche der Schrankenlosigkeit des einzelnen gesteckt sind.

Jungamerika aber wird von Haus aus erzogen, als wäre es allein da im Universum. Das gibt den Jungens jene »smartness«, die der echte Yankee so bewundert an seinem Sprößling. Nichts wird Kindern versagt; verlangt ein Baby nach Ice-cream, so muß es Ice-cream haben. Dem kindlichen Auge wird nichts verhüllt; in den Stock yards von Chicago sah ich halb-

wüchsige Kinder, denen von ihren Eltern das grausame Schauspiel jener Massenabschlachtung von Schweinen, Rindern und Hammeln geboten wurde, das selbst Erwachsene, wenn sie nicht abgestumpft sind, anzuekeln pflegt. Jedes Vergnügen, jeden Zeitvertreib müssen die Kleinen zeitig kennen lernen. Kinder nicht als Leser allein, nein, als Herausgeber von Zeitungen, Liebeleien zwischen Knabe und Mädchen, halbwüchsige Jungens, die in Fonds spekulieren, das sind so einige der gröbsten Auswüchse dieses Systems. Die Respektlosigkeit, mit der Kinder gegen Erwachsene auftreten, der burschikose, kaum noch kameradschaftlich zu nennende Ton, in dem Knaben mit ihren Vätern verkehren, befremdet den an die patriarchalischen Formen des Elternhauses gewohnten Deutschländer aufs äußerste. Am schlimmsten sieht es darin in den Häusern der vor noch nicht allzu langer Zeit Eingewanderten aus. Man hat in dem Bewußtsein, im Lande der Freiheit zu sein, mit dem Zopf der Heimat auch ihre guten Sitten über Bord geworfen, und im Drange, sich nur ja recht schnell zu amerikanisieren, jene Yankee-Eigenschaften angenommen, die am meisten in die Augen fallen, aber nicht die besten sind: Ungeniertheit, Leichtsinn, Sichgehenlassen und Disziplinlosigkeit.

In den guten Familien älterer Abstammung sieht es darin schon viel besser aus. Da begegnet man wohl jenem auf kindlicher Achtung und Verehrung und elterlicher Fürsorge beruhenden Verhältnis, das die naturgemäße Atmosphäre schafft, in der die Erziehung gedeihen kann. Man darf also hoffen, daß die verderbliche Affenliebe vieler Amerikaner für ihren Nachwuchs nur ein Jugendfehler ist dieses Volkes, den es mit wachsender Reife abstreifen wird.

Mancherlei Schwächen des amerikanischen Charakters kann man aus dem verfehlten Verhältnis der Kinder zu den Eltern, der Jugend zum Alter überhaupt ableiten. Menschen, die nicht den Imperativ der Pflicht in der Jugend kennen gelernt haben, werden geneigt sein, auch im späteren Leben über Gesetz und Ordnung hinwegzuspringen, brutal ihr Interesse dem der Mitmenschen voranzustellen. Egoismus, Anmaßung, Gefühlsroheit, Leichtfertigkeit sind dem Durchschnitts-Amerikaner nicht immer fern. Aber auch der Mangel an Pflicht und historischem Sinn, das Yankee-Protzentum, ziehen Nahrung aus der Verwöhnung im Elternhause und aus jener Arroganz, die der unreife Mensch sich dort hat angewöhnen dürfen.

Einige von diesen Fehlern werden allerdings korrigiert durch die Schule, aber nicht alle; denn auch in die Schule pflanzt sich jene Auffassung fort, daß man dem Kinde nur das bieten solle, was es sich wünscht. Ein an sich wahrer Gedanke liegt darin, nämlich der: Behandle einen Menschen früh als selbständiges Wesen, so wird er es sein. Das amerikanische Erziehungssystem ruht auf der, auch der Konstitution zugrunde liegenden echt demokratischen Auffassung, daß alle Menschen gleich geboren sind und darum gleich behandelt werden müssen. Die Abwesenheit von Kastengeist und Standesunterschieden im Volke erleichtert die Aufgabe der Schule ungemein. Mit Ausnahme für die Farbigen, die ja, in der Theorie zwar nicht, wohl aber in der Praxis, als Menschen zweiter Ordnung behandelt werden, gibt es für alle Bürger der Vereinigten Staaten nur die eine allgemeine Volksschule über das ganze Land. Bei uns wird ein Rittergutsbesitzer nur ungern seine Kinder die Dorfschule besuchen

lassen: Söhne von Offizieren, höheren Beamten und Universitätsprofessoren wird man selten in den städtischen Bürgerschulen antreffen. In Amerika sitzt der Sohn des allmächtigen Eisenbahnmagnaten neben dem eines Kondukteurs; und vielleicht wird der Sohn des Kondukteurs einmal Präsident, während der andere am entgegengesetzten Ende der sozialen Leiter anlangen mag. Unsere Schule bereitet die Schüler von vornherein auf einen ganz bestimmten Stand vor und weckt sogar in einzelnen Fällen, zum Beispiel im Kadettenhaus und in der Ritterakademie, in den Lehrerseminaren, den katholischen Klosterschulen, den Kaufmannsschulen und anderen Fachinstituten mit Absicht und Vorbedacht das Standesbewußtsein, ja ausgesprochenen Berufsstolz, wenn nicht Kastengeist. Die amerikanische Schule sucht ihr Ziel in der Einheitlichkeit, sie will möglichst viele tüchtige, ähnlich denkende, gleichfühlende Bürger für die Union erziehen.

Verschieden wie das Ziel sind die Mittel; die amerikanische Lehrmethode weicht stark ab von der unsrigen. An Stelle der Autorität des Lehrers und der Schuldisziplin tritt Beispiel, Überredung und der Appell an die Vernunft der Zöglinge. Man nimmt an, daß die im Kinde schlummernden sozialen Triebe, wenn sie nur geweckt und gepflegt werden, mit der Zeit die antisozialen überwachsen werden. Vor allem rechnet man mit dem Common Sense des Menschen. Nicht der Eingriff der Erwachsenen mit Strafen, sondern die Erfahrung, daß das Böse Nachteile im Gefolge hat, soll das Kind anleiten, früh das Rechte zu wählen. Man sucht den Ehrgeiz anzustacheln, darum werden Preise verteilt, und mit Auszeichnung an die Tüchtigsten wird nicht gegeizt. Im Ehrgefühl sieht man einen

wichtigen Helfer der Selbsterziehung. Daher wird den Kindern die denkbar größte Freiheit der Bewegung und der Meinungsäußerung gelassen. Die Unterhaltung über allgemeinverständliche Dinge in Form der Diskussion tritt schon früh an Stelle des Einpaukens. Die Zöglinge werden dazu angehalten, sich gegenseitig zu kontrollieren. Auf der untersten Stufe der Erziehung, dem „Kindergarten", ist Lärmen, Singen, Sich-balgen sogar im Klassenzimmer erlaubt; wenn es gar zu toll wird, weiß die Lehrerin durch ein geschickt in den Lärm hineingerufenes Wort, ein Bilderbuch, eine Zeichnung die Neugier der Kleinen zu erregen. Sofort ist alles still, und wer etwa noch weiter stören wollte, wird durch die anderen jungen Republikaner schnell zur Ruhe gebracht. So wird auf die einfachste und harmloseste Weise den Kindern früh ein Begriff von parlamentarischer Ordnung beigebracht.

Das Ziel ist bereits im Anfangsstadium klar zu erkennen: man will Demokraten erziehen, Menschen, die sich im späteren Leben selbst regieren sollen. Darum erinnern die Elementarschulen drüben, trotzdem der Yankee bekanntlich abgesagter Feind alles militärischen Drills ist, doch in manchem an unsere Kadettenanstalten. Die Ähnlichkeit liegt in der zielbewußten Einseitigkeit, mit der man alle Begabungen und Individualitäten der einen Idee unterordnet, und in der Energie, mit der ein eng umgrenztes Ideal angestrebt wird. Dieses Ideal heißt für Amerika: Soldaten des öffentlichen Lebens heranbilden.

Deutlich tritt dieses Streben zutage in einer Einrichtung, die man an manchen Volksschulen findet: in der „Schulstadt". Während an unseren Knabeninstituten Schülerverbindungen aufs strengste untersagt sind, werden

hier unter Billigung, ja Mitwirkung der Lehrer, Komitees gebildet, Vorsitzende gewählt, Sitzungen einberufen, Reden gehalten, Debatten eingeleitet, Resolutionen gefaßt, und so schon in der Schule die Bataillone für die zukünftigen politischen Versammlungen und Wahlschlachten eingedrillt. Sicherlich hat dies auch etwas Lächerliches, ja Widerwärtiges. Wie in so vielem hetzen die Yankees hier einen guten Gedanken zu Tode. Es ist sehr schön, die Kinder frühzeitig mit dem Bewußtsein zu erfüllen, daß sie Mitglieder einer großen Gemeinschaft sind und daß die glücklichste Art der Verfassung die Selbstregierung ist. Aber muß man die Jugend darum mit dem vertraut machen, was nur zu oft selbst für den Charakter der Erwachsenen eine zu harte Probe bedeutet? Mit der Berufspolitik und ihren ganzen Hilfswerkzeugen! Heißt das nicht den jungen Mann allzufrüh auf den bedenklichen Pfad des Ehrgeizes und der Selbstsucht weisen? Ein höheres und reineres Ideal ist es jedenfalls, wenn es auch selten genug erreicht werden mag, das unserem humanistischen Gymnasium vorschwebt: die Entwickelung zur Persönlichkeit durch harmonische Bildung.

An Harmonie aber gerade fehlt es der amerikanischen Schulbildung. Der ganze Erziehungsgang vom Kindergarten aufwärts bis zum Kursus der »postgraduats« bleibt, so viel Gutes es auch im einzelnen enthält, doch ein nach vieler Länder Systemen zusammengestelltes Gebäude. Das Ziel mag ein einheitliches sein, die einzelnen Teile aber weisen Lücken, ja geradezu Widersprüche auf. In der High School zum Beispiel sind Ansätze vorhanden, dem jungen Menschen jene Bildung zu geben, die etwa unser Realgymnasium anstrebt, mit deren Hilfe er sich später in jedem Spezial-

fach zurechtfinden könnte. Aber diese Darbietung umfassender Kenntnisse wird wieder durchbrochen durch verfrühtes Lehren von Stoffen, die nur in die Fachwissenschaft gehören. Es entspricht der amerikanischen Auffassung, wonach der junge Mensch sich am besten selbst berät, wenn der Jugend schon früh die Wahl gelassen wird zwischen einzelnen Fächern. Dadurch kommt ein dilettantischer Zug in die Erziehung, ein Nippen von allerhand Kenntnissen und jene oberflächliche Eingebildetheit, die so leicht der Vielwisserei entspringt. Die Gefahr einer atomistischen Weltanschauung, die für die Yankees so wie so nahe liegt, wird durch einen so lückenhaften Lehrgang nur vermehrt.

Es geht im Bildungswesen wie bei so vielen Dingen in der Neuen Welt; hält man sich lediglich an den äußeren Schein, verläßt man sich gar auf jene Zahlen, welche eine durchaus nicht immer objektive Statistik angibt, so könnte man leicht zu der Ansicht gelangen, daß Amerika auch hierin an der Spitze der Nationen marschiere. Zum Beispiel hat die Statistik von 1890 für die Vereinigten Staaten einen Schulbesuch von dreiundzwanzig Prozent der Bevölkerung festgestellt, während Deutschland dem gegenüber nur neunzehn Prozent aufzuweisen hätte. Diese Statistik verschweigt jedoch, daß die Dauer des Schuljahrs wesentlich kürzer ist als bei uns, daß der Schulbesuch ein unregelmäßiger bleibt, besonders auf dem Lande, wo Kinder sich oft halbe Jahre lang der Schulpflicht entziehen. Eine ganz natürliche Folge der Kinderarbeit, die theoretisch verpönt, praktisch aber über ganz Amerika im Schwunge ist. Schließlich kommt auch ungünstig für die Vereinigten Staaten in Betracht, daß das, was im Süden und in Teilen des Westens als Schulunterricht ge-

boten wird, bei uns als völlig unzulänglich angesehen werden müßte.

Daß nicht alles so glänzend ist, wie man es dargestellt hat, beweist allein schon das zahlreiche Vorkommen von Illiteraten in den Vereinigten Staaten. Auffällig ist auch der große Altersunterschied, der oft zwischen Kindern derselben Klasse herrscht. Nur zum Teil lassen sich solche Erscheinungen erklären durch eine zahlreiche Einwanderung von Familien, die des Englischen nicht mächtig sind. Eine große Rolle spielt dabei die Unrast der viel hin und her ziehenden Amerikaner, die einmal im Osten, dann wieder im Westen, bald auf dem Lande, bald in der Stadt wohnen. Naturgemäß hat das nomadenhafte Leben der Eltern keinen günstigen Einfluß auf die Schulerziehung der Kinder.

In den meisten Staaten der Union herrscht Schulzwang. Die Bundesregierung mischt sich nicht in das Schulwesen; sie hat den einzelnen townships reiche Schenkungen gemacht zu Schulzwecken. Der Board of education ist nur eine beratende, keine Aufsichtsbehörde. Man kann die Stellung der Regierung zum Schulwesen so umschreiben: sie hilft und berät, aber sie kontrolliert nicht.

Für die Elementarfächer ist die Erziehung in Privatschulen Ausnahme. Im Stadium der Mittelschule besuchen sechzig Prozent der Schüler öffentliche, vierzig Privatanstalten. Von den Studenten und Studentinnen besuchen siebzig Prozent nicht staatliche Hochschulen.

Der Unterricht in der Volksschule ist im Prinzip frei; die Ausgaben werden durch direkte Besteuerung der Angesessenen gedeckt. Die Schulvorstände gehen aus Wahlen hervor, sie haben weit mehr zu sagen, als ähnliche Komitees bei uns, weil drüben auch hierin der

Selbstverwaltung vieles von dem übertragen ist, was bei uns der Staat besorgt. Die Schulsuperintendenten sind nicht Fachmänner, sondern Privatleute. Die Local school boards verwalten nicht nur das Vermögen der Anstalten, sie berufen die Lehrer und bestimmen sogar den Lehrgang und die Schulbücher. Diese Väter der Schule sind, da auch sie vom Stimmzettel abhängen, natürlich Vertreter der in ihrem Staate oder ihrer Stadt gerade herrschenden politischen Richtung. Von ihnen wiederum hängen die Lehrer ab. So mischt sich auch hier die Politik in Dinge, die unantastbar über allem Partei- und Koteriewesen stehen sollten. Dafür fehlt dem amerikanischen Schulwesen der verhängnisvolle Zankapfel der Konfessionalität. Auf keinem Stundenplane irgendeiner Schule ist Religion zu finden. Religionsunterricht für die Kinder zu suchen bleibt den Eltern, ihn zu erteilen den einzelnen Denominationen überlassen.

Man findet, wenn man das gesamte Unterrichtswesen der Vereinigten Staaten überblickt, drei große Kategorien von Bildungsanstalten. Die Public Schools mit achtjährigem Kursus, die Mittelschulen mit vierjährigem; sie bringen zu den Elementarfächern Algebra und Geometrie, Latein und Griechisch, neuere Sprachen, Naturwissenschaft, Weltgeschichte und Literatur hinzu. Als dritte Stufe erscheint das, was die Amerikaner mit »higher education« bezeichnen. Hier wird weniger Neues hinzugefügt, als der Versuch gemacht, zwischen den einzelnen Fächern eine Verbindung herzustellen. Dieser Grad zerfällt in sich wiederum in zwei Teile, der erste davon umfaßt das Studium im undergraduate department, der zweite mit der sogenannten postgraduate-Arbeit entspricht etwa den Spezialstudine

unserer Fakultäten und ihrer Seminare. Theologie wird besonders in den von den einzelnen Denominationen unterhaltenen Predigerseminaren studiert.

In der Volksschule wird im großen und ganzen der vorgesetzte Zweck erreicht, dem Kinde die Kenntnis jener Dinge beizubringen, die es im alltäglichen Leben unbedingt brauchen wird. Hier werden die Kleinen vor allem zu jungen Amerikanern erzogen. Das wichtigste Mittel dazu ist die englische Sprache, deren Gebrauch selbst die Kinder Eingewanderter aus nicht Englisch sprechenden Ländern schnell und für immer mit dem Stempel der Amerikanisierung versieht. Der Geschichtsunterricht, der auf dieser Stufe nur Vaterlandskunde ist, bedeutet ein weiteres Hilfsmittel, das Kind früh mit der Überzeugung zu erfüllen, daß es in der ganzen Welt nur ein schönes Land und ein großes Volk gibt: das amerikanische. Bestenfalls wird noch England in einigem Zwischenraum davon geduldet. Die übrige Welt, soweit sie überhaupt in den Betrachtungskreis gezogen wird, bleibt den Englisch sprechenden Völkern gegenüber geringfügiges Anhängsel. So wird schon durch die Schule der Keim zu Chauvinismus und Überhebung in die kindliche Seele gepflanzt, der durch die Presse dann weitere Nahrung erhält.

Dem jungen Menschen, den die Public School als halbes Kind noch, aber doch schon als in den Grundzügen fertigen Amerikaner entläßt, bietet sich nun, wenn er seine Kenntnisse erweitern will, die öffentliche High School oder auch die private Secondary School.

Diese Kategorie, die wir am besten, wegen ihrer Stellung zwischen Volksschule und Universität, als „Mittelschule" bezeichnen, erzeugt das, was uns der größte Mangel am ganzen amerikanischen Bildungs-

gang erscheinen will, den Dilettantismus. Hier wird nämlich der Boden des konsequenten Volksschulunterrichts ganz unvermittelt verlassen und ein Lehrziel gesteckt, das in vier Jahren gar nicht zu erreichen ist, vor allem nicht mit einem ungenügend vorgebildeten, schlecht bezahlten, zum größten Teil aus Frauen bestehenden Lehrermaterial. Hier steigt der zu bewältigende Lernstoff auf einmal ins Ungemessene. Neben höherer Mathematik wird alte und neue Geschichte und Literatur gelehrt. Geologie, Zoologie, Botanik, Astronomie, Physiologie machen sich den Rang streitig mit den alten Sprachen. Neben dem Englisch ist eine neuere Sprache obligatorisch; meist wird Französisch gewählt, das man dem schwereren Deutsch vorzieht. Daneben ist Gelegenheit zur Erlernung praktischer Kenntnisse gegeben, wie Buchführung, Stenographie, Mechanik. Auch die manuelle Tätigkeit wird nicht vernachlässigt.

Natürliches Ergebnis einer so reich besetzten Tafel ist, daß vieles genossen wird, aber nicht alles verdaut werden kann. Die einzelnen Fächer gehen keine rechte Verbindung ein im Geiste des Schülers, vor allem darum nicht, weil die Lehrmethode eine äußerliche und mechanische ist.

Bekanntlich tritt in den amerikanischen Schulen an Stelle des freien Vortrags durch den Lehrer das Textbuch. Der Schüler lernt sein Pensum auswendig und der Lehrer hört es ab. Verteidiger der Recitiermethode, die dem Deutschen völlig unzulänglich erscheint, behaupten, das Lernen aus dem Textbuch mache selbständig, indem das Kind früh dazu gebracht werde, das eigene Urteil zu brauchen, statt sich völlig dem Vortrage des Lehrers zu unterwerfen. — Ist nicht hier wieder ein klassisches Beispiel für jenen Hang der Yankees

zur Gleichmacherei, der alle Unterschiede verwischt, den jungen Menschen bereits früh zum Kritiker machen möchte und dabei ganz verkennt, daß nichts die persönliche Meinung mehr anregt und hervorlockt, als das Vorbild lebendiger Individualität beim Erzieher.

Höchst charakteristisch ist, was ein Verfechter des Textbuchsystems, W. T. Harris, in einem Artikel über amerikanisches Erziehungswesen anführt. Die Textbuchmethode der Schule, sagt er, sei die beste Vorbereitung des Volks für das Zeitungslesen. Aus den Zeitungen entspringe die öffentliche Meinung, und diese regiere nun einmal in unserem Zeitalter. Er hat vollständig recht für Amerika. Wer in der Zeitungszivilisation höchstes Bildungsziel erblickt, könnte gar kein besseres Verfahren ersinnen, als jenes, welches für die Persönlichkeit des Lehrers die Autorität des gedruckten Wortes unterschiebt.

Der Jüngling oder das Mädchen, die mit achtzehn oder neunzehn Jahren die High School verlassen, haben sicherlich eine Menge Lernstoff in sich aufgenommen, aber, gleiche Befähigung vorausgesetzt, werden sie schwerlich die geistige Reife unserer Abiturienten besitzen; wohl aber mag man ihnen zugestehen, daß sie für das praktische Leben besser vorgebildet sind als diese. Latein und Griechisch hat der normale High School-Abiturient gehabt, das heißt, er hat mit Hilfe des Lehrers einige leichte Schriftsteller übersetzt, aber in den Geist dieser Sprachen ist er nicht entfernt eingedrungen. Was er von Französisch und Deutsch sich angeeignet hat, wird ihm leicht werden, bald und gründlich zu vergessen. Tüchtiges hat er meist in den Realien gelernt; diese Fächer, deren praktische Verwertung

offenkundig ist, liegen dem nun einmal auf das Greifbare, Nützliche und Tatsächliche erpichten Sinn des Amerikaners am besten.

Der Unterschied zwischen Schule und Hochschule ist drüben lange nicht so ausgesprochen wie bei uns. Der Begriff University und College erscheint äußerst dehnbar und unklar; häufig werden diese Ausdrücke vermischt gebraucht. Verdächtig muß ja schon die Tatsache erscheinen, daß die Union sich rühmen darf, viele Hunderte und Hunderte sogenannter Colleges zu besitzen. Der Durchschnitt von ihnen dürfte sich bestenfalls mit der Sekunda unserer Gymnasien vergleichen. Auch hier besteht der größte Unterschied zwischen den einzelnen Teilen des großen Landes. Der Osten hat bereits einige Universitäten aufzuweisen, die in ihren Leistungen an deutsche Hochschulen heranreichen. Die kleine Stadt Cambridge in Massachusetts mit ihrem ehrwürdigen Harvard College umschwebt etwas wie ein Produkt vom Geiste Athens, Weimars und Oxfords.

Die Staaten sowohl wie die Privaten lassen es nicht an Munifizenz fehlen den Universitäten gegenüber. Man geht darin fast zu weit. Gelegenheit zum Erwerben höherer Bildung soll geboten werden, es mag kosten, was es wolle. So ist Leland Stanford University in Palo Alto unweit San Franzisko fast über Nacht in märchenhaft schöner Umgebung erblüht, mit Kirche, Bibliothek, Vorhöfen, Marmorbüsten, Blumenparterres, Professorenvillen, Klubs, fast zu üppig für eine Stätte ernsthafter Studien. So erwuchs in Chicago in zwölf Jahren eine zweite große Universität, deren Baulichkeiten heute schon eine kleine Stadt für sich ausmachen. Es vergeht kaum ein Jahr, wo nicht ein Multimillionär einen Teil seines Vermögens mit

warmer Hand oder durch Testament für solche Zwecke stiftet.

Gewiß ist es erfreulich, daß der amerikanischen Jugend auf diese Weise überreiche Bildungsgelegenheit geboten wird, aber die Freiheit der Wissenschaft und die exakte Forschung werden dabei nicht immer gefördert. Denn nicht überall überlassen die Begründer jener Anstalten diese dann ungestört der Verfolgung idealer Ziele. Begreiflicherweise haben sich die Stifter die Möglichkeit gesichert, ihren Einfluß auf die Stiftung geltend zu machen. Und wo die private Einmischung fehlt, da ist es oftmals eine Denomination, die den Geist des Instituts beherrscht und bei der Anstellung der Dozenten und der Wahl des Lehrstoffs ihre Auffassung geltend zu machen weiß. In dieser Beziehung sind unsere Hochschulen, trotzdem sie von der Landesregierung überwacht werden, selbständiger und freier als die Colleges der Neuen Welt. Vor Staatskontrolle zwar sind sie sicher, nicht aber vor der vielvermögender Sekten.

Professor Münsterberg von Havard, der im deutschen Universitätsleben ebenso zu Haus ist wie im amerikanischen, unterscheidet schärfer, als es drüben üblich ist, zwischen College und Universität. Das College sollte sich nach ihm mit dem Ansammeln von Wissen beschäftigen, die Universität, wie es bei uns der Fall, mit kritischer Würdigung und exakter Forschung. Er tadelt vor allem an den amerikanischen Universitäten, daß sie noch immer vom Geiste des College beherrscht seien, der alten Stoff ansammelt und wiederkäut, statt neue Ideen zu erzeugen. Münsterberg, ein ausgezeichneter Interpret amerikanischen Geistes, erkennt in der Unwissenschaftlichkeit der Vortragenden den Hauptgrund

dieser Mängel. Die Dozenten seien nicht originelle Forscher, nicht Meister der Methode, nicht produktive Gelehrte, sondern, bei noch so viel Spezialkenntnissen, doch nur Handlanger, abhängig von fremden Forschungsresultaten.

Man darf natürlich von einem jungen Lande, das in erster Linie praktische Fragen zu lösen hatte, nicht den hohen Stand wissenschaftlicher Methode verlangen, der als edelste Blüte jahrhundertelangen Strebens in alten Kulturländern die Forschung krönen mag.

Bei uns werden in den verschiedenen Schulen, Akademien und Universitäten Stände erzogen; das demokratische Amerika erkennt auch im Bildungswesen keine Klassenunterschiede an. Die große Aufgabe seines Erziehungsplans ist, die Massen, das ganze Volk zu erziehen. Wenn sich daher deutscher Gelehrtendünkel, wie es vielfach geschieht, über den Tiefstand amerikanischer College-Bildung lustig macht, so beweist er damit, daß er die Verhältnisse verkennt, auf denen drüben die nationale Erziehung ruht.

Daß Amerika bis jetzt keine Hochschulen von Weltruf, keine Wissenschaft von universeller Bedeutung hervorgebracht hat, ist nur zu erklärlich. Es bekam von den Völkern der Alten Welt verschiedene Bildungsideale überliefert, die von diesen Völkern selbst nicht einmal ganz verdaut worden waren. Es mußte diese Ideale mit den Anforderungen des modernen Lebens, die drüben noch viel nackter auftreten als bei uns, zu vereinigen suchen. Der große Einbruch der Naturwissenschaft in die humanistische Weltanschauung war zu verarbeiten. Dem praktischen Leben in Wirtschaft, Konfession, Politik waren bestimmte Konzessionen zu machen. Und alle diese Forderungen fanden eine

Schule ohne Tradition, ohne zünftigen Gelehrten und Lehrerstand vor. Ist es da zu verwundern, daß zunächst nichts Harmonisches herauskam? Scheint nicht dieses buntscheckige Schul- und Hochschulwesen vielmehr nur charakteristischer Ausdruck der unausgeglichenen amerikanischen Kultur überhaupt zu sein? Sind nicht die unzähligen Colleges for women, State Universities, Colleges of liberal arts, wahllos über das ganze Land verstreut, mit dem massenhaften Bildungsstoff, den sie in unvollkommener Methode breitwerfen, Parallelerscheinungen zur amerikanischen Industrie, Kunst, Literatur, Presse, deren Stärke auch in der Massenhaftigkeit liegt, nicht aber in Verfeinerung oder gar im Vertiefen. Es weht rauher Pioniergeist über diesen kleinen, primitiv ausgestatteten Colleges des Westens, die, der Zivilisation voraneilend, zunächst nur wie leichte Zeltlager der Wissenschaft erscheinen; ähnlich entsteht erst ein Kamp im Urwald oder auf der Prärie, wo sich später eine große Stadt mit soliden Gebäuden entwickeln mag.

Einzelne Universitäten haben sich, wie gesagt, längst aus dem Rohesten herausgearbeitet, und gerade diese, wie Harvard, Yale, Columbia, Cornell University und andere mehr werden stark besucht und beginnen eine bedeutsame Rolle im Leben der Nation zu spielen. Es ist nicht gleichgültig, auf welche Seite sich diese großen Zentren des Wissens und der aufstrebenden Intelligenz in den Fragen stellen, welche die Volksseele in der Tiefe berühren. Männer aus den verschiedensten Kreisen sind stolz darauf, sich »graduates« von Harvard oder einer anderen bekannten alma mater nennen zu dürfen.

Immer deutlicher erkennbar hebt sich die Arbeit der postgraduates, also die selbständige Forscherarbeit der

Seminare, Laboratorien, Observatorien und Bibliotheken von der mehr schülerhaft rezeptiven der undergraduates ab. Dazu kommt die Arbeit an den Anstalten, die für besondere Professionen vorbereiten, die Law Schools für die Juristen, die Medical Schools für die Ärzte, die Theological Schools für die Geistlichen. Diese Hochschulen, die früher sehr geringe Anforderungen stellten, heben sich stetig mit dem Niveau der Colleges, von denen sie die größere Zahl ihrer Studierenden bekommen. Die Schools of Technologie nehmen eine Stellung für sich ein; sie sind Stätten, an denen für die großen industriellen, technischen und kommerziellen Unternehmungen des ganzen Kontinents das nötige Heer von Ingenieuren, Technikern, Physikern und Architekten vorgebildet wird. Hier, wo nicht so sehr wissenschaftliche Tiefe und spekulative Veranlagung gefordert wird, aber um so mehr praktischer Blick und Sinn für das Reale, ist die eigentlich amerikanische Veranlagung recht an ihrem Platze.

Auf allen Hochschulen, mögen sie nun mehr für das praktische Leben oder für die Wissenschaft vorbereiten, wird Wert darauf gelegt, die jungen Leute für die Öffentlichkeit, für das politische Leben und für die Staatsbürgerpflichten vorzubereiten. Keine Schule versäumt es, die zukünftigen Wähler in die Prinzipien der amerikanischen Verfassung einzuführen, und das College pflegt diese früh erworbenen Kenntnisse weiter. In der sogenannten Society-Arbeit übt sich der Student im Debattieren, Deklamieren und freien Sprechen. Die Yankees sind geborene Redner; ihre rhetorischen Anlagen werden in den Debating Clubs systematisch geschult.

Es wäre wunderbar, wenn in einem Lande, wo

Bildung so sehr als Mittel zum Zweck angesehen wird, nicht auch die Hochschulen für den außerhalb der akademischen Bildung Stehenden nutzbar gemacht würden. Doch hat die »university extension« bisher in Nordamerika nicht die tiefe sozialpolitische Bedeutung erlangt wie in England. Die Zusammenkünfte am Lake Chatauqua, wo jeden Sommer viele Tausende von Lernbegierigen jeden Standes, Alters und Geschlechts zusammenkommen, um den Vorträgen von wissenschaftlichen Größen zu lauschen, tragen in ihrem Umfang, ihrer Formlosigkeit und in ihrer dem Zweck vorzüglich angepaßten Organisation echt amerikanisches Gepräge.

Überhaupt ist dem Autodidakten drüben reiche Gelegenheit gegeben, seinen Bildungstrieb zu befriedigen, vor allem durch die zahlreichen öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen. Amerika scheint das Land der Büchereien werden zu sollen. Bibliotheken werden von Staaten Städten, Akademien, Denominationen, Klubs, Wohltätigkeitsgesellschaften gegründet. Mancher Großkaufmann oder Fabrikant unterhält für sein Personal eigene Lesezimmer. Andrew Carnegie hat sich das Stiften von Büchereien neben dem Dotieren von Universitäten zur Spezialität gemacht. Das amerikanische Bibliothekswesen unterscheidet sich in manchem vorteilhaft von dem unserigen. Die ganze Einrichtung ist praktischer, freier im guten Sinne, demokratischer. Jedermann kann diese durch und durch öffentlichen Institute benutzen. Die baulichen Anlagen sind durchweg großartig, dabei höchst übersichtlich, bequem und meist elegant. Die Wahl der Bücher ist keine engherzige; es herrscht der Wunsch vor, allen möglichst alles zu bieten. Die Bedienung des Publikums wird schnell und kulant besorgt. Die Bibliotheken mit ihren Lesehallen werden darum auch

erstaunlich stark benutzt, und zwar nicht bloß von den höheren Ständen, sondern ganz besonders auch von der Arbeiterklasse. Die Seuche des Leihbibliothekwesens ist drüben nicht entwickelt, weil die Büchereien gelehrte sowohl wie belletristische Werke auch außer dem Hause verleihen.

Der Yankee hegt großen Respekt vor der Bildung. Er weiß, daß »refinement« unerläßlich ist für jeden, der in der Gesellschaft eine Rolle spielen will, daß Bildung die Türen öffnet zu den wichtigsten Stellungen und Berufen. Der jedem echten Amerikaner angeborene Drang, etwas zu erreichen, der Zug, der durch das ganze Volk geht, nach vorwärts, zeigt sich am schönsten vielleicht im stark entwickelten Lerntrieb der Jugend; Knabe wie Mädchen sind davon durchdrungen. Der Lerntrieb geht aber weniger auf Gelehrsamkeit, auf theoretisches Wesen, als auf Beherrschung des Stoffs, auf das Können. Es ist der Wille zur Macht, der instinktiv in all diesen jungen Menschen arbeitet, die sich während der schönsten Jahre auf die Kollegbank fesseln lassen, die im Laboratorium mit physikalischen Instrumenten, Mikroskop und elektrischer Batterie arbeiten, die im Debattierklub ihren Witz anstrengen und ihre Zunge üben, die in der Postgraduate-Abteilung den schwierigsten Spezialstudien obliegen.

Für Bildung werden die größten Opfer gebracht. Leute von geringen Mitteln wenden all ihr Erspartes auf, um wenigstens den Kindern das angedeihen zu lassen, was sie selbst nicht gehabt, dessen Mangel von ihnen ihr Lebtag schmerzlich empfunden worden ist, eben jenes, refinement.

Arme Studenten erwerben sich die Mittel für ihren Unterhalt in einer Weise, die sich bei uns schwerlich

mit der Würde des akademischen Bürgers vereinigen lassen würde: als Kellner, Holzhacker, Hausierer. Ein reizendes Beispiel solch wundervoller Unbefangenheit, die das Leben so einfach und natürlich und das Fortkommen so leicht macht, erlebte ich an einer Universität der pacifischen Küste. Dort versorgte ein junger Student die Pferde seines Professors, putzte und fütterte sie wie ein Stallknecht; als Entgelt dafür hatte er freie Wohnung und Kost im Hause des Gelehrten.

Wenn man sich die Gesichter der jungen Menschen beiderlei Geschlechts im College ansieht und vergleicht ihre Physiognomien im Geist mit denen, die man bei uns in den Oberklassen der Gymnasien und der höheren Töchterschulen sehen würde, so fällt einem zunächst auf, wieviel gleichartiger und einander ähnlicher drüben die Gestalten und Züge sind. Durch das ganze große Land geht der eine Typus: Student und Studentin, ohne jene tiefen Gegensätze zu zeigen, welche bei uns die Landsmannschaft und der Standescharakter schon an der akademischen Jugend zutage treten lassen. Man wird dort mehr Frische und eine kräftigere körperliche Entwickelung finden als bei unserem Durchschnitts-Studenten, weniger Brillen und bleiche Gesichter, mehr grobe, ausgearbeitete Hände und sonnenverbrannte Nacken. Das hängt einmal damit zusammen, daß sich drüben die Kollegbesucher auch aus Ständen rekrutieren, deren Kinder bei uns nur ganz selten studieren werden; außerdem führt der junge Mensch in Amerika außerhalb des Unterrichts ein viel ungebundeneres, natürlicheres Leben. Die Klubs sind luftig, hell, geräumig, nicht verräuchert wie unsere Bierstuben, aus denen der Besucher selten etwas Besseres als aufgeschwemmtes Fleisch und trägen Sinn heimgebracht hat. Das Trinken spielt überhaupt

eine nur nebensächliche Rolle im amerikanischen Studentenleben. Die stete Gegenwart des anderen Geschlechts wirkt auch auf die Vergnügungen und Unterhaltungen günstig ein. Oft gibt es in den Klubs gemeinsame Gesellschaftsräume für Student und Studentin, in denen getanzt und Theater gespielt wird. Am gesündesten aber kann die Jugend sich auswirken im Freien, beim Wassersport, beim Tennis oder auf dem Football-ground.

Mancherlei vermögen uns die Physiognomien dieser jungen Leute zur Charakteristik ihrer Art und ihrer Rasse zu sagen. Es fehlt den Gesichtern jene Nachdenklichkeit und tiefe Versonnenheit, die bei uns den Zügen der Jugend oft etwas Träumerisches oder auch altklug Grüblerisches gibt. Ein besonders reges Innenleben spiegelt sich selten in diesen frischen Knabengesichtern und anmutigen Mädchenköpfen wieder; sie sehen nicht aus, als ob sie sich später einmal tief in die Probleme der Menschheit versenken würden. Aber man hat keine Sorge, daß sie sich nicht gut durchs Leben finden werden. In ihren Augen liegt Nüchternheit und Lebhaftigkeit zugleich. Sie folgen mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vortrage. Weder Übersättigung noch Träumerei, Eigenschaften, die bei uns so viele Kinder der höheren Stände zu schlechten Schülern machen, legt frühzeitig ihren Lerntrieb lahm. Jung-Amerika zeigt bereits die Wachheit des Yankees, das schnelle Zufassen und Ganz-bei-der-Sache-sein, das für viele Erfolge des Amerikanismus eine Erklärung gibt.

Und diese Jünglinge und Jungfrauen kennen ein gefährliches Gift nicht, das im alten Europa in den gebildeten Kreisen sich tief in die Weltanschauung auch der Jugend eingefressen hat: die Übersättigung. Weder gesellschaftliche noch gelehrte Blasiertheit konnte in

Menschen aufkommen, die niemals gelernt haben, sich der Handarbeit zu schämen. Die Vorurteilslosigkeit, mit der drüben der akademische Bürger der Arbeit gegenüber steht, die Unbedenklichkeit, mit der er, wenn nötig, überall selbst zugreift, die richtige Einschätzung des Praktischen stellen den jungen Amerikaner hoch über unseren arbeitsscheuen Gigerl einerseits und über die überstudierten, dem wirklichen Leben entfremdeten, geistig hochmütigen Bureaukraten- und Schulmeisternaturen andererseits, jenem traurigen Produkt unserer Überschätzung des Realen.

Man hat die Jugend eines jungen Volks vor sich, die Kinder einer Rasse, die durch ihre Geschichte gelernt hat, wach und rege zu sein und das Nächstliegende zu tun. Junge Greise zu entwickeln hat Amerika noch keine Gelegenheit gehabt; freilich hat es auch noch keine Zeit gefunden, die Augen tief nach innen zu richten. Im Unterrichtswesen hat die Nation genau den Weg eingeschlagen wie im Wirtschaftsleben. Ideale Zustände vermochte man nicht zu schaffen, so begnügte man sich mit den relativ besten, die man haben konnte. Die Schule fand die Aufgabe vor, Menschen zu erziehen für dieses Land, diese Verhältnisse, diese Verfassung; die Aufgabe hat sie gut gelöst.

Jene andere größere Arbeit, die von unseren deutschen Hochschulen in bisher unerreichter Weise geleistet wird: die Wissenschaft der ganzen Welt durch freie Forschung zu vertiefen und auszubauen, diese große Aufgabe wird das Volk von Amerika vielleicht erst dann mit der ihm eigenen Energie angreifen, wenn es das Ziel erreicht hat, das ihm heute vorschwebt und das seine besten Kräfte in Anspruch nimmt: die wirtschaftliche Eroberung

der westlichen Hemisphäre und eines guten Teiles der übrigen Welt obendrein.

Gegenüber den Leistungen der Neuen Welt auf industriellem und kommerziellem Gebiete erscheint das, was sie an selbständigen wissenschaftlichen Taten aufzuweisen hat, geringfügig. Die Erforschung des eigenen Landes, seiner Natur und Urbevölkerung durch Geologie, Biologie, Meteorologie, Paläontologie, Ethnologie ist wohl als der bedeutendste Beitrag zu betrachten, mit dem Amerika bisher den Wissensschatz der Welt bereichert hat. Hier fielen die Studien der Geographen, Geodäten, Topographen, Ingenieure charakteristischerweise zusammen mit den Plänen der Politiker und den Wünschen der Kaufleute und Kapitalisten. Die Forschungsreisenden dieser Nation waren gelegentlich auch Eroberer, wie Fremont, der auf eigene Faust Krieg mit Mexiko führte und den kalifornischen Aufstand in Szene setzte.

Alle Naturwissenschaft wurde in einem Lande, das zunächst den Kampf mit der Materie im weitesten Sinne aufzunehmen hatte, früh entwickelt. Vor den technischen Leistungen der Ingenieurkunst, dem Aufschwung der Tier- und Pflanzenkunde, den Erfolgen der Landvermessung, der Nautik und Physik mußten jene Disziplinen zurückstehen, die sich mit dem Transzendentalen befassen. Keinen großen Philosophen, keinen wirklich originellen Theologen hat Amerika bisher hervorgebracht. Seine Geschichtsforscher haben auch nur das heimische Gebiet beackert, seine Nationalökonomen wären nichts ohne Adam Smith, Ricardo und Malthus. Die Philologie, vor allem die alte, spielt drüben eine geringe Rolle. Aber selbst auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, das ihnen ja liegt, fehlt es den Amerikanern an

universellen Geistern. Sie haben einen Agassiz aufzuführen, Dana, Asa Gray, Bowditch, aber Größen wie Laplace, Cuvier, Linné, Darwin, Humboldt, Helmholz können sie keine gleichwertigen Namen entgegenstellen.

Die Ursache für die geringeren Leistungen des amerikanischen Volks auf diesem weiten, der Konkurrenz aller Kulturnationen offen stehenden Gebiete ist sicherlich nicht in mangelnder Strebsamkeit des einzelnen zu suchen. Die Intensivität des Strebens an den Hochschulen ist drüben mindestens so groß wie bei uns. Und immer stärker schwillt die Zahl der jungen Amerikaner an, die im Auslande, vor allem in Deutschland, ihren Wissensdurst stillen. Schon dieses Suchen und Ausschwärmen nach der Ferne erlaubt den Rückschluß, daß das daheim Gebotene nicht alle Wünsche zu befriedigen vermag. In der Tat steht das Universitätswesen des alten Europa noch immer wie ein mächtiger Baum da, neben dem sich das der Neuen Welt ausnimmt wie ein schlanker Schößling. Die Grundlagen der amerikanischen Wissenschaft sind ja europäisch. Daher ist es nicht zu verwundern, daß sich drüben noch keine Tradition entwickeln konnte. Unsere ausgezeichnete Methode der Forschung sowohl wie des Lehrens ist es, die die jungen Amerikaner zu den deutschen Hochschulen hinzieht.

Ein anderer Grund, warum die Wissenschaft drüben nicht die Rolle spielt, wie man es bei einem so intelligenten Volke erwarten sollte, liegt in der geschichtlichen Entwickelung der Vereinigten Staaten. Von den Bürgern waren zunächst einmal andere Aufgaben zu lösen, politischer und kommerzieller Natur, die die besten Köpfe ganz in Anspruch nahmen. In einem Lande, wo die schwersten Parteikämpfe auszufechten, wo wirt-

schaftliche Umwälzungen und Krisen an der Tagesordnung sind, die alle Welt in einem fort in Atem halten, gibt es keinen Platz und keine Ruhe für die stille Studierstube des Gelehrten. Jene Interessenkämpfe vernichten jedoch nicht gänzlich das Bewußtsein von der Existenz höherer Ziele und Möglichkeiten. Es bleibt der geheime Wunsch in der Einzelseele zurück, auch in die Welt des Geistes triumphierend vorzudringen, sie sich zu unterwerfen.

Alle materiellen Erfolge können nicht die aus der Tiefe kommende stille Liebe des Yankees für geistige Güter übertäuben. Ein schöner Beleg hierfür sind jene zahlreichen Schenkungen und Stiftungen für Wissenschaft, Kunst, Kultur, die drüben von ungelehrten Leuten gemacht werden. Diese Männer haben, selbst in der Unrast und der Aufreibung des Geschäftslebens stehend, nicht die Zeit, ihren Geist zu kultivieren. Legen jene Stifter von Akademien, Museen, Bibliotheken nicht damit Zeugnis ab dafür, daß über allem, was Geld kaufen kann, doch die geistigen Güter stehen, an denen sie trotz aller sonstigen Erfolge arm geblieben sind? — Anderen wenigstens wollen sie den Zutritt zum Tempel des Wissens und Schauens ermöglicht sehen, den zu betreten es ihnen nicht an Idealismus, nur an Unterweisung gefehlt hat.

Ganz sicherlich hängt auch die schwache Bestellung mancher Forschungsgebiete in Amerika damit zusammen, daß es wenig Leute gibt, die Sinn und Lust für Spezialstudien haben. Man bedenke nur, wie in England und Deutschland die Wissenschaft durch Amateure wie Darwin, Rodbertus, Schliemann gefördert worden ist. Der nichtprofessionelle Gelehrte ist in Amerika eine beinahe unbekannte Größe.

Aber für das Brachliegen ganzer großer Gebiete wie der reinen Philosophie und Metaphysik, der theologischen Exegese und Quellenkritik, der alten Philologie und der vergleichenden Sprachwissenschaften, in denen sie wohl Nachdenker, aber keine originellen oder gar epochemachenden Forscher besitzen, muß es tiefere Gründe geben als bloß mangelnde Zeit und Gelegenheit. Es muß etwas dem Wesen des Amerikaners Eingeborenes sein, was ihn abhält, mit den ihm blutsverwandten Stämmen der Alten Welt, denen er auf so vielen anderen Gebieten erfolgreich Konkurrenz macht, auch hier in die Arena zu treten und um den edelsten Lorbeer zu ringen.

Die starke Seite des Germanen ist es von alters her gewesen, oft unter Vernachlässigung der Formseite sein Inneres auszubauen und es in Verbindung zu setzen mit dem, was über der Erscheinungswelt ist: dem Transzendentalen. Anders der Yankee! Zur Gestaltung der Außenwelt ist er großartig organisiert, aber zweierlei fehlt ihm zur Hervorbringung großer menschheitsbewegender Gedanken: die Intuition des Dichters und das organische Denken des Philosophen. Scharfsinn besitzen sie und auch Phantasie, das beweisen ihre Erfindungen; aber den Beweis sind uns ihre Forscher bislang noch schuldig geblieben, daß sie Einblick besäßen in den tiefsten Zusammenhang der Dinge.

Es fehlt ihren hervorragenden Geistern mit einem Worte das Künstlertum im höchsten Sinne. Alle unsere großen Männer von Luther über Friedrich II. und Kant zu Bismarck sind Künstler gewesen. Nicht allein, daß diese Männer ihr Leben zum Kunstwerk gestalteten, sie verstanden es auch, die inneren Gesichte so zwingend zu modeln, daß die von ihnen empfangenen Wahrheiten

zum Gesetz wurden, vor dem die Welt sich beugte. Amerikas große Männer verblassen, wenn man sie neben solche Riesen stellt. Nicht daß Washington, Franklin, Jefferson, Lincoln Geringes erreicht hätten, ihre Taten scheinen nur viel loser mit ihrer Persönlichkeit verknüpft, scheinen nicht aus der Tiefe der Natur hervorgewachsen. Sie wurden mehr von äußeren Kräften, die in der Zeit lagen, getrieben, als von jener inneren Not, die Luther den Ruf abrang: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" — Drüben ist eben das Volk im ganzen bewußter, wacher, temperamentvoller als bei uns, wenn man will genialer in seinen Instinkten, seine großen Männer aber treten nur wie ausführende Organe des Massenwillens in Erscheinung. Bestenfalls nehmen diese geführten Führer eine populäre Bewegung in die Hand, verwirklichen eine Idee, die in der Luft schwebt, aber sie stellen nicht den scharfen Kiel ihrer Sonderanschauung dem Strom der öffentlichen Meinung entgegen, wie es für den Träger jeder neuen fruchtbaren Idee in Deutschland geschichtliches Gesetz zu sein scheint.

Ich kenne nur zwei Ausnahmen. Die eine ist Emerson, der bei aller äußeren Popularität den Amerikanern als Denker noch heute im Innersten fremd und unverständlich ist. Er, der seinen Heroenkult, seinen durch und durch aristokratischen Geschmack vornehm gelassen der Meinung des Bildungspöbels entgegensetzte, muß auf den Durchschnitts-Yankee peinlich wirken. Der andere mutige Prophet, der in neuerer Zeit gegen den Strom orthodox-demokratischer Anschauung angeschwommen ist, war Henry George. Im modernen Amerika, wo die Bodenspekulation von der Regierung selbst großgezogen worden ist und wo von alters her

eine Korruption sondergleichen als Schoßkind des Kapitalismus heranwächst, war der Vorschlag der »single tax«, man mag ihn für durchführbar halten oder nicht, eine Tat weniger des Geistes als des sittlichen Willens.

Das deutsche Gelehrtenideal ist von dem amerikanischen himmelweit verschieden. Franklin, Staatsmann und Naturforscher in einem, kann als bester Typus des amerikanischen Gelehrten großen Stiles gelten. Ein Mann, dessen Interessen vor allem dem äußeren Leben galten, der sich nicht durch tiefes Denken, durch Intuition oder ein originelles System, sondern durch praktische Erfindungen und die Bewährung bürgerlicher Tugend die Unsterblichkeit gesichert hat. Ihm gegenüber steht ein Zeitgenosse Kant als Vertreter edelsten deutschen Gelehrtentums. Der unscheinbare Mann, der nicht über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausgekommen ist und der von seiner engen Studierstube aus doch eine Revolution der Logik wie des sittlichen Empfindens angestiftet hat, deren Kreise noch lange nicht zum Stillstand gekommen sind. Erscheinungen, kleiner zwar, aber von gleicher Wesensart wie der Weise von Königsberg, sind nicht selten in der deutschen Gelehrtenwelt. Solch ein Mann, um einen für viele anzuführen, war Gustav Fechner in Leipzig. Unbekümmert um den Lärm des Tages, den Blick nach den Sternen gerichtet, hat Fechner der Welt ein Kind seines Geistes nach dem anderen geschenkt. Und so fern lag ihm alle Reklame, daß man erst jetzt, wo er schon über ein Jahrzehnt von uns genommen ist, anfängt, die Barren echten Goldes neu zu entdecken, die dieser schlichte Schatzgräber in einem langen, arbeitsvollen Leben angesammelt hat.

Solche Erscheinungen sind in Amerika unmöglich. Erstünde dort ein Fechner, er würde sich nicht ausleben können. Der Yankee ist viel zu sehr Erfolgsanbeter auch auf geistigem Gebiet, um ein Leben Fechnerischer Selbstlosigkeit, Bescheidenheit und Zurückgezogenheit, das im Dienste der reinen Forschung restlos aufging, würdigen zu können. Das oft nicht unbeträchtliche positive Wissen amerikanischer Gelehrten gleicht einer äußerlich angeklebten prunkvollen Straßenfassade, nicht einem traulichen Familienhaus, welches sich der Eigentümer von Grund aus selbst aufgerichtet hat. Es ist charakteristisch, daß die bedeutendsten Wissenschaftler, die Amerika besitzt, ihre Popularität vor allem öffentlichen Vorträgen verdanken, in denen sie — für hohes Honorar natürlich — ihre Forschungsresultate einem großen Publikum mundgerecht machen. Hierzulande wird sich ein Gelehrter seinen Befähigungsnachweis nicht von der Menge holen, sondern nur von seinesgleichen ausstellen lassen.

Die Achtung vor der exakten Wissenschaft ist nicht groß jenseits des Atlantischen Ozeans. Der Yankee erscheint auch in dieser Beziehung schnellebend und ungeduldig. Er kann den Zweck philosophischer Spekulation, abstrakter Systeme, logischer Deduktion nicht sehen; er will immer gleich praktische Resultate haben. Daß diese Resultate an ganz anderer Stelle, oft erst nach Jahren zutage treten: in der Schulung der Jugend, in den Gedankengängen und Taten einer ganzen Generation, daß übersinnliche Wahrheiten immer erst von wenigen erkannt werden, um dann langsam, aber sicher, in die breiteren Schichten hinabzusickern, geht seinem Utilitarierschädel nicht ein. Erfindungen wie die eines Morse oder Edison sind für ihn groß, weil handgreiflich und nutzbringend.

Oberflächlichkeit äußert sich ja nur zu gern im Hochmut. Die Amerikaner sind sehr stolz auf ihre Wissenschaft, und nur selten einmal findet man drüben die Tatsache anerkannt, daß ihre Resultate auf europäischer Grundlage ruhen. Weil er vieles kann, glaubt der Yankee alles zu verstehen und zu können.

Er wird noch Bescheidenheit lernen müssen, jenes stolz-schlichte Bekennen des: „Ich weiß, daß ich nichts weiß!" ehe er zu den Hallen Zutritt erhalten kann, wo selbstlose Forscherarbeit vom Suchen zum Schauen gelangt.

Kunst.

Fast dieselben Gründe, die die Wissenschaft in Amerika noch nicht zu der der Intelligenz dieses begabten Volks entsprechenden Entfaltung haben kommen lassen, halten dort auch die Kunst im Zustande des Blütenansatzes zurück.

Es ist und bleibt eine der außerordentlichsten Erscheinungen im amerikanischen Gesellschafts- und Volksleben, daß ein vorgeschrittenes, auf anderen Gebieten hochstrebendes und nach allen höchsten Ruhmestiteln ehrgeizig greifendes Geschlecht ein Dasein auf die Dauer zu ertragen vermag, das die Kunst wohl als äußeren Zierat kennt, nirgends aber als Ausdruck innerer Anschauung und tiefquellenden Seelenbedürfnisses betätigt, wie es hierzulande in der Musik durchweg und der bildenden Kunst und Literatur gegenüber doch wenigstens bei denen der Fall ist, die zu bewußter Würdigung der Daseinsharmonie erwacht sind.

Hier bleibt eine unbeschriebene Seite, mehr noch: eine störende Einseitigkeit am amerikanischen Charakter, die um so schreiender wirken, je gewaltiger sich drüben Reichtümer auftürmen, je verfeinerter die Genüsse werden und je anspruchsvoller der einzelne dem Leben gegenüber steht. Die Zivilisation bekommt bei allem Raffinement, das ihr sonst eignet, durch diese eine Lücke etwas von der Unausgeglichenheit des Parvenuhaften, um nicht zu sagen von moderner Barbarei. Es ist mehr als letzter Schliff und Politur, was dadurch, daß er noch kein seelisches Verhältnis gefunden hat zur Kunst, dem Amerikaner entgeht; es ist etwas, das einem nationalen Charakterfehler gleichkommt; es weist auf jenen ärgsten Mangel des Amerikanismus hin: den Mangel an Tiefe und an Verinnerlichung.

Ein solches Manko kann natürlich durch jenes refinement, das ja der Traum ist jedes bildungsstrebenden Yankees, nie und nimmer ersetzt werden. Für den, der durch die noch so elegante Maske feiner Kleidung, weltmännischer Gewandtheit und guter Manieren hindurch nach der Bildung des Geistes und Gemüts auszuspähen gewohnt ist, bleibt der typische Yankee doch ein Outsider der höchsten Kultur, mag er den Durchschnitts-Deutschen zehnmal übertreffen in der Modernität seiner Toilette, in Beweglichkeit, Redegewandtheit und Lebensklugheit.

Die beste Entschuldigung für den Amerikaner ist hier wie in so vielem anderen, daß Volk und Gesellschaft noch jung sind. Wie sollte sich die Kunst normal haben entwickeln können in einem Volke, das eine eigentliche Kindheit niemals gehabt hat! Die Erfahrung hat bisher gelehrt, daß bei Kindern wie bei Völkern die künstlerische Phantasie zu den ersten Äußerungen des

erwachenden Selbstbewußtseins gehört. Kunst, die nicht irgendwie in der Vergangenheit des Stammes wurzelte, hat es bisher noch nirgends zu eigenartigen oder gar dauernden Schöpfungen zu bringen vermocht. Die amerikanische Kunst aber, soweit man eine solche kennt, trägt den Stempel der kolonialen Entwickelung Amerikas; sie gleicht einem Strome ohne Quellen. Die Kindheitsgeschichte des Volkes hat sich nicht auf dem Boden abgespielt, den die Nation jetzt inne hat. Daraus allein schon folgt, daß es eine Volkskunst drüben nicht geben konnte und auch heute, wo die Bildung dieser Mischrasse noch lange nicht beendet ist, nicht geben kann.

Die Einwanderer, aus denen sich das moderne Amerikanertum gebildet hat, waren ja Nachkommen alter Kulturvölker, sie brachten einen fertigen Geschmack, ein bestimmtes Kunstideal mit, hatten mannigfache Kenntnisse und Fertigkeiten einzuwerfen in die werdende Zivilisation der Neuen Welt. Dieses junge Volk auf uralter Grundlage, das im Wirtschaftsleben und in der Politik hochoriginelle Institutionen und Werke zu schaffen verstanden hat, vermochte auf geistigem Gebiet, in Kunst ebensowenig wie in Wissenschaft und Religion die alten Kulturelemente, mannigfaltig und widerspruchsvoll wie sie waren, zu verarbeiten und als eigenartige Neuschöpfung von frischem hervorzubringen. In der höchsten Kultur blieb Amerika abhängig von den Lehrern seiner Jugend. Die künstlerische Zeugungskraft des einzelnen schien durch die Verpflanzung auf neuen Boden, der sich sonst so triebfördernd erwiesen hat, nicht nur nicht vermehrt, sondern eher verringert zu sein. Die große Republik jenseits des Atlantischen Ozeans ist uns bisher die Raffaels, Murillos, Dürers und auch die Dantes, Shakespeares, Mozarts und Goethes schuldig geblieben.

Es wird für spätere Jahrhunderte, wenn der Bildungsprozeß der neuweltlichen Rasse erst seinen Abschluß gefunden hat, äußerst interessant sein zu sehen, ob ein Volk ohne Kindheit eine Kunst aus sich selbst herausentwickeln kann, oder ob Amerika für alle Zeiten durch seine Geschichte zum Nachempfinden und Nachschaffen verdammt ist.

Aus alledem geht hervor, daß man von der amerikanischen Kunst weder organische Entwickelung, noch Geschlossenheit und Harmonie, überhaupt keinen festen Stil erwarten darf.

Der Yankee steht in der Kunst noch auf dem Standpunkte der Naturvölker; das „was" ist ihm alles, das „wie" bedeutet ihm wenig. Wenn einem drüben etwas angeblich Schönes gezeigt wird, erfährt man zunächst den Preis, dann vielleicht den Namen des Künstlers. Teuer, folglich schön! ist selbst dem Kunstwerke gegenüber noch immer die Durchschnittsanschauung. Beim Ankaufen von Bildern wird von den Multimillionären vor allem nach dem Namen gekauft und der eigene Geschmack, soweit er überhaupt vorhanden, gänzlich in die Tasche gesteckt. Das Publikum zeigt einmal Sinn für alles Kolossale, den Atem Benehmende, »the big thing«, und sodann für das Spielerische, für starke, schreiende Farben und Töne. Verständnis für die Vornehmheit des Ruhigen, einfach Schlichten, fehlt noch ebenso wie Sinn für Intimität und Nuance.

Dabei sind die Amerikaner im gewöhnlichen Leben das Gegenteil von geschmacklos. Der Sinn für das, was kleidet, reicht tief hinab, bis in die Kreise der einfachsten Arbeiter und Arbeiterinnen. Das gewöhnlichste Mädchen ist wenigstens bestrebt, sich wie eine Dame zu benehmen, und auch die Männer legen mehr Wert

auf Äußeres als unsere Leute. Die augenblicklich herrschende Mode des Kauens und Spuckens bei den Männern und des Anmalens bei den Frauen, die nicht gerade für ästhetisches Feingefühl der Rasse spricht, ist wohl nur eine Volksmanie, deren Tage gezählt sein mögen. Die Liebe des Amerikaners für Sauberkeit kommt in allem zum Ausdruck, was ihn körperlich umgibt, feiert im gediegenen Komfort der häuslichen Einrichtung den schönsten Triumph. Der praktische Geist hat neben dem Sinn für persönliche Bequemlichkeit jene typisch amerikanischen Hilfsmittel und Einrichtungen für das alltägliche Leben geschaffen: die eleganten Fahrstühle, die leicht rollenden Schiebetüren, die bequemen Betten, von denen manche tagsüber, in glänzende Spiegelschränke verwandelt, die Wand zieren, die luxuriösen Wasch- und Badegelegenheiten, und vor allem jene mannigfaltigen Sitzeinrichtungen, die sich in geradezu raffinierter Weise den Formen des menschlichen Körpers zur Befriedigung des Ruhebedürfnisses anschmiegen.

Kraft ihres praktischen Verstandes und ihres glücklichen Verständnisses für das Kleidende, Gefällige und Bequeme haben es die Amerikaner daher in der Nutzkunst zu schönen Erfolgen gebracht. Gibt es zweckmäßigeres und zugleich prächtigeres Glas für die Tafel und den Toilettentisch als das amerikanische? Sind nicht die Lederarbeiten drüben einzig elegant und haltbar? Haben wir trotz allen Kopfzerbrechens unserer Künstler, die das Kunstgewerbe zu vergeistigen bestrebt sind, etwas Sinnvolleres, Einfacheres und Schöneres zu schaffen vermocht, als den amerikanischen Schreibtisch und Schaukelstuhl? — Nun besitzen sie drüben ja auch in ihren mannigfaltigen edlen Hölzern, in Steinen, Marmorarten und Metallen das denkbar günstigste und

reichste Material. Aber sie bringen zum Rohstoff auch Sinn und Verständnis für seine Eigenart hinzu. Der amerikanische Handwerker besitzt zum Beispiel das Geheimnis beim Möbel Farbe und Maserung des Holzes auf das glücklichste zur Geltung kommen zu lassen. Die Barbarei, eine Holzart durch Anstrich nachzuahmen, die bei uns noch immer im Schwunge ist, fände drüben keinen Liebhaber.

Man fragt sich unwillkürlich, wie in einem Volke, das solche Beweise von Geschmack in seiner Häuslichkeit, im Gewerbe, in allem, was zum Tagesleben gehört, abgelegt hat und fortgesetzt ablegt, der Trieb zur großen Kunst so schwach entwickelt und so verbildet sein kann. Zur großen Kunst gehört eben mehr als praktischer Sinn, gutes Material und Reichtum; selbst der gute Geschmack reicht dazu nicht aus. Alle Kunst setzt künstlerische Persönlichkeit voraus, und diese vermochte bisher auf amerikanischem Boden nicht zu gedeihen. Es fehlte einmal die alte bodenständige Kultur, aus der sie hätte erwachsen, und sodann die Umgebung, in der sie sich hätte glücklich weiter entwickeln können. Mit einem Worte, das moderne Amerika besitzt ebensowenig wie das vergangene eine fruchtbare Kunstatmosphäre. Es fehlt seinem Alltagsleben am Gehalt des Vertraulichen, der Mannigfaltigkeit des Historischen und des Märchenhaften, kurz an all den unwägbaren und für die Anregung der Phantasie so wichtigen Dingen, die nur eine reiche, mit persönlichen Werten gesättigte alte Kultur zu geben vermag.

Man kann nicht sagen, daß sich das Publikum in Amerika der Kunst gegenüber gleichgültig verhielte. Besonders in den großen Städten zeigt man das Bedürfnis, etwas für die künstlerische Erziehung des Volkes

zu tun. Der Erfolg steht jedoch selten im Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln. Fast in jeder Großstadt besteht eine Kunstschule. Aber es ist hier ganz ähnlich wie bei der Wissenschaft; es fehlt an Tiefe der Auffassung. Die mechanische Seite der Arbeit wird gewöhnlich stärker betont als die organische. Die Lehrer sind praktische Köpfe, doch fehlt es ihnen an großen, künstlerischen Gesichtspunkten; es muß ihnen daran fehlen, weil sie keine Künstler sind. Die Schüler sind von jenem für den jungen Amerikaner charakteristischen ehrgeizigen Streben beseelt, durch Kenntnisse vorwärts zu kommen. Trotz aller Kraftanstrengung bringen sie es aber selten über Routine und anerkennenswerte Handwerksgeschicklichkeit hinaus. Man geht drüben eben von der irrigen Anschauung aus, daß Kunst sich erlernen lasse wie ein Gewerbe. Daß um nichts ernster gerungen werden muß in der Tiefe der Seele als um echtes Künstlertum, diese Erkenntnis ist dem Yankee noch nicht aufgegangen.

Verhängnisvoll wirkt auch die geringe Achtung, die der Künstlerstand in Amerika genießt, auf das Schaffen des einzelnen zurück. Die Union, die ihre Staatsmänner und Soldaten so überschwenglich zu ehren und zu belohnen liebt, hat für ihre Künstlerschaft weder viel Bewunderung noch klingenden Lohn übrig. So fehlt es für den werdenden Künstler außer an der befruchtenden Atmosphäre großer Vorbilder auch am äußeren Ansporn, sich vorwärts zu bringen. Das Bewußtsein, mit dem Besten, was er zu geben hat, doch wahrscheinlich verkannt zu werden, hat drüben schon manchen begabten Menschen dem Konventionalismus in die Arme getrieben oder ihn veranlaßt, auszuwandern.

Theodor Roosevelt tadelt im „Wahren Amerikanismus" die Maler, die nach Paris gehen, wirft ihnen mangelnden Patriotismus vor und meint, daß der Künstler, der die Heimat aufgibt, sich die Möglichkeit verscherze, je etwas wirklich Originelles zu schaffen. Sehr richtig! Aber wenn nun die Heimat dem Künstler zu wenig Anregung bietet? Wenn die eigenen Landsleute den Künstler durch ihr Banausentum verjagen und ihm die Fremde mit ihren schöneren Vorbildern, ihrem feineren Kunstverständnis und ihren reicheren Möglichkeiten wirklichen Kunstlebens verlockender erscheinen lassen? Wie jetzt die Verhältnisse in Amerika liegen, ist es kein Wunder, wenn ihm noch immer viele seiner künstlerisch veranlagten Kinder den Rücken wenden. Mancher amerikanische Maler hat es in Europa zu Erfolgen gebracht, die er daheim schwerlich erworben haben würde.

Auch die Abwesenheit einer wirklichen Hauptstadt auf dem amerikanischen Kontinent hat für seine Künstlerschaft gewisse nicht zu übersehende Folgen gehabt. Zentren des guten Geschmacks wie Paris in der Neuen, Athen in der Alten Welt, haben den Wert einer weithin berühmten Arena für den Künstler. Dort kann er sich zeigen, dort trifft er Gleichgesinnte und Mitstrebende; er wird Kritik finden, Konkurrenz und vielleicht Gönner. Das erst macht ihn zünftig. Freilich erzeugt solche Zentralisation leicht auch Koteriewesen, Cliquentum, und den ärgsten Feind wahrer Volkskunst: die großstädtische Blasiertheit. Die größten Künstler hat noch immer der stille Winkel der Provinz hervorgebracht: die Großstadt ist für die meisten doch nur ein wichtiger Durchgangspunkt gewesen. Nicht zu unterschätzen aber ist die große Stadt in ihrer Bedeutung als Markt.

Hier pflegt der Sitz der Händler und der Verleger zu sein.

Die wichtige Eigenschaft einer Vermittelungsstelle in Kunstdingen haben drüben bisher nur zwei Städte erworben: Neuyork und Boston. Die Empire City mehr als Vorort der ständigen Ausstellungen, der großen Theater, der prächtigen Bilderläden, der allmächtigen Zeitungen und somit der journalistischen Kritik. Boston dagegen, der Sitz der Intellektuellen, ist das Forum, wo die oberste Instanz in Geistesangelegenheiten ihr Urteil fällt. Und trotzdem sind selbst diese beiden großen Städte nicht zu vergleichen in ihren Wirkungen mit dem Einfluß, den in Deutschland manche Duodezstadt auf die vaterländische Kunstentwickelung in Anspruch nehmen darf. Welche Anregungen sind von kleinen Residenzen wie Weimar, Karlsruhe, Stuttgart, nicht zu sprechen von Berlin, Dresden, München, befruchtend auf den deutschen Kunstacker geflossen! Auch die Neue Welt hat ja ihre einzelstaatlichen Hauptstädte; einige vierzig sind es jetzt. Aber der bürgerlich nüchterne Geist, der um die Staatskapitole weht, wird niemals jene fördernde Kraft echten Mäcenatentums haben, das in der Residenz so manches deutschen Kleinfürsten zu finden gewesen ist.

Die Kunst fragt nicht nach der Staatsverfassung. Sie gedeiht in Monarchien, Aristokratien, Republiken. Sie blüht überall, wo künstlerische Persönlichkeit auf kultiviertem Boden, beschienen von der Sonne des Verständnisses, sich ungehemmt entfalten kann. In Amerika hat die große Kunst diese Voraussetzungen bisher noch nirgends vereinigt gefunden.

* * *

Die historische Tatsache, daß Nordamerika gleichzeitig von verschiedenen Nationen der Alten Welt besiedelt wurde, spiegelt sich auch in der Architektur seiner Kolonialperiode wieder. Im Nordosten wurden englisch-holländische Motive importiert, im Westen und Süden setzte sich französische und spanische Bauweise fest. Der spanische Stil, der seinerseits auf das Maurische zurückgeht, wird noch heute hie und da in Kalifornien und Florida neu zu beleben versucht. Zukunft kann nur dem „Kolonialstil" englischer Herkunft zugesprochen werden. Das amerikanische Leben hatte von Anfang an so viel vom englischen angenommen, daß für seine weitere Ausgestaltung die Entlehnung vom Mutterlande immer das nächstliegende erschien. In den Neuenglandstaaten hatte man sich begnügt, das englische Wohnhaus nach der Mode der Zeit mit römischen Anklängen den kolonialen Verhältnissen anzupassen und meist in Holz statt in Stein auszuführen. Man blieb aber auch weiterhin im Geschmack abhängig von Großbritannien und machte dessen Modeschwankungen getreulich mit. Dann, mit der Ausbreitung der Nation über die Grenzen der ersten dreizehn Kolonien hinweg, wurde man kosmopolitisch. Damit begannen auch im Baustil die Experimente. Besonders der Westen mit seinen in stetem Fluß begriffenen Verhältnissen wurde der Schauplatz unsolider und geschmackloser Bauweise. Ganz ähnliche Erscheinungen erzeugte hier das plötzliche Reichwerden der Nation, wie bei uns die Gründerperiode der siebziger Jahre. Ein Stil kam auf, der die natürliche Hülle schien für das Parvenutum, das er beherbergen sollte. Pretentiöse Bauweise, unsolide Konstruktion, Protzerei mit Motiven, die von überall her zusammengestohlen waren, kindische Attrappen, die mit unechtem Material

den Schein des Großartigen und Kostbaren hervorrufen sollten. Diesen Emporkömmlingsstempel tragen noch heute viele westliche Städte.

Trotz der großen Aufgaben, die die Baukunst in einem Lande fand, dessen Reichtum sich ins Kolossale mehrte und das für seine unter der Sonne wirtschaftlichen Gedeihens pilzartig aufschießenden Städte unzählige neue Bauten brauchte, hat Amerika noch keinen originellen, ihm eigenen Baustil entwickelt. Das Eigenartigste vielleicht, was es an Konstruktionen aufzuweisen hat, sind seine Brückenbauten. Manche davon, so die Brooklynbrücken, die Brücke unterhalb der Niagarafälle, die verschiedenen Mississippi- und Ohiobrücken, sind Wunder der Technik und befriedigen das ästhetische Bedürfnis in hohem Grade. Ebenso feiert der Geschmack, wie der Natursinn und der Sinn für das Praktische vereinigt, wirkliche Triumphe in der Anlage von »summer resorts«, von »country clubs« und ländlichen Vorstadthäusern, sowie großer Hotels an der Küste oder im Gebirge. Hier findet man häufig die schwierige Aufgabe glücklich gelöst, Baulichkeiten der gegebenen Umgebung anzupassen, das menschliche Anwesen in Farbe, Form, Umfang und Stellung harmonisch mit der Natur zusammenklingen zu lassen. Das Einfamilienhaus ferner, das man nicht als Luxus der Reichen allein, nein auch schon hin und wieder im Besitz des kleinen Mannes findet, ist vielleicht berufen, die großstädtische Mietkaserne zu reformieren. Die höheren Anforderungen, die hier selbst von den niederen Klassen an Lebensgenuß und Komfort gestellt werden, haben das Wohnhaus von innen nach außen günstig umgestaltet und vervollkommnet. Die Stuben sind geräumig und gut mit Luft und Licht versorgt, Küche, Keller, Klosett mit

allen Hilfsmitteln einer hochentwickelten Technik versehen. Die praktische Inneneinteilung kommt in der sinnvollen Gliederung dieser Bauten auch äußerlich zum Ausdruck. Weitgehende Verwendung von Holz, der das amerikanische Klima entgegenkommt, hat die Einfamilienhäuser auch für kleine Börsen erschwinglich gemacht. Der Stil, der dieser Gattung von Gebäuden zugrunde liegt, ist der der englischen Cottage in mannigfaltigen Abarten.

Wenn es überhaupt Hoffnung gibt für einen neuen, eigenartigen amerikanischen Baustil, so liegt er in einem organischen Sich-Auswachsen dieser Keime. Hier steht der Amerikaner auf dem historischen Boden seiner Rasse. Liebe zum eigenen Herd, Sinn für Natur, Sauberkeit, Freude am häuslichen Behagen sind wohl als schönstes Erbteil von seinen angelsächsischen Vorfahren auf ihn übergegangen.

Dagegen haben die Amerikaner, was man von hnen als von einem vorwiegend industriell-kommerziellen Volke wohl hätte erwarten können, den Stil für das moderne Geschäfts- und Kaufhaus noch nicht gefunden. In den Straßen der großen Städte sieht man oft mächtige eiserne Gerüste stehen, die sich wie große Käfige ausnehmen. Daran werden dann nach der Straßenseite zu prächtige Renaissancefassaden geklebt mit Marmorsäulen, Pilastern, Architraven, Palastfenstern. Die Yankees sind stolz auf diese Bauten und vergleichen ihre Städte mit Rom, Florenz, Genua, Paris, weil sie so prächtig stilvolle Häuserfronten besitzen. Nichts kann ihr mangelhaftes historisches Verständnis und ihr unkünstlerisches Fühlen zugleich besser illustrieren. Ob diese erborgten Fassaden irgendwie mit dem harmonieren, was dahinter vorgeht und was der eigentliche Zweck

des Gebäudes ist, danach fragt man drüben nicht. Für den Fremden ist es in Amerika überhaupt schwer gemacht, auf den ersten Blick festzustellen, was ein Haus beherbergen mag und wofür es errichtet ward, eine Kirche zum Beispiel von einem Theater zu unterscheiden oder ein Bankhaus von einem Warenlager. Man steht vor einem solchen Gebäude manchmal wie vor einer Attrappe.

Die Frage: auf kleiner Bodenfläche möglichst viel benutzbare Räume zu schaffen, diese Räume leicht zugänglich und möglichst feuersicher zu gestalten, haben die amerikanischen Architekten gelöst. Durch die reine Eisenkonstruktion haben sie die soviel Raum wegnehmenden Mauern entbehrlich gemacht und den gewonnenen Platz nach innen für luftige Räume, nach außen für die Entwickelung riesiger Fensterfronten ausgenutzt. So ist den Wünschen des Kaufmanns und den Bedürfnissen eines hochentwickelten Geschäftslebens wohl nach der Seite der Bequemlichkeit und Reklame hin Rechnung getragen worden, wenn auch der Befriedigung des guten Geschmacks damit nicht Genüge getan werden konnte.

Da, wo der Boden unerschwinglich teuer ist, haben es die Yankees erfunden, in Türmen zu wohnen. Mit Hilfe der blitzschnellen Elevatoren lebt es sich ganz bequem in den »sky skrapers«, und für die, die darin schlafen, arbeiten, dinieren, ist es auch ganz gesund und lustig, so hoch erhaben über Dunst und Lärm der Gasse zu sein. Aber diese himmelhohen Kästen nehmen ihrer Umgebung Luft und Licht weg, und sie sind im Städtebild Schandflecke, recht dazu gemacht, Unnatur und Übertreibung der Großstadtentwickelung zu kennzeichnen.

Am meisten Liebe, Studium und Mittel hat man

auf die öffentlichen Gebäude und auf die Kirchen verwandt. Bei der Unzahl von Sekten, die es drüben gibt, zählt das Land natürlich eine entsprechende Menge von Gotteshäusern. Außerdem hat jede Stadt, auch die kleinste, den Ehrgeiz, ihr Rathaus, ihre Post, ihr Theater und ihre Banken, Modebazare und Salons zu haben. Alle diese Gebäude sollen möglichst monumental sein. Die Hauptstadt eines jedes Staats sucht ihre Überlegenheit schon von weitem dem Ankömmling durch ein hoch und frei gelegenes, prunkvolles, marmor- und goldstrotzendes Kapitol darzutun.

Man hat für diese Baulichkeiten in Ermangelung eines eigenen Stils bei allen Völkern und Zeiten Anleihen gemacht. Gotik, Renaissance, maurischer Stil, Barock sind mit wechselndem Glück angewandt worden. Oft sind durch dieses Anleiheverfahren wahre Karikaturen entstanden ehrwürdiger, europäischer Baudenkmäler. Bisher hat nur ein Baumeister verstanden, mit fremdländischen Motiven pietätvoll umzugehen und dabei doch etwas Organisches zu schaffen: Richardson, mit seiner Neubelebung des romanischen Stils von Südfrankreich. Er hat eine romanisierende Bauperiode für Nordamerika eingeleitet, die noch anhält.

Unzweifelhaft hübsch sind auch die Kirchenbauten in frühenglischer Gotik. In einzelnen Städten älteren Ursprungs, also vor allem in den Neuenglandstaaten, wo die Straßen ja nicht wie im Westen mit Elle und Winkelmaß angelegt sind, stößt man gelegentlich auf überraschend schöne Städtebilder. Aber man hat doch das Gefühl, als ob mehr der glückliche Zufall als bewußter Geschmack hier einen schönen Platz, dort einen harmonischen Straßenabschluß, da einen wirkungsvollen

Aussichtspunkt oder eine stimmungsvolle Ecke habe entstehen lassen.

Jüngeren Datums noch als die Architektur sind im modernen Amerika die bildenden Künste. Die Kolonisten hatten sich in der Neuen Welt ihre Häuser in dem Stil erbaut, den sie von der Heimat her kannten. Dem ersten und wichtigsten Bedürfnis des zivilisierten Menschen nach einem Obdach war genügt; der dem Germanen innewohnende Trieb, sein Leben sinnvoll auszugestalten und das Heim zu schmücken, hatte dagegen in diesen primitiven Zeiten mit der Rauheit der Umgebung, der Armut und der Enge der Verhältnisse zu kämpfen. Ein prinzipieller Feind stand aller künstlerischen Betätigung in der puritanischen Weltanschauung der Pilgerväter entgegen. Mit Bewußtsein wurde alles niedergehalten und beschnitten, was in den Augen der Quäker und Kongregationalisten heidnisch und frivol war, also vor allem die profane Kunst. So konnte es kommen, daß in Zeiten, wo die Niederländer mit ihren Bildern der Welt das Evangelium derber Weltlust und Sinnenfreude verkündeten und wo von Frankreich aus der Geist höfischer Grazie und Galanterie bis in das deutsche Bürgerhaus drang, an den Ufern des Hudson und des Lorenzstromes ein Geist engherziger Askese herrschte, der vielleicht in Bilderstürmerei ausgeartet wäre, hätte es in den jungen Kolonien irgendwelche Bildwerke zum Zerstören gegeben. So unterband der Puritanismus nur, was sich etwa regen wollte an Lebenslust, Übermut und Sinnenfreude, und machte das Aufkommen wie die Betätigung künstlerischen Talents, soweit es nicht dem nüchternen Gottesdienst der Sekte diente, unmöglich.

Das besserte sich natürlich, je freier die Neuengland-

staaten heraustraten aus ihrer sozialen und politischen Gebundenheit, je mehr nichtpuritanische Elemente aus dem Mutterlande hinzuzogen und je häufiger die Vermischung der angelsächsischen Kolonisten mit holländischem, französischem, spanischem und deutschem Blute wurde.

Die Anfänge der transatlantischen bildenden Kunst liegen im Historischen. Für Porträts und Schlachtenbilder war am ersten Sinn und Verständnis vorhanden. Sowie die Nation sich als solche zu fühlen begann, wollte sie natürlich die Züge ihrer großen Männer und die Ereignisse ihrer Geschichte der Nachwelt aufbewahrt sehen. So entstand am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, als die Kolonien den bedeutsamen Schritt taten in die Welt der Großstaaten, eine Schule von Porträtisten, Genre- und Historienmalern. Sie war in der Technik wie in der Auffassung stark beeinflußt von den großen englischen Vorbildern auf diesen Gebieten. Die Bilder aus jener Zeit, die am besten in Washington und in Boston studiert werden können, tragen zwar nicht den auf die Knie zwingenden Stempel großer Kunst, aber es umgibt sie für den Freund amerikanischer Geschichte doch der Hauch des Ehrwürdigen und Intimen. Es kommen darin die ersten rührenden Gehversuche eines werdenden, noch halb in den Kinderschuhen steckenden Geschlechts zum Ausdruck, das seine Kräfte zu fühlen beginnt und dem erwachenden Selbstbewußtsein auch künstlerisch Gestaltung zu geben versucht.

Die historische Richtung wurde abgelöst von einer Landschafterschule. Der Sinn für Natur ist im Amerikaner immer lebendig gewesen. Die Natur wirkt aber drüben so übermächtig, selbst da, wo sie monoton ist, daß der Künstler leicht mutlos den Pinsel fallen läßt

vor dem Umfang und der Wildheit der Erscheinungen. Der geniale Maler, der uns die amerikanische Landschaft nahe brächte: die Prärie, das Felsengebirge, den Urwald, die Ackerebene oder die großen Städte, ist bis heute noch nicht erschienen. Die amerikanische Landschafterschule war und ist, verglichen mit der ihr zu Gebote stehenden Fülle interessanten Stoffs, ziemlich nichtssagend und zahm. Man holte sich die Methode von Düsseldorf und Fontainebleau, ohne die Bodenständigkeit dieser aus ihrer Umgebung natürlich hervorgegangenen Schulen mit über den Ozean bringen zu können. Auch von Turner sind Einflüsse zu spüren. Aber gerade das Lebenswerk des großen englischen Impressionisten zeigt, was das einzelne Genie aus der scheinbar überwältigenden Fülle der modernen Erscheinungen zu machen vermag, während kleinere, unselbständige Talente, die sich nach derselben Richtung bemühen, davor kläglich versagen.

Die bildende Kunst blieb drüben durch das ganze neunzehnte Jahrhundert im Stadium der Motivjagd und des Tastens nach der Form. Für die Unselbständigkeit amerikanischen Geschmacks ist es charakteristisch, daß nach jeder großen transatlantischen Weltausstellung mit ihrer Einfuhr europäischer Kunst drüben eine Art von Kunstfieber entstand. Maler- und Bildhauerschulen datieren ihren Ursprung von den Ausstellungen in Philadelphia 1876 und in Chicago 1893. In echter Yankee-Selbstüberschätzung nennt man die aus solcher fremdländischen Anregung entsprungene Massenfabrikation von Kunst „Amerikanische Renaissance".

Es soll nicht verkannt werden, daß im amerikanischen Leben Kräfte am Werk sind und Keime im Sprießen, aus denen mit der Zeit etwas wie eine natio-

nale Kunst erwachsen mag. Man ist gelegentlich überrascht, in Bilderläden, Privatsammlungen, Museen, mitten unter der Dutzendware, auf Einzelleistungen zu stoßen, die durch Geschmack, tüchtige Technik, ja durch einen Anflug von Eigenart erfreuen.

So wird unter anderem im Aquarell und in der Illustration von Büchern und Magazinen gegenwärtig drüben Anerkennenswertes geleistet. Doch fehlt bei alledem noch der große Zug und die Einheit der Kunstanschauung. Der Mangel an künstlerischer Persönlichkeit hat naturgemäß kleine Ziele und Zerfahrenheit der Bestrebungen zur Folge. Es fehlt auch jene Ungebärdigkeit aus überquellender Kraft, sichere Begleiterscheinung jeder jungen, noch nicht zur Selbstbeherrschung gereiften Kunstära. Wie in der Physiognomie der amerikanischen Gesellschaft, so befremden auch im Kunstleben hie und da Züge von Altklugheit, von greisenhaftem Raffinement, die man sonst nur an dekadenten Kulturen zu beobachten gewohnt ist. Amerika hat aber in Gesellschaft und Kunst noch viel zu wenig Jugend und Mannesalter gehabt, um bereits eine Verfallszeit rechtfertigen zu können.

Die ganze Unklarheit und Buntscheckigkeit der Kunstbestrebungen kommt zum krassen Ausdruck in den amerikanischen Durchschnitts-Museen. Sie zeigen im lustigen Durcheinander ägyptische, griechische, römische, frühchristliche Kunst, meist in Gypsabgüssen wahllos nebeneinander gestellt, assyrisch-babylonische Altertümer, Mumien, urgeschichtliche Gräberfunde, fast immer eine recht gute Sammlung von indianischen Waffen und Gerätschaften, oft hervorragend schöne Japan- und Chinakunst und kostbare naturwissenschaftliche Abteilungen. Traurig dagegen ist es meist um die Bilder-

abteilung bestellt. Jenseits des Atlantischen Ozeans eine Dresdner Galerie, eine Münchner Pinakothek, einen Vatikan oder Louvre zu erwarten, wäre natürlich Torheit; aber die naive Unverfrorenheit, mit der die Yankees minderwertige Italiener, Spanier, Niederländer für echt und wertvoll ausgeben, reizt unwillkürlich zum Vergleich mit europäischen Kunstschätzen, wobei dann die ganze Armut Amerikas auf diesem Gebiet zutage tritt. Gut vertreten sind durchweg die Engländer, was bei den engen Beziehungen der beiden Nationen nicht wundernehmen kann. Die moderne französische Malerei hat ihren besten Markt in den Vereinigten Staaten gefunden und ist dementsprechend stark vertreten. So finden sich heute die schönsten Werke Millets in Nordamerika. Daß es eine neuere deutsche Malerei und Griffelkunst gibt, würde man aus amerikanischen Sammlungen niemals schließen können. Grützner, Defregger, Makart, Knaus, Gabriel Max, Fritz Kaulbach sind die Künstler, die unsere Moderne drüben repräsentieren. Böcklin, Klinger, Menzel waren bis vor kurzem selbst dem Namen nach unbekannt jenseits des Ozeans.

Es gibt immerhin einige Stellen in Amerika, wo man sich über die heimliche Barbarei der jetzigen Verhältnisse klar ist, wo man erkennt, was der amerikanischen Kunstentwickelung am meisten not tut, nämlich: organisches Wachstum. Neben jenen Museen zweiten Grades, die mehr Raritätenkabinetten als ernsthaften Kunstsammlungen gleichen, gibt es doch auch schon einige, mit feinem Verständnis musterhaft geleitete Anstalten, wie zum Beispiel das Museum of fine Arts in Boston, das Metropolitan Museum in Neuyork und das Kunstinstitut von Chicago. Die ältere deutsche Kunst hat in dem vom deutschen Kaiser reich beschenkten, von Kuno

Franke vortrefflich geleiteten »Germanic Museum« von Harvard endlich die ihr gebührende Heimstätte auf amerikanischem Boden gefunden.

Hoffnungerweckend für die Zukunft ist auch die Tatsache, daß man in den besseren Volks- und Mittelschulen anfängt, den jungen Menschen die Kunst der ganzen Welt in Reproduktionen nahe zu bringen. Einige dieser Schulen machen durch ihren Bilderschmuck, ihre Gipse, Stiche und mannigfachen Ornamente den Eindruck von wahren Schmuckkästchen. Passende Auswahl der Gegenstände vorausgesetzt, ist von dem frühen Vertrautwerden des kindlichen Auges mit Linie, Form und Farbe für Geschmack und Kunstliebe der heranwachsenden Generation sicherlich manch Gutes zu erwarten.

Auch für ihre künstlerische Erziehung möchte man den Amerikanern jene Bescheidenheit wünschen, durch die allein der Weg zum Können führt. Nirgends herrscht die unkünstlerische Sucht der Prahlerei drüben mehr als in der Denkmalkunst. Der Amerikaner liebt Marmor- und Erzfiguren als Schmuck seiner Parks und öffentlichen Plätze; da aber das Land sich bei seiner kurzen Geschichte noch nicht allzu vieler nationaler Heroen rühmen kann, so sind in der Neuen Welt auch solche Größen zu Monumenten gekommen, die man bei uns ruhig der Vergessenheit anheimfallen lassen würde. Der Kriegerdenkmalstil hat, ähnlich wie in Deutschland, viele Geschmacklosigkeiten hervorgebracht. Im Süden, dem im Bürgerkrieg unterlegenen, findet man bezeichnenderweise am ersten noch Kriegerdenkmäler von Ernst und Größe.

Dem Stein wie dem Metall wird vom Bildner vielfach Gewalt angetan. Das tritt recht in Erscheinung auf den amerikanischen Friedhöfen, wo man unter der

Unzahl von Säulen, Obelisken, Grabplatten, Quadern und Kugeln fast nie ein Monument findet, das einen Gedanken ausspräche, und nur selten einmal eine Arbeit, die dem verschwenderisch verbrauchten Material auch nur einigermaßen gerecht würde.

Während es in der bildenden Kunst vor allem von England und Frankreich abhängig geblieben ist, zeigt das moderne Amerika in der Musik tiefe Beeinflussung durch Deutschland.

Die Musik hat drüben ihren Ursprung auf kirchlichem Gebiet. In die Abneigung der Puritaner gegen alle profane Kunst war anfänglich auch die Musik eingeschlossen. Mit dem Aufkommen von allerhand freieren religiösen Richtungen und Sekten wurden die Kirchenchöre eingeführt, die sich auch im heutigen Amerika größter Popularität erfreuen. Gemeindegesang und Einzelvortrag bilden einen wesentlichen Bestandteil des Gottesdienstes bei fast allen Denominationen. Ins Volksleben haben erst die Deutschen die Musik eingeführt, vor allem als Orchestermusik. Überall dort, wo viele Deutsche wohnen, findet man Konzerte im Freien, deutsches Lied, Männergesangvereine. Die Oper war früher international; jetzt ist die deutsche Oper der italienischen und französischen gefolgt und scheint drauf und dran, ihre Rivalinnen zu verdrängen. Wagner ist heute der populärste Komponist für die großen Opernbühnen, Bach und Händel sind es für das Oratorium. Zu der Gottheit Beethoven hat man drüben noch kein rechtes Verhältnis gewonnen.

Sangesfroh sind nächst den Deutschen vor allem die Neger. Sie haben Amerika und die ganze Welt um eine originelle Liederart bereichert: die Niggersongs. Diese Gesänge, die uns oft komisch vorkommen, sind

von ihren Erfindern meist sehr ernst gemeint gewesen. Der Neger ist musikalisch von Natur; Melodie, Rhythmus und Takt bedeuten ihm alles, der Text dazu ist ihm verhältnismäßig gleichgültig. Darum besingt er alles, das Tragische wie das Prosaische. Vers und Melodie entstehen gleichzeitig. Die schwarzen Plantagenarbeiter singen aus dem Bedürfnis heraus, sich das Dasein durch ein wenig Musik zu erleichtern. Sie verfahren dabei wie Kinder, die irgendein aufgefangenes Wort, einen halb verstandenen Vers vor sich hin summen, der Nachbar bei der Arbeit fällt ein; so entsteht ein Lied, das später vielleicht die Bühne erobern und über den Ozean wandern mag.

Die eigentlichen Schöpfer der bekanntesten Niggersongs haben höchst wahrscheinlich niemals lesen und schreiben gelernt, noch weniger haben sie vom Kontrapunkt etwas geahnt. Viele dieser primitiven Lieder zeugen von der sentimentalen Ader ihrer Komponisten; Empfindsamkeit ist dem Nigger ebensowenig wie anderen Naturkindern fremd. Trivial, wie solche Lieder oft sind, fallen sie doch ins Ohr und haben starke Wirkung auf die Nerven. Manche Niggersongs sind, stark gemodelt allerdings, sogar in die Gesangbücher als »spirituals« aufgenommen worden.

Wenn man die Programme der ersten Kapellen von Neuyork, Boston und anderen Großstädten liest, die allabendlich ein elegantes Publikum in die Konzertsäle locken, wenn man das Interesse beobachtet, das Presse und Publikum der Oper entgegenbringen, kurz, wenn man sich an die Äußerlichkeiten des Musiklebens hält, dann könnte man leicht zu der Ansicht kommen, die Amerikaner seien ein hoch musikalisches Volk; von Anlage sind sie es nicht, aber das Musikverständnis

ist drüben im Wachsen begriffen. Dafür sorgen Kirche und Schule. In beiden wird die Musik als nicht zu entbehrendes Mittel der Erbauung und Erziehung gewürdigt und sowohl als Vokal- wie Instrumentalmusik gepflegt. Aber in dem Umfange populär wie in Deutschland ist die Musik jenseits des Ozeans nicht. Bei uns ist sie ja vorläufig noch immer die einzige Kunst, die in jede Häuslichkeit dringt, die von allen Ständen gleichmäßig geschätzt und ausgeübt wird. Immerhin ist in Amerika die Musik die verbreitetste aller Künste, wenn sie auch ihr feierliches Gewand noch nicht abgelegt hat, nicht überall zur schlichten Hausfreundin geworden ist.

Eine Schriftstellerin, die das Deutschtum in Amerika genau kennt und die dabei die eingeborene amerikanische Kultur wie wenige richtig wertet, Frau von Ende in Neuyork, schreibt mir: „Ich habe genug in amerikanischen Kleinstädten gelebt und besitze mit entfernten Winkeln des Landes Verbindung, um behaupten zu können, daß es kaum einen Ort gibt, sei er noch so klein, wo es nicht wenigstens einen Kreis von Menschen gibt, die ihre ganze Muße der Pflege und dem Genuß guter Musik widmen. Musiklehrer behaupten, in dem gebildeten Mittelstande der amerikanischen Provinzstädte häufig gediegeneres Verständnis und mehr Begeisterung gefunden zu haben, als in den Großstädten. Und selbst die Bevölkerung dieser Städte hat keinen so üblen Geschmack und ist eines Musikenthusiasmus fähig, der kaum übertroffen werden kann."

Die Fähigkeit zum Enthusiasmus, von der hier gesprochen wird, ist ja überhaupt einer der erfreulichsten und hoffnungsvollsten Züge am amerikanischen Charakter. Begeisterung für Musik ist ganz unzweifelhaft vorhanden, ebenso für das Theater. Aber leider hält das Ver-

ständnis nicht immer Schritt mit dem Enthusiasmus, und das Gebotene steht vorläufig noch nicht im Verhältnis zum Hunger des Volkes nach Anregung und Genuß.

Daß es auch in dieser Beziehung besser wird, geht aus dem hervor, was Frau von Ende weiter schreibt: „Ich hatte Gelegenheit, das Publikum von der Loge wie von der Galerie aus zu studieren. Da machte ich die Beobachtung, daß ich Woche um Woche denselben Leuten begegnen konnte, die sich Opfer auferlegt haben mußten, um sich diese Genüsse zu verschaffen, sei es Simfoniekonzerte oder Opernvorstellungen. Schier unübersehbar ist die Zahl derjenigen Amerikaner, die aus purem Vergnügen jahrelang die ernsteste Musik pflegen; und an Familien, die jeden Winter im intimen Kreise Kammermusik-Abende veranstalten, zu deren Mitwirkung die besten professionellen Kräfte herangezogen werden, ist kein Mangel. Das aber entgeht einem leicht in dem grauenhaften Gewühl des Großstadtlebens."

Wenn diese Schilderung zutrifft, woran ich nicht zweifle, dann bewiese das Volk von Nordamerika der Musik gegenüber jenes besonders wertvolle Mäcenatentum des kleinen Mannes, das es der Malerei gegenüber ja so vollständig vernachlässigt.

Es wäre somit Hoffnung vorhanden, daß die Amerikaner durch die Musikpflege vielleicht allmählich zu Freunden der Kunst überhaupt, daß sie zum ästhetischen Volk würden.

* * *

In seiner Kunst ist Nordamerika noch nicht über die Kolonialzeit hinausgekommen, wenn es sich auf allen

anderen Gebieten auch längst vom Mutterlande emanzipiert hat. Mit der Literatur steht es anders. Auch hier stammt der Formen- und Ideenschatz wesentlich aus Alt-England. Bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein stand das amerikanische Schrifttum unter Vormundschaft seiner älteren englischen Schwester. Aber heutzutage besitzt die neue Welt doch schon einige Autoren, hat eine Anzahl von Werken aufzuweisen, die Freiheit von altweltlicher Auffassung zeigen und ein ausgesprochen transatlantisches Gepräge tragen.

Das Auffälligste an der amerikanischen Literatur ist, daß sie in Amerika keine Fundamente hat. Darin trägt sie Kolonialtypus. Die angelsächsischen Einwanderer brachten ihre Muttersprache mit und damit die Möglichkeit, die große, hochentwickelte, englische Literatur zu nützen, als sei es die eigene. Im Anfang hatte man natürlich andere Dinge zu tun, als Gedichte zu schreiben und Dramen zu komponieren. Die literarische Vormundschaft aber blieb bestehen, je mehr und mehr auch das amerikanische Leben sich originelle Formen schuf und eigene Wege einschlug. Der Trieb, sich dichterisch selbständig zu betätigen, fiel weg, da man ja eine quasinationale Literatur besaß, die in ihrer Überlegenheit den Anfänger erdrücken mußte. Infolgedessen beschränkt sich das amerikanische Schrifttum auch noch in der Revolutionszeit und darüber hinaus auf Briefwechsel, Predigt, Biographien, Chronik, Gesetzgebung und allerhand praktische Schriften.

Der eigentliche Mutterboden jeder hochentwickelten Literatur ist bisher die Volkspoesie gewesen. Die amerikanische Nation, die sich im hellen Lichte der Weltgeschichte aus Sprößlingen fertiger Völker gebildet hat, besitzt eine Volkspoesie natürlich nicht. Amerika hat

keine Heldensagen, keine Märchen, kein Epos. Wohl ist ihm die Urpoesie der britischen Heimat durch die gemeinsame Sprache erschlossen, aber gerade das, was unsere Märchen und Sagen, unsere Spruchweisheit und geistlichen Lieder uns traut und wert macht, die Beziehung zur Heimat, muß dem modernen Amerikaner abgehen Dichtungen gegenüber, deren Schauplatz, Stimmung und Personen ihm höchstens archäologisches Interesse erwecken können.

Im Vergleich zu den eigentlichen Yankees sind die eingewanderten Niederländer und Deutschen reich an mancherlei alten Gebräuchen, Sprüchen, Volksliedern, Rätseln, Scherzreimen und uraltem Aberglauben. Vor allem die pennsylvanischen Deutschen beweisen damit ihre Abkunft von dem sinnigsten, märchengläubigsten Volke der Welt. Aber selbst die Indianer und vor allem die Neger stechen die Herrenrasse aus mit ihrer stets zum Reimen und Singen bereiten Phantasie und ihrer naiven Erfindungsgabe. Natürlich haben die Yankees, die auf den »Damned Dutchman« wie auf die Rothaut und den Nigger aus ihrem Kulturdünkel mit tiefer Verachtung herabschauen, von diesen Fremden nichts für ihre Literatur angenommen. Nur Ortsnamen, geographische Bezeichnungen, technische Ausdrücke und slangs erinnern an die Anwesenheit einer Urbevölkerung und vieler Einwanderer von nicht angelsächsischer Abkunft im großen Amerika.

Es gibt einen einzigen Autor in der amerikanischen Literatur, der als eine Art Ersatz für die mangelnde Volkspoesie gelten kann: Fenimore Cooper. Seine Leather-Stocking-Tales umschwebt etwas von der schlichten Wahrhaftigkeit und Selbstverständlichkeit des Märchens, und den Kapiteln von dem letzten der Mohi-

kaner ist der heroische Zug der Heldensage nicht fremd. Für die fehlende Epopöe tritt neuerdings die amerikanische Geschichtsschreibung mit einigen klassisch geschriebenen Werken, die große Popularität erlangt haben, ein. Aber den Zauber der Ursprünglichkeit und die Patina des Alters vermag noch so große Kunst und selbst der glühendste Patriotismus diesen auf wissenschaftlichem Wege entstandenen Chroniken nun einmal nicht zu geben.

Selbst wo Ehrfurcht vor der Vergangenheit und der Wunsch, sie neu zu beleben, vorhanden sind, wie bei Longfellow, fehlt es in diesem neuen Lande doch eben an dem unergründlichen Born des Volkstums, aus dem Goethe, Herder, die Romantiker, die Grimms bei uns geschöpft haben. Longfellows beste Balladen spielen im Auslande oder sind Übertragungen nach deutschen und schottischen Mustern. Der Sänger der „Evangeline" besitzt viele schöne Gaben des echten Dichters: Zartheit, guten Geschmack, edle Sprache, Idealismus im besten Sinne; aber diesem anmutigen Geiste ging jene elementare Zeugungskraft ab, jene kühne Rücksichtslosigkeit, ohne die kein Künstler jemals der feindlichen Materie seinen Stempel aufgedrückt hat. Longfellowsche Zartheit und Whitmansche Ursprünglichkeit zusammengeschweißt, hätten Amerika vielleicht den ganz großen Dichter schenken können, auf den es noch immer wartet.

Neben Cooper tritt als feinster Kenner der amerikanischen Landschaft Thoreau mit seinem wunderlich schönen Buche „Walden". Tief ist von der Urmystik des Naturlebens der geistvoll vielseitige Emerson ergriffen. Der Weise von Concord ist groß, als Philosoph, Seher, Essayist; eine ungebrochen ursprüngliche Künstlerindividualität jedoch stellt er nicht dar. In

diesen Kreis gehört auch Hawthorne mit den »Scarlet letter« und anderen Meisterwerken der Erzählungskunst. Er ist vielleicht der uns Modernen am nächsten stehende neuenglische Novellist mit seinen Bohrversuchen im seelischen Gebiet, während psychologische Tiefe sonst nicht eben Charakteristikum des amerikanischen Romans ist.

Die einzigartige Erscheinung der Concord School ist zu erklären aus einer notwendigen Reaktion des Naturgefühls gegen die Übertreibungen neuweltlicher Zivilisation. Ebenso wie das vorrevolutionäre Frankreich einen Rousseau, so mußte das durch und durch materielle moderne Amerika jene Schule von Transzendentalisten und Naturvergötterern hervorbringen, deren glänzendste Namen Emerson, Thoreau, Hawthorne sind.

Ralph Waldo Emerson hat vieles mit Goethes Vielseitigkeit und manches mit Schillers moralischem Pathos gemein. Wie der Goethe der späteren Periode ist er im Vollbesitz jener alles schauenden, alles gelten lassenden Weltweisheit, wie Schiller wendet er sich mit starken Beschwörungen an die heroische Seite der Menschennatur.

Man soll große Männer nicht dadurch verkleinern, daß man sie an noch größeren mißt; aber Emerson fordert dadurch, daß er Goethe kritisiert hat, dazu heraus, ihn mit Goetheschem Maßstab zu messen. Und da erkennt man die künstlerische Schwäche des Amerikaners. Es fehlt in seinem Leben die Sturm- und Drangperiode, die tolle Weimarer Zeit. Emerson war frühreif wie seine Rasse und dabei angelsächsisch wohlerzogen. Er ist seinem Lande jene Dichtungen schuldig geblieben, die auch Altmeister Goethe nur in der Maienkraft

seiner Jugend uns zu geben vermochte, einen „Werther“ „Götz“, „Faust I.“

Emerson ist unzweifelhaft eine reiche Seele, aber kein reicher Dichter. Vielleicht hätte ein stürmischeres, konfliktreicheres Leben, als ihm beschieden war, die Schätze seines Innern vollkommen zutage gefördert; vielleicht hätte er die Welt mit herberen, großzügigeren Werken beschenkt, wäre er selbst vom Schicksal minder sanft behandelt worden. Faustische Zweifel, prometheisches Aufrührergelüst haben ihn niemals gequält, darum hat er auch niemals das Schicksal eines Faust, eines Prometheus zu gestalten versucht. Man vermißt bei diesem feinen, milden Geist den Shakespeareschen Sinn für die Tragik des Daseins, die elementaren Leidenschaften eines Bonaparte. Es ist charakteristisch für Emerson, daß er in seinen »Representative Men« gerade jenen drei Größen: Goethe, Shakespeare, Napoleon I. nicht gerecht geworden ist. Selbst als Kritiker und Biograph gleicht er also nur dem Geist, den er begreift.

Auch bei dem größten Dichterphilosophen der westlichen Hemisphäre herrscht jene Monotonie, die nun einmal Wesenszug neuweltlicher Kultur zu sein scheint. Emerson ist nicht eben reich an neuen Gedanken, seine vielen geistvollen Einfälle können über die Enge seines Stoffgebiets nicht hinwegtäuschen. Und was uns Deutschen am erstaunlichsten ist, er hat keine Entwickelung. Von Anfang an steht er als ein Fertiger da. Man findet bei ihm nicht jenes titanische Ringen um die Form: eines Kleist, Grabbe, Hölderlin, Hebbel, Lenau, Ludwig, jenes schmerzhafte Suchen und Sich-nicht-genugtun-können, in dem sich so mancher deutsche Künstler verblutet hat. Darum hat sich ihm auch die Muse nie

ganz ergeben. Seine besten Essays erscheinen Zufallswerke, sie imponieren weder durch Größe des Wurfs noch durch Wucht der Darstellung.

Wenn auch Emerson nicht zu den führenden Geistern der Weltliteratur gehört, so ist er doch für sein Volk ein großer Anreger geworden. Amerika bleibt ihm ewig zu unendlichem Dank verpflichtet, selbst wenn er seinem Geburtslande nicht den großen Poeten geschenkt hat, den manche in ihm sehen möchten. Gerade für die Neue Welt war jene Stimme nötig, die von hoher Warte herab zu geistiger Schatzgräberei aufforderte, jene Warnung, Gold und Silber zu überschätzen, jener Hinweis auf die Größe des Menschen und auf die relative Wertlosigkeit der Sachen. Der Weise von Concord gab der amerikanischen Literatur das, was ihr bis dahin gefehlt hatte: die Ewigkeitsperspektive.

Emerson besitzt die echte Prophetengabe, über sich selbst hinauszuweisen, den sittlichen Willen anzufeuern und zu starken Gefühlen zu begeistern. Selbst dort, wo er von scheinbar kleinen Dingen redet, hat er doch immer das große Ziel im Auge, seiner Nation Führer zu sein auf unbetretenen Wegen.

In mehr als einer Beziehung fordert Ralph Waldo Emerson zum Vergleich mit Friedrich Wilhelm Nietzsche heraus. Ähnlich ist ihre Herkunft: beide sind Pastorenkinder. Emersons Stammbaum weist genau wie der Nietzsches durch mehrere Generationen geistliche Ahnen auf. Beide traten sie später in bemerkenswerten Gegensatz zur frommen Atmosphäre des Elternhauses; der Puritanerabkömmling Emerson in milderer, wenn auch bestimmter Form durch seine »Divinity School Address«, jenen der offiziellen Theologie hingeworfenen Fehde-

handschuh, Nietzsche mit einer ganzen Reihe von Schriften, die, eine immer radikaler und bitterer als die andere, den Christenglauben in seinen Fundamenten angreifen. Beide haben sie auch jene Form gemeinsam, in der sie am liebsten zur Welt gesprochen: den aphoristischen Essay. Beide sind glänzende Stilisten und haben, ohne eigentliche Sänger zu sein, die Sprache um ganz neue Bilder und Wendungen bereichert. Eine Art lyrischer Prosa von leuchtender Farbenpracht tritt bei diesen Dichterphilosophen an Stelle des Liedes. In höchster Ekstase haben diese Seher etwas Trunkenes, aber während Emerson in der Begeisterung gelegentlich die Herrschaft über die Gedanken verliert und dunkel wird, bleibt Nietzsche selbst auf steilster Höhe des kaum noch Ausdenkbaren voll hellseherischer Klarheit. Der Verfasser des „Zarathustra" ist der tiefere Philosoph, der schärfere Dialektiker, in seinen besten Sachen auch der größere Künstler. Dem Amerikaner muß man den reineren Willen, die harmonischere Anlage, den edleren Charakter zugestehen. Beide haben auch, so verschieden sonst ihr Lebenslauf gewesen ist, darin ein ähnliches Geschick entwickelt, daß sie von übereifrigen Jüngern sinnlos vergöttert und von Geistern zweiter Ordnung recht unglücklich kopiert worden sind.

Emerson hatte das Glück, im rechten Augenblick vor das rechte Volk zu treten. Seine faszinierende Wirkung auf die Amerikaner liegt darin begründet, daß er ohne Vorgänger im eigenen Lande war. Er fand eine leere Fläche vor, auf der er alles neu aufzubauen hatte. Im Gefühl der Endlosigkeit seines Landes, der Ewigkeit seiner Rasse mochte ihn leicht Trunkenheit ergreifen. Wo beginnen, wo enden, um alles zu schildern, was sein Auge sah! Das amerikanische Leben glich

einem Frühlingsmorgen, als Emerson sein Erstlingswerk, »Nature«, veröffentlichte.

Aber für eines Menschen Kraft ist es zu viel, einem ganzen Volke die Dichtkunst aus dem Boden zu stampfen. Emerson hat Samen ausgestreut und hier und da eine Furche gezogen im Urwald. Andere werden folgen, die das von ihm nur oberflächlich bestellte Land mit schärferem Pfluge tiefer pflügen müssen, soll Amerika eine der Alten Welt ebenbürtige Literatur sein eigen nennen.

Aus der leidenschaftlichen Naturliebe der Yankees ist noch am meisten Hoffnung zu schöpfen, daß dieses Volk einmal eine der Größe seiner Umgebung und der Vielseitigkeit seines Lebens entsprechende Kunst aus sich heraus gestalten wird. Amerika ist auch in seinem Verhalten zur Natur das Land der Widersprüche. Das Volk als Ganzes legt wenig Respekt vor der Schöpfung an den Tag, hat in den ihm von Gott anvertrauten Schätzen gehaust, wie kaum ein anderes; der einzelne Amerikaner hingegen ist immer ein Freund und oft ein feiner Kenner der Natur. Allerdings nimmt er ihr gegenüber nicht die untätig beschauliche Stellung des deutschen Naturschwärmers ein; mit Vorliebe sucht er ihre rauhen Seiten auf. Er liebt es, den Verkehr mit ihr durch Strapazen und Entbehrungen gleichsam körperlich zu fühlen. Tagelang kann er wandern, rudern, reiten, wochenlang nachts unter freiem Himmel kampieren, um nur im Genuß der Bewegung zu schwelgen und im Freien zu sein. Der Durchschnitts-Deutsche wird immer die Neigung haben, unter ein gastliches Dach einzukehren, und bei vielen unserer Landsleute kann man im Zweifel sein, ob sie die Natur nicht vielleicht nur darum gern aufsuchen, weil in ihr so viele

Restaurationen angebracht sind. Der Yankee, Mann wie Frau, geht, wenn er sich aus der Stadt einmal in die Natur geflüchtet hat, am liebsten in die Wildnis, wohnt im Zelt, fühlt sich um so wohler, je mehr er in der Zubereitung aller Genüsse nur auf sich selbst angewiesen ist.|

Einen Begriff von der Neigung der Amerikaner für das Naturleben geben die vielen Bücher, Broschüren und Zeitschriften, die dieses Thema ganz ausschließlich behandeln. Theodor Roosevelt selbst hat verschiedene Bücher über Jagd und jagdbare Tiere veröffentlicht. Aber es gibt auch ungezählte Schriften, die, von jedem sportlichen Interesse absehend, die Natur nur um der Natur willen schildern. Die amerikanischen »Nature Books« bilden eine kleine Bibliothek für sich, für die in keiner anderen Literatur etwas Entsprechendes gefunden werden kann. Intimste Schilderungen der nächsten Umgebung, schlichte Betrachtungen über einzelne Naturerscheinungen, die bei uns den Leser langweilen würden, finden drüben Verständnis und Liebhaber. Eines dieser Bücher, das in letzter Zeit Aufsehen unter den literarischen Feinschmeckern gemacht hat, schildert weiter nichts, als was der Autor vom Hinterhofe seines Hauses in Brooklyn gesehen hat.

Solche Bücher sind in Wahrheit keine Kunstwerke; sie dürfen bestenfalls als Skizzen, als Vorarbeiten zu Kunstwerken angesehen werden. Aber in Amerika nimmt man sie als vollgültige Literatur. Es fehlt ihnen am Knochenbau, sie sind künstlerisches Protoplasma, formlos, zerfließend, ohne Anfang und Ende, oft gänzlich pointelos.

Nur ein Volk, das noch keine selbständige Literatur von Grund aus entwickelt hat, in der alles gesagt ist,

was sein Inneres bewegt hat im Laufe der Zeiten, ein Volk, dem vielmehr noch alles neu und wunderbar erscheint an seinem eigenen Wesen und an seiner Umgebung, kann solche kindliche Bücher schreiben und wird sie lesen.

Charakteristischer Gegensatz zu den Bewohnern der Neuen Welt sind in dieser Beziehung die Franzosen, das kultivierteste, aber auch raffinierteste Volk der Alten Welt. Sie haben jeden Gedanken schon gedacht, jedes Ding schon beobachtet, jede seelische und körperliche Regung, jedes Gefühl schon analysiert, alle Formen längst versucht und ausgebeutet. Ihre Dichter sind schwer belastet durch die Vergangenheit. Bei jedem Satz, den sie schreiben, müssen sie sich überlegen, ob das, was sie sagen wollen, nicht schon viel besser ausgedrückt worden ist; sie wissen sich einem verwöhnten, anspruchsvollen Publikum gegenüber. Der amerikanische Autor ist glücklicher daran; er fühlt nicht jene geheime Sorge vor unbeabsichtigten Plagiaten, und sein Publikum kennt nicht die Blasiertheit der Übersättigung. Man schreibt sich die Eindrücke von der Seele und darf sicher sein, wenn man einfach erzählt, was man mit unvoreingenommenem Auge gesehen hat, beim Leser eine verwandte Ader zu treffen.

Bei uns kenne ich nur zwei moderne Autoren, die, von aller Handlung, allem Effekt absehend, die Natur gewissermaßen zum Selbstzweck erhoben haben: Karl Hauptmann und Johannes Schlaf. Sie würden beide, lebten und dichteten sie in Amerika, das finden, was sie hier nicht haben, nämlich Leser.

Die gröbsten Mängel des amerikanischen Lebens: Oberflächlichkeit, Monotonie, Mangel an Verinnerlichung und feinster Geisteskultur, hatten die empfind-

samen Seelen der Neuen Welt früh der Natur in die Arme getrieben. Aber es gab eine Klasse Autoren, die diese Mängel, vermöge ihres Temperaments vom entgegengesetzten Standpunkt auffaßten. Man kann sich der Brutalitäten des Lebens auch auf andere Weise als durch Weltflucht erwehren. Den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit zu zeigen und die Unvollkommenheiten dieser Welt zu belächeln, fordert den Humoristen heraus.

Es ist kein Zufall, daß Nordamerika für die Kürze seiner literarischen Laufbahn eine ungewöhnlich große Zahl witziger Schriftsteller hervorgebracht hat. Die Kontraste, die herauskamen, als ein aus allen Rassen, Farben, Konfessionen, Ständen und Sprachen gemischter Völkerstrom sich in einen fast menschenleeren Kontinent ergoß und ihn in kürzester Zeit oberflächlich besiedelte, drückten dem Satyriker geradezu die Feder in die Hand. Anderseits ist es kein Wunder, daß der Witz, der hier geboren wurde, nicht vom allerfeinsten Korn war; meist verfuhr er nach dem Worte: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!"

Der amerikanische Humor ist ein ziemlich ungewaschener Geselle, indiskret und prahlerisch, der seine Erfindungen selbst mit lautem Gelächter begleitet. Nach der Träne, die sein deutscher Bruder heimlich im Auge zerdrückt, sucht man bei ihm vergebens. Nur zwei amerikanische Autoren weisen jenes Mitgefühl des echten Humoristen auf, das, wo es Hiebe versetzt, auch gleich lindernd mit der Hand darüber streicht: Irving und Holmes. Aber populärer, weil für den Yankeegeist typischer, sind Mark Twain und Bret Harte geworden.

Man braucht drüben nur eine beliebige Zeitung in die Hand zu nehmen oder eine der beliebten Monats-

schriften, um in Sketches, Shortstories, Epigrammen, Anekdoten und Gedichten Proben für den amerikanischen Witz die Menge zu finden.

Eine besondere Stellung nimmt Poe ein. Manche halten ihn für den bedeutendsten neuweltlichen Dichter; jedenfalls ist er ein großer Wortmaler. Sein Sinn für das Groteske ist amerikanisch, in seinen Detektivneigungen verrät er den Yankee. Es ist auch ein Zug in ihm genialer Perversität, der ihn den französischen Dekadenten nahe bringt; die pessimistisch greisenhafte Weltanschauung gallischen Rassenverfalls ist aber so unamerikanisch wie nur möglich.

Das, was sie drüben „Fiktion" nennen, also etwa unsere Belletristik, ist zum überwiegend größten Teile Durchschnittsware und steht unter dem Zeichen der Schnellschreiberei. Nirgends in der Welt sind Bücher so von der Mode des Tages abhängig wie in Amerika Ein Werk macht aus irgendeinem Grunde, der mit Kunst nicht das geringste zu tun hat, Aufsehen, bringt es in kürzester Zeit zu hundert und mehr Auflagen, um nach wenig Jahren einer durchaus berechtigten Vergessenheit anheimzufallen. Die beliebtesten Autoren sind nicht die, welche etwas Neues zu sagen haben, sondern jene, mit feiner Witterung für den Geschmack der Menge begabten Schreibkünstler. Mit einem Worte, es herrscht der Konventionalismus.

Er wird unterstützt durch die Presse. Die Manie des Zeitungslesens, wütend wie sie in der Neuen Welt grassiert, wirkt nicht nur zerstreuend, sie hat auch den Nachteil für die ästhetische Bildung, daß sie die geistigen Werte drückt und die Grenzen unmerklich verrückt zwischen dem, was bedeutend und unbedeutend, wichtig und gleichgültig, vornehm und gewöhnlich, schön und unschön

ist. Die urteilslose Menge schlingt alles wahllos hinab, was ihr in den Zeitungsspalten vorgesetzt wird und überträgt diese Art gierig oberflächlichen Lesens auf das Buch, das ja schließlich auch nur Drucksache ist. Und der überreizte Gaumen verlangt dann von der Dichtung die Sensation, an die er von der Zeitung her gewöhnt ist.

Weit gewählteren Lesestoff als die Tageszeitungen bieten die Monthlies nnd die Revuen ihren Lesern. Aber auch sie können ihrer Abonnenten wegen nur die herrschende Mode widerspiegeln. Das beste, was man der amerikanischen Unterhaltungsliteratur nachrühmen kann, ist elegantes Englisch, geschickte Technik und gute Beobachtung von Äußerlichkeiten. Über den Mangel an Eigenart und Tiefe jedoch können diese Vorzüge nicht hinwegtäuschen. Noch schlimmer ist es um die Lyrik bestellt. Auch Amerika hat, so befremdlich das klingen mag, seine sentimentale Periode gehabt; sie erreichte ihren Höhepunkt etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Nichts blieb damals unangeschwärmt und unbesungen. Aber diese Massenproduktion von Versen hat doch keinen Lyriker hervorgebracht, den man neben die ersten Sänger der Welt stellen könnte. Auch heute, wo die empfindsame Welle längst zurückgeebbt ist, hat sich die Neigung für Lyrik nicht gelegt. Man kann kaum ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne auf Verse zu stoßen; meist stammen sie von zarter Hand. Wenn man einige von diesen Gedichten gelesen hat, so kennt man sie alle; so gänzlich fehlt es ihnen an jeder persönlichen Note.

Ein bedenkliches Zeichen für die Gestaltungskraft amerikanischer Dichter ist es, daß sie sich bisher so wenig an die Geschichte ihres Volkes herangewagt haben. Die

große Zeit der Revolution gegen das englische Mutterland hat ebensowenig wie der Bürgerkrieg eine Epoche literarischer Blüte eingeleitet. Es fehlt den Großtaten in der amerikanischen Geschichte noch die Verklärung durch den Sänger. Ihre nationalen Gesänge, wie der »Yankee doodle«, das »star spangled banner«, oder gar das berühmte »Dixie«-Lied, der Kampfhymnus des Südens, sind von verblüffender Trivialität.

Nicht gänzlich ohne Einfluß ist die Literatur auf die Verschärfung jener Gegensätze geblieben, die schließlich zur Teilung Nordamerikas in zwei feindliche Heerlager geführt haben. Bekannt ist die Rolle, die der Roman von Mrs. Beecher Stowe „Onkel Toms Hütte" in der Sklavenfrage gespielt hat. Nur in einem Volke, bei dem der Weg von der leicht entflammten Einbildung zur leidenschaftlich verfochtenen Überzeugung so kurz ist, wie bei den Yankees, konnte ein verhältnismäßig harmloses Buch eine so durchschlagende Wirkung üben. Bedeutendere literarische Verfechter als diese Frau fand die Sache der Abolition in dem Quäker-Dichter Whittier und anderen Intellektuellen der Neuenglandstaaten.

Die großen Dichter unserer klassischen Periode sind drüben zwar keineswegs ihrem ganzen Werte entsprechend bekannt geworden, aber ihren Spuren begegnet man doch hier und da in der amerikanischen Literatur. Besonders Emerson hat bei den feineren Geistern ein gewisses Verständnis für Goethe angebahnt. Den tiefsten Einfluß jedoch haben auf die Generation von 1830 zu 1870, die ihren tatkräftigen Idealismus in der Sklavenemanzipation und im Bürgerkriege zu erweisen hatte, unsere großen Denker von Kant bis Hegel geübt.

Das ist aber auch alles, was sich im neunzehnten Jahrhundert von deutschem Einfluß auf die amerikanische

Literatur, soweit sie nativistisch ist, nachweisen läßt. Während sich die Wissenschaft von deutschen Forschungsresultaten nährte, schienen alle Brücken abgebrochen, über die unsere Dichtung an das Herz des großen Volkes jenseits des Atlantischen Ozeans hätte gelangen können. England stand uns im Wege, das seit Carlyles Heimgang selbst keinen Interpreten deutschen Genies mehr hatte. Unsere Romantiker und Nachklassiker, die Dichter der Befreiungskriege, Männer wie Arndt, Kleist, Grillparzer, Hebbel, Ludwig sind der Englisch sprechenden Welt unbekannt.

Großbritannien und die Vereinigten Staaten beweisen ihre nahe Verwandtschaft auch durch ihre ähnliche Stellungnahme zur modernen Literaturbewegung. Während der Naturalismus seinen Siegeszug durch ganz Europa antrat, ausgehend von Frankreich, wo er durch die Positivisten Comte und Taine vorbereitet und durch Balzac und Zola zum Prinzip erhoben worden war und sich über Rußland, Skandinavien, Deutschland, nach Italien und Spanien ausbreitete, hielten die Völker angelsächsischer Abkunft diesem stürmischen Gesellen ihre Tore verschlossen. Anhänger der alten Schule werden geneigt sein, die von dieser Kunstrichtung verschont gebliebenen Länder zu beneiden. Aber wenn man auch die Auswüchse und Übertreibungen der kürzlich verflossenen Literaturperiode missen möchte, so muß es doch gerade im Angesicht des heute in England und Amerika herrschenden literarischen Konventionalismus ausgesprochen werden, daß Revolution besser ist als Stagnation.

Übrigens kann es gar nicht verwundern, daß Nordamerika sich an der naturalistischen Bewegung nicht beteiligen wollte oder konnte. Die Grundlagen des

Naturalismus sind durchaus altweltliche. Er stammt aus drei Wurzeln der Evolutionstheorie mit ihrer Weiterbildung des Vererbungsgedankens, dem Sozialismus, speziell dem anklagenden, und dem philosophischen Pessimismus. Seine Methode war die impressionistische, die sich auf genaue Beobachtung und Forschung gründete. Alle diese Richtungen konnten in Nordamerika keinen Boden finden. Der Yankee liebt es nicht, sich mit seelischen Problemen herumzuschlagen, er überläßt ihre philosophische Lösung gern dem Denken anderer. Werden ihm gar noch in der Kunst knifflige Fragen vorgelegt, so empfindet er das als Erschwernis. Mit dem Pessimismus weiß er nun schon gar nichts anzufangen. Der Altruismus eines Tolstoi, die Anklagedramen eines Ibsen, der schonungslose Verismus eines Dostojewsky erscheinen ihm Schläge ins Wasser, deren Zweck er nicht einsieht. Den tiefen, sittlichen Ernst, der diesen Werken zugrunde liegt, vermag er in seinem zur Oberflächlichkeit verführenden Optimismus nicht anzuerkennen. Auch herrschen die Mißstände, gegen die diese modernen Propheten eifern, in der Neuen Welt teils gar nicht, teils in anderer Form und Verkleidung.

Einen wirklich modernen Dichter, der durch und durch Original ist, hat Nordamerika immerhin hervorgebracht: Walt Whitman.

Seine Art ist typischer für den amerikanischen Charakter als irgend etwas, was die transatlantische Kunst, Malerei und Musik eingeschlossen, bisher hervorgebracht hat. Whitman erscheint mit allen Mängeln und Tugenden als die Person gewordene Natur jenes großen Landes. Er ist grotesk und voll von Widersprüchen, massiv, grobkörnig, verschwommen, zerfließend,

deutlich und dunkel in einem, weiblich feinfühlend, männlich derb und kindlich naiv, primitiv und hypermodern, hier stammelnd und lallend wie ein Trunkener, dort hellseherisch wie ein Prophet, brutal und ideal, tiefsinnig und trivial.

Seine Gedichte sind einander sehr ähnlich, haben dasselbe lose Maß, das eigentlich kaum ein Versmaß genannt werden kann, haben alle den nämlichen Inhalt: Amerika. Der Titel „Grashalme" für seine beste Sammlung besagt genau, was seine Lieder sind: natürliche Triebe der Mutter Erde, alle von der nämlichen Sonne hervorgebracht. Es ist, als ob der Wind über die Baumwipfel des Urwaldes streiche und ihnen stets verwandte und niemals ganz gleiche Töne entlocke, oder als ob der Ozean, tief Atem holend, seine Wellen im ewigen Rhythmus der Brandung zum Ufer sende.

In Whitmans Liedern wird man alles finden, was Amerika vor anderen Ländern auszeichnet und ziert, und was es uns fremd und abstoßend macht. Wie sich dieser Dichter in seinen Bekenntnissen mit erstaunlicher Ungeniertheit selbst entblößt, so zeigt er auch ganz naiv, ohne jede erzieherische Absicht, die intimsten Instinkte und Defekte des Amerikanismus. In ihm spiegelt sich, wie in einem ruhigen Gewässer, die ganze neuweltliche Umgebung getreulich wieder. In seiner Phantasie erlebt die amerikanische Natur ohne Verklärung ihre Auferstehung: die Unendlichkeit der Steppen, die Dunkelheit der Wälder, die Wildheit des Westens, das Raffinement der großen Städte, die Biederkeit des Lagerlebens, die Gebundenheit und das unklare Streben der Massen und die Freiheit des einzelnen. Die ganze Buntscheckigkeit des neuweltlichen Rassenkaleidoskops muß diesem Dichter Farben leihen, dabei bleibt er bis

in die letzte Faser Yankee. Man riecht bei ihm den Kohlendunst der Fabrikstädte und Industriezentren, den Broden der frisch aufgebrochenen Ackerscholle, der Viehherde, den Schweiß der Arbeit. Er klagt nicht an, er schildert nur und prophezeit. Er singt, ein moderner Barde, Lieder von der Größe und dem Heldentum des Volkes; dabei kennt er keine Helden in seinen Dichtungen. Die Demokratie ist sein Glaube, die Zukunft Amerikas seine Religion.

„Mit festem Taktschritt ziehen sie vorbei und halten nimmer ein,
Geschlechter von Menschen, Americanos, die Hundert Millionen
Ein Geschlecht seine Rolle spielend und hinfahrend,
Ein anderes Geschlecht seine Rolle spielend und hinfahrend,
Mit dem Antlitz seitwärts gewandt oder rückwärts, mir zu lauschen,
Mit Augen rückschauend nach mir."

Wir haben niemanden, der für das ganze Deutschland ähnlich charakteristisch wäre, wie Whitman es für sein Vaterland ist. Fontane repräsentiert die Mark, Raabe das Philistertum mitteldeutscher Städte, Keller schweizerisch süddeutsches Wesen. Jeder einzelne groß und originell, aber in seinem Stoffgebiete beschränkt. Whitman, monoton und formlos wie er ist, hat doch das ganze riesenhafte Amerika hinter sich. Er ist der Dichter der Weiträumigkeit, der in der Demokratie aufgehenden und verschwimmenden Einzelpersönlichkeit.

Die tiefste Lücke, die in der amerikanischen Kunst und damit in der Kultur der ganzen Nation klafft, bleibt der Mangel eines nationalen Dramas. Hier fehlt auch jeder Ansatz, der zukünftiges Wachstum verspräche. Es gibt Theater und es gibt Truppen, aber die Komödie hängt gänzlich von England und die Oper von Italien und Deutschland ab. Das Starsystem verdirbt die Schauspielkunst, zu der die Yankees von Natur

gute Anlagen mitbringen. Der Geschmack des Publikums ist der denkbar niedrigste. Man will keine ernsten Probleme auf der Bühne behandeln sehen. Der Abhub des englischen Repertoirs scheint für Amerika gerade gut genug. Das wichtigste Requisit der amerikanischen Komödie ist der Revolver. Ein Detektivstück mit Kolportageroman-Effekten hatte in Neuyork den höchsten Rekord der letztjährigen Bühnenerfolge aufzuweisen. Shakespeare wird als Ausstattungsstück gegeben oder um irgendeinen populären Mimen in einer Paraderolle herauszubringen. Am erträglichsten ist noch das Melodrama; Pantomime, Ballett, Gassenhauer, Minstrelgesang, Klownkünste liegen den Darstellerkräften und sind nach dem Herzen eines Publikums, das sich im Theater weniger erheben als vor allem amüsieren will. Die Theaterdirektionen kennen nur ein Ziel: Kassenerfolg, und nur ein Mittel zum Erfolg: Sensation. Das Publikum aber scheint nicht zu ahnen, welche Quelle ästhetischen Genusses und ethischer Verjüngung ihm in einem guten Theater entgeht; es zeigt sich mit den herrschenden Bühnenzuständen ganz zufrieden.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß es eine nationale dramatische Dichtung jenseits des Ozeans überhaupt kaum gibt. Die Bühne bietet originellen Talenten keine Möglichkeiten zur Entfaltung, und die Autoren wiederum stellen die Bühne nicht vor große Aufgaben und das Publikum nicht vor Probleme, an denen sie sich erziehen könnten. Wohl existiert eine Bewegung für die Schaffung einer nationalen amerikanischen Bühne; sie geht von Künstler- und Journalistenkreisen in Neuyork aus. Aber es wird dieser Bewegung schwer fallen, die geeigneten Stücke für ihr Repertoire aus dem Boden zu stampfen. Und selbst, wenn dies

gelänge, wird denn ein Publikum, das so ganz an Sensation und Seichtigkeit gewöhnt ist, mit einem wirklich künstlerischen Programm etwas anzufangen wissen? —

Die moderne amerikanische Gesellschaftskomödie ist ebensowenig geschrieben wie das historische oder soziale Yankee-Drama; hier ist in Amerika noch Amerika zu entdecken.

Religion.

Kunst und Literatur, als edelste Kulturblüten, pflegen die Völker zu entwickeln, wenn die Gesellschaft eine gewisse Festigkeit erlangt hat. Bei einem Kolonialvolke, wie das amerikanische es ursprünglich war, konnte dies erst dann der Fall sein, als das Land der Menschenkraft unterworfen und die für das Gedeihen einer großen Nation notwendigen äußeren Lebensbedingungen wenigstens der Grundlage nach geschaffen waren.

Anders mit der Religion. Während die Kunst gewissermaßen Überschußprodukt ist der Zivilisation, ist Frömmigkeit ein den Völkern eingeborener elementarer Trieb, der um so gewaltiger auftritt, je größer die Abhängigkeit des Volkes von der Natur ist. Ein Trieb, der im Laufe der Zeiten sich verfeinern mag, damit aber an Schlichtheit und Ursprünglichkeit verliert.

Amerikas Anfänge waren religiös. Man kann die dreizehn Kolonien der Ostküste geradezu konfessionelle Gründungen nennen. In den Neuenglandstaaten schufen die Puritaner eine Art Theokratie, deren Spuren in

den Lebensgewohnheiten ihrer Bewohner selbst heute noch nicht gänzlich verwischt sind. In Pennsylvanien ließen sich die Quäker nieder, Maryland wurde vorwiegend katholisch, Virginien anglikanisch, Südkarolina war kurze Zeit Domäne der Hugenotten.

Die Bevölkerung der Ostküste, die später den Sauerteig abgeben sollte für die werdende Nation, führte in den wichtigen Jahren des nationalen Jünglingsalters ein reges religiöses Leben. Auf dem Zuge nach dem Westen aber erfuhr die Gottesfurcht keinerlei Abschwächung; im Gegenteil! Leute, die ihr Leben tagein tagaus in der Hand trugen, hielten sich, umgeben von den Schrecknissen eines unerforschten, wilden Gebietes, fester an das religiöse Erbteil der Väter als jene, die, in zivilisierten Ländern zurückgeblieben, sich in verhältnismäßiger Sicherheit wiegen konnten.

Auch in ihrer Frömmigkeit haben sich die Yankees aus jener kolonialen Epoche gewisse Eigentümlichkeiten gewahrt. Sie sind noch heute in ihrem religiösen Verhalten ein mehr praktisch tätiges als grüblerisches Volk. Die Neue Welt hat keine Theologenschulen entwickelt wie die alte, die Amerikaner sind keine spekulativen Dogmatiker; ihre mangelnde philosophische Ader zeigt sich auch darin. Trotzdem besitzen sie regen Sinn für religiöse Fragen. Ihr Christentum ist nämlich lebensfroh, nicht duckmäuserisch, es ist das Kampfprodukt vieler Jahrhunderte.

Auch hierin sind die Amerikaner glückliche Erben der Alten Welt. Die religiösen Revolutionen haben sich auf europäischem Boden abgespielt. Amerika hat im Anfang konfessionellen Hader, niemals aber Religionskriege gehabt. Wohl wurde die amerikanische Erde sattsam gedüngt mit dem Blute des roten Mannes und

manches Weißen dazu, aber Märtyrerblut ist dort nicht geflossen, mit dem die deutsche und romanische Erde so überreich getränkt ward. Aber früh wurde Amerika zum Freihafen für die aus England, Frankreich, Deutschland um ihres Glaubens willen Vertriebenen.

Auf keinem Gebiete erscheint die Freiheit, die die Neue Welt dem Individuum läßt, so vollberechtigt wie im Glaubensleben. Drüben kann der Mensch wirklich ganz nach seiner Fasson selig werden. Die Freiheit im Bekenntnis, von der Staatsverfassung ausdrücklich gewährleistet, hat jedoch die Leute nicht gottlos gemacht, sondern nur den Grund geschaffen, auf dem sich ein reges und mannigfaltiges religiöses Leben früh entfalten konnte.

In der für die Entwickelung des amerikanischen Volks so wichtigen Zeit zwischen 1770 und 1800 wurde die wichtige Trennung zwischen Staat und Kirche vollzogen. Die ursprüngliche Auffassung der Staatsgesetze, daß religiöses Bekenntnis Voraussetzung aller Bürgerrechte sei, machte damals einer freieren Auffassung Platz. Aus einer Anzahl engbrüstiger Theokratien war eine große Republik geworden, deren Grundgesetze Religion zur Privatsache machten.

Es ist nun für uns, die wir an die Gebundenheit des religiösen Bekenntnisses durch mancherlei gesellschaftliche und staatliche Fesseln gewohnt sind, von hohem Interesse, zu sehen, was aus dem Christenglauben geworden ist, in einem Lande, wo sich die Regierung der geistlichen Frage gegenüber völlig neutral verhält.

Aus dem äußeren Verhalten der Menschen kann man natürlich keine sicheren Rückschlüsse auf die Frömmigkeit der Herzen ziehen. Jedenfalls, wenn die Zahl der

Kirchen und Geistlichen, die Heilighaltung des Sonntags, der Kirchenbesuch und die Größe des Kirchenguts maßgebend wären, dann müßte man dem Volke von Nordamerika die Palme der Frömmigkeit zuerkennen. Irgend jemand hat einmal boshaft bemerkt, die Yankees patronisierten den lieben Gott in ihrem Kultus. Von der tiefen Zerknirschung des deutschen Frommen, von einer Demut vor Gott, wie sie unser Pietismus empfunden hat, ist bei den großen Denominationen jenseits des Atlantischen Ozeans, bei den Presbyterianern und den Kongregationalisten kaum etwas zu spüren; am ersten vielleicht noch bei den Methodisten, denen die Bußbank anfangs nicht fremd war. Ehrfurcht ist eben keine hervorstechende Eigenschaft im Yankee-Charakter. Beim Gottesdienst in mancher fashionablen Kirche von Neuyork oder Boston hat man mehr das Gefühl, sich in netter, unterhaltender Gesellschaft als in einer Gemeinde von andächtig Frommen zu befinden.

Mitglied einer Kirche zu sein gehört immerhin zum guten Ton. Ebenso wie die Yankees sich mit anderen nationalen Eigenschaften und Einrichtungen brüsten, so sind sie auch von dem Gedanken eingenommen, ein christliches Volk zu sein. Ja bescheiden, wie sie nun einmal sind, betrachten sie sich als Gottes auserwähltes Volk und Werkzeug seiner Weltregierungspläne. Sie geben Gott, was Gottes ist, erwarten aber natürlich auch von ihm, daß er das Seine für sie tue. In diesem praktischen Pharisäismus berühren sie sich mit den Juden ebenso wie mit ihren englischen Vettern.

Obgleich die Trennung von Staat und Kirche heute streng durchgeführt ist, wird äußerlich doch das Dekorum des christlichen Staatswesens gewahrt. In dem Grundgesetze der Vereinigten Staaten ist der Name Gottes

nicht erwähnt, dafür beginnen die Konstitutionen der meisten westlichen Staaten ihre Einleitung etwa wie folgt: „Wir, das Volk des Staates Ohio, sind Gott dem Allmächtigen dankbar für unsere Freiheit" usw. Die beiden Häuser des Kongresses eröffnen täglich ihre Sitzungen mit Gebet. Kein Mann von notorisch irreligiöser Gesinnung hätte drüben Aussicht auf Anstellung; viel eher würde man einem Politiker durch die Finger sehen wegen zweifelhafter Geschäftsmanipulationen, Bestechung und dergleichen, als wegen Freigeisterei und laxer Sitten. Einzelne Staaten verlangen noch jetzt „Glauben an ein höheres Wesen und an Unsterblichkeit" zur Wählbarkeit für ein öffentliches Amt. Man hat von alter Zeit her an die Einrichtung gelegentlicher Buß- und Bettage festgehalten, außerdem ordnet der Bundespräsident jährlich im Herbst ein allgemeines Erntedankfest an. Nirgends war Sonntagsvergnügen und Feiertagsarbeit so streng verpönt, wie in Nordamerika; nur den Deutschen ist es gelungen, diese aus den Zeiten enger Gesetzesherrlichkeit der Puritaner stammenden, übertrieben strengen Gebräuche etwas zu mildern.

Befremden uns auch solche Anschauungen bei einem sonst leidlich vorurteilslosen, durchaus modern empfindenden Volke, so wäre es doch verkehrt, den religiösen Konservatismus der Amerikaner auf Heuchelei zurückführen zu wollen. Sie sind ein religiös veranlagtes Volk, wenn auch ihre Frömmigkeit von der unseren stark verschieden ist. Der Yankee neigt nun einmal dazu, das zu tun, was er andere tun sieht, und zu bewundern, was anerkannt ist. Er ist Herdenmensch, trotz seiner sprichwörtlichen Freiheitsliebe; gerade sein Gleichheitstrieb, seine demokratische Gesinnung machen

ihn dazu. Möglicherweise ist es also die mangelnde geistige Originalität, die ihn beim Christentum erhält. Jedenfalls bewahrt ihn seine oberflächlichere Veranlagung vor dem Skeptizismus, der so viele unserer tiefer bohrenden Landsleute mit dem Christentume brechen läßt.

Für den ersten Augenblick mag auch die Tatsache erstaunlich erscheinen, daß der Westen in religiöser Beziehung konservativer ist als der der Kultur nach so viel ältere Osten. Der Westen mit seiner ungebundenen Lebensweise, seinem praktischen Radikalismus, der für Frauenemanzipation und andere Reformen stets am ersten zu haben war. — Aber ein Kenner des amerikanischen Lebens wie Shaler versichert uns, der Westen sei der Sitz der Orthodoxie im Gegensatz zu dem eher zu religiösen Neuerungen geneigten Osten. Schließlich ist das wohl erklärlich; die wichtigste Eigentümlichkeit des Westens ist fieberhafte Energie im Bewältigen der Außenwelt. Das Grübeln über das Wesen der Gottheit überlassen die Männer der Tat überall gern den Theologen; zur philosophischen Spekulation haben auch bei uns die Güterspekulanten meist nicht Zeit und Neigung.

Der Yankee hat Freude an den kirchlichen Formen, die Kirche ist populär. Die respektablen Leute halten es, genau wie in England, für notwendig, jeden Sonntag mindestens einmal in die Kirche zu gehen. Das Gewissen würde sie vielleicht nicht allzusehr beunruhigen, aber es würde ihnen ein unangenehmes Gefühl des Ungewaschenseins bereiten, blieben sie dem Gottesdienste fern. Das erste, was in einer jeden neuen Stadt erbaut wird nächst Bankhaus und Saloon, ist die Kirche.

Neuyork hat es jetzt auf 1380 Kirchen gebracht.

Man soll die Opfer nicht verachten, die das Volk für seine Erbauungsstätten bringt, sie sind in der Neuen Welt, wo alles aus dem Rohen zu schaffen ist, bedeutend und beschämen jedenfalls die Opferfreudigkeit unserer deutschländischen Gemeinden.

Opfer aber setzen Interesse voraus für die Sache, der man sie bringt. Das kirchliche Interesse zeigt sich am deutlichsten in der regen Teilnahme des Laienelements an der Kirchenverwaltung. Die Parochien sind meist kleiner als bei uns — auch ein großer Vorzug für das Gemeindeleben —, sie werden fast ganz vom Laienelement beherrscht, das aus sich heraus alles ersetzen muß, was in der Staatskirche die Kleriker leisten. Die nach demokratischem Prinzip sich selbst regierenden Synoden weisen natürlich erst recht ein Vorwiegen des Laientums auf.

Die Zersplitterung der Evangelischen in unzählige Sekten, beklagenswert wie sie in mancher Beziehung sein mag, gibt eigentlich auch einen Beweis dafür, daß das religiöse Interesse nicht schläft, daß es sich, wenn auch vielleicht verkehrt und närrisch, doch lebhaft betätigt und daß es nach Gestaltung ringt. Jeder, der sich dazu berufen fühlt, kann eine neue Sekte gründen, falls er nur Anhänger findet. Wie Sand am Meere sind die echten und falschen Propheten, die im Laufe der Zeit Gläubige um sich gesammelt haben. In einer aus den abenteuerlichsten Elementen zusammengeflossenen, jungen Bevölkerung, wie die des Westens bis vor kurzem war, spielt der Aberglaube natürlich eine große Rolle. Die Menge fühlt zudem überall grob materialistisch, möchte das Göttliche am liebsten mit Händen greifen, und ist daher durch geschickte Macher, die ihr den Himmel auf Erden versprechen, leicht zu verführen

oder auch von religiösen Schwärmern, die sich als Werkzeuge Gottes auszuweisen verstehen, zu fanatisieren.

Am bekanntesten nach dieser Richtung ist wohl für Nordamerika das große Experiment der Mormonen, das wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiet eine bedeutende Tat hinterlassen hat: die Kolonisation von Utah. Daneben bestehen verschiedene religiöse Genossenschaften mit kommunistischer Grundlage; ferner Harmonisten, Menoniten, mährische Brüder, Zionisten, Trappisten, Tunker und viele andere, die Gott auf besondere Weise dienen.

Im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ging eine große religiöse Bewegung durch den ganzen mittleren Westen, die sich in den wunderlichsten Inspirationen der Gläubigen manifestierte. Aber auch heute sind camp meetings, geheime Versammlungen Erweckter, Wanderzüge von Pilgern nach einer Wunderstätte nichts Seltenes. Besonders auf die unteren Klassen wirken jene für Amerika bezeichnenden Persönlichkeiten begeisternd, die prophetische Begabung, praktischen Sinn, Führertalent und Gewissenlosigkeit in merkwürdiger Mischung vereinigen, wie seinerzeit Joseph Smith, der Mormonenapostel, und Brygham Young, der vielbeweibte Präsident von Utah.

Schließlich gehört hierher wohl auch jener Aberglaube, der heute in den höheren Gesellschaftsklassen zahlreiche Anhänger besitzt, und der, nachdem er Nordamerika und Großbritannien verseucht hat, auch zu uns seine Ableger sendet: die Christian Science, das Gesundbeten. In Deutschland, mit seinen dominierenden Landeskirchen, bleibt ein solcher Kult auf Privatkonventikel hinter geschlossenen Türen beschränkt, in Amerika darf

jeder Hokuspokus offen ausgeübt und Religion genannt werden. Christian Science hat heute, wo seit ihrer Entdeckung durch Mrs. Eddy nur wenige Jahrzehnte vergangen sind, bereits Tausende von Predigern, Kirchen, Gemeinden, Versammlungsräumen, Bibliotheken über der ganzen Union verstreut.

Christian Science ist schließlich nur einer von den vielen Versuchen der heilsbedürftigen Menschheit, das Christentum Christi wieder herzustellen. Das Neue Testament mit seiner Vielseitigkeit, mit seinen einander nicht immer deckenden, oft unvollständigen und subjektiv gefärbten Angaben über Christi Leben und Lehre befördert ja die Bildung von religiösen Sondermeinungen, fordert geradezu zum Auslegen der Schrift und zu beliebigem Aneignen des als passend Erkannten heraus. Jede Sekte betont irgendeine besondere Seite des Evangeliums und glaubt im Alleinbesitz der wahren Heilserkenntnis zu sein. Auch Christian Science beruft sich auf den Heiland. Mary Baker, G. Eddy schreibt selbstbewußt: „Im Jahre 1866 entdeckte ich die Christus-Wissenschaft oder die göttlichen Gesetze des Lebens und nannte sie: ‚Christian Science‘. Das von derselben Dame verfaßte Lehrbuch der neuen Religion! «Science and Health with Key to the Scriptures« ist von den orthodoxen Gesundbetern längst unfehlbar gesprochen worden. Man hat es hier mit mehr als bloßem Aberglauben, man hat es mit einem entwickelten Dogma zu tun. In dem »American Encyclopedic Dictionary« wird als Grundlage der Christian Science definiert: „die Wirklichkeit und Allgegenwart Gottes und die Unwirklichkeit und Nichtigkeit der Materie, die geistige Beschaffenheit des Menschen und des Weltalls, die Allmacht des Guten und die Impotenz des Übels.“

Man sieht, diese Prinzipien sind ebensowenig blasphemisch wie neu.

Der Zusammenhang der christlichen Wissenschaft mit dem Gesundbeten ist nun folgender: Christian Science will die Wahrheit der ursprünglichen Lehre Christi wieder herstellen. In der Wahrheit erblickt sie das einzige Heilmittel gegen den Irrtum. Krankheit aber, eine Folge der Sünde, ist Irrtum. Bekämpfe Sünde und Irrtum, so bekämpfst du Krankheit und Tod!

Jeder Christ kann diese Sätze gutheißen, sie lassen sich mit Aussprüchen des Heilands belegen. Christian Science aber zieht aus diesen Prämissen unhaltbare Folgerungen. Sie erklärt, daß der Geist alles sei, die Materie nichts. Das Vorhandensein unheilbarer Krankheiten wird von ihr geleugnet. Ihre Apostel behaupten, daß die Wunder, welche Christus einstmals gewirkt habe, noch heute von den Gläubigen auszuführen seien. Ja, es wird die Methode zum Wundertun angegeben. Im »Christian Science Sentinel«, einem Blatt, das neuerdings auch in deutscher Ausgabe erscheint, steht zu lesen: »Christian Science zeigt, daß Jesu Werk sich auf ein ewiges Prinzip gründet, dessen Erkenntnis ihn befähigte, den richtigen und daher allein wissenschaftlichen Weg der Krankenheilung zu offenbaren. Sie gibt überdies eine vollständige Erklärung des Prinzips und die Darlegung der unfehlbaren Regel, wonach das Prinzip demonstriert werden kann."

Mit einem Worte, Jesus Christus wird zu einer Art Magier gemacht und gleichzeitig behauptet, daß man sich noch heute mit Hilfe der christlichen Wissenschaft seine Wunderkräfte aneignen könne. Damit zeigt diese anscheinend spiritualistische Lehre den Teufelsfuß: ihr prosaisch utilitarisches Wesen. Sie begeht den

fundamentalen Irrtum, die Religion aus dem Bereiche des Gefühls in das des nüchtern rechnenden Verstandes überzuleiten. Sie behauptet, geistig zu sein und ist doch grob materialistisch. Aber gerade durch ihre sinnliche Seite gewinnt sie die Massen, die nun einmal auch auf religiösem Gebiete etwas Handgreiflichkeit haben wollen und stets dem Priester folgen, der ihnen das blaueste Wunder verspricht. In den Schriften und Zeitungen der Gesundbeter werden zahlreiche sogenannte „Heilungs-zeugnisse" veröffentlicht. Im Aprilheft des »Christian Science Herold« gibt unter anderen ein zehnjähriges Mädchen, Mitglied der „Ersten Kirche Christi" und der „fleißigen Bienchen", ein Zeugnis zum besten, wonach sie wiederholt „Demonstrationen" gehabt habe. Solche Demonstrationen kamen bei ihr folgendermaßen zustande: Wenn das Kind eine besonders schwere Aufgabe in der Schule hatte, oder wenn es hingefallen war, sich irgendwie verletzt hatte, so behandelte sie sich selbst, versuchte sich dabei zu vergegenwärtigen, daß Gott allmächtig und daß dem göttlichen Geiste nichts schwierig sei. Sie wußte dann jedesmal ihre Aufgabe und wurde ohne Arzt und Medizin geheilt.

Mögen sich die christlichen Scientisten noch so sehr dagegen verwahren, man wird sie nach solchen Leistungen doch nur als eine neue Auflage der Spiritisten betrachten dürfen.

Das Ende dieser in ihrem äußeren Wachstum sicherlich imposanten Bewegung ist noch gar nicht abzusehen, von Stillstand oder gar Abflauen der Begeisterung scheint keine Rede zu sein. Diese Lehre ist für die Amerikaner wie geschaffen, denn sie hat neben der esoterisch transzendentalen Seite eine realistisch materialistische. Das „Wunder" ist auch drüben „des

Glaubens liebstes Kind". Die große Menge setzt der neue Glaube in Staunen durch seine Kuren, seine Wirkungen in die Ferne. Stark wird auch von der Autosuggestion Gebrauch gemacht. Einzelne Heilungen, die sie zur Folge haben mag, werden auf das Konto der Gebetswirkung gesetzt. Für feinere Geister hat diese Lehre andere Lockmittel in Bereitschaft; sie betont die übersinnliche Seite des christlichen Evangeliums und erhebt das Heilen durch Gebet und mystische Einflüsse zur Wissenschaft. Jedenfalls kann man dem System feine Menschenkenntnis und seiner Anwendung Raffinement nicht gut absprechen.

Etwas ganz anderes als diese in das Gebiet des Aberglaubens gehörigen, das Kriminalistische streifenden Kulte ist jene große Bewegung, die sich in den Tiefen des Volks gegen Veräußerlichung und Ritualismus der herrschenden Denominationen geltend macht. Bereits der Methodismus, der besonders im Süden während des neunzehnten Jahrhunderts zur Kirche des Volks geworden war, bedeutete einen Protest gegen die verstandesmäßige Behandlung der Religion und gegen den Hochmut der Kirchendiener. Aber auch der Methodismus hat mit wachsender Ausbreitung und zunehmendem Reichtum das Fundament der Demut und Niedrigkeit, das die Menge mit richtigem Instinkt als echten Wesenszug des ursprünglichen Christentums sucht, verlassen. Die großen, alten, herrschenden Denominationen, die ihre eigenen Universitäten kontrollieren und deren Kirchengut nach Milliarden zählt, zeigen den größten Fehler, den eine Volkskirche aufweisen kann, sie dringen nicht in die Tiefe, kommen nicht an die Massen heran.

Man sieht in den Gottesdiensten der Episkopalkirche wie der Presbyterianer kaum je eine ärmlich

gekleidete Person. Wie sollten Arme sich auch in Gotteshäuser wagen, wo die besten Plätze vielleicht tausend Dollar pro Jahr kosten, wo in Altarschmuck, Bildwerk, Gewändern, Musik der äußerste Pomp entwickelt wird. Diese Denominationen sind auf dem Wege, im Ritus immer mehr der englischen Hochkirche mit ihrer selbstbewußten Respektabilität und ihrem Hinneigen zum römischen Katholizismus ähnlich zu werden. Die Folge ist, genau wie in England, Entstehen von Sekten, die außerhalb der herrschenden Richtung ihr Heilsbedürfnis befriedigen. Jenseits des Atlantischen Ozeans ist eine starke Low-church-Bewegung im Gange. Von Dissenters kann man drüben schon darum nicht gut sprechen, weil es ja eine Established Church im Sinne der englischen Staatskirche nicht gibt. Trotzdem hat der Protest gegen das offizielle Kirchentum und seine Erstarrung in Dogma und Ritus mannigfaltige Formen angenommen. So betonen die Baptisten das dem Protestantismus eingeborene demokratische Prinzip, wonach jeder Mensch den Priesterberuf in sich trägt.

Am elementarsten aber kommt der Drang zur Selbständigkeit, das heiße Verlangen nach Erlösung vom Elend der Sünde und nach Durchdringung des ganzen Lebens mit christlicher Ethik zum Ausdruck in der Salvation Army. Es haftet dieser Bewegung viel Fratzenhaftes an, und doch hat sie gerade in Amerika ihre tiefe Berechtigung. Sie füllt eine Lücke aus, die die Kirche der Reichen offen läßt; sie dringt in Tiefen hinab, vor denen sich die korrekten Priester der modischen Denominationen mit Schauder abwenden; sie bietet in der Großstadt die Stätte, wo den Elenden, Verstoßenen, Verkommenen doch einmal wenigstens das Wort treffen mag, das ihn über Misere und Schmutz seiner Um-

gebung hinaus auf das Dasein höherer Güter und sittlicher Möglichkeiten weist.

In den Versammlungen der Salvation Army, die außer in ihren Betsälen auch oft an der ersten besten Straßenecke stattfinden, fühlen sich diese Ärmsten ganz unter sich: nicht bedrückt durch die theologische Überlegenheit des Priesters und die Pracht und Exklusivität des Gotteshauses. Hier geht ihnen das Herz auf; oft kommt an solcher Stelle das Bedürfnis der Menschenseele, anderen von seinen tiefsten Regungen und Gefühlen mitzuteilen, in rührender Weise zum Ausdruck. Daneben freilich äußert sich auch die menschliche Eitelkeit in larmoyanter Selbstanklage, in sentimentalem Breittreten angeblicher Erweckung und innerer Erlebnisse, vermischt mit der heuchlerischen Routine des zünftigen Büßers, in krausem Durcheinander.

Von ganz anderer Art ist der stille, unaufdringliche Protest gegen die Veräußerlichung der Religion in der kleinen Gemeinde der Unitarier. Sie ist die Kirche der Intellektuellen; Leute wie Channing und Emmerson haben ihr angehört. Charakteristisch für den Geist, der in dieser Denomination weht, ist die mir durch Ohrenzeugen verbürgte Tatsache, daß im Gottesdienst der Unitarier in Neuyork Stellen aus Walt Whitmans Gedichten in die Responsorien aufgenommen sind, ja daß gelegentlich Gedanken dieses durch und durch pantheistischen Freigeistes hier der Predigt zugrunde gelegt werden.

Direkte Negation des Christentums ist in Amerika selten, wenigstens wagt sie sich, wo sie existiert, nicht offen hervor. Trotzdem Staat und Behörden sich prinzipiell nicht um das Kirchenwesen kümmern, ist bei den Bürgern ein wenigstens äußeres Zur-Schau-tragen

christlicher Gesinnung Erfordernis des Anstands. Den Atheisten bedroht kein mittelalterlicher Scheiterhaufen, aber die für den Modernen schwerer zu tragende Strafe gesellschaftlicher Verfemung; er ist deklassiert.

Bei den Massen herrscht weniger nackter Unglaube oder gar Glaubenshaß, als vielmehr religiöse Gleichgültigkeit. Sie hat ihren Ursprung einmal in der Exklusivität der herrschenden kirchlichen Richtungen, von denen sich die Armen abgestoßen fühlen, vor allem aber im Fehlen jeglichen Religionsunterrichts in der Schule. Die Wohlhabenden schicken ihre Kinder in die von ihrem Gelde unterhaltenen Sonntagsschulen, die Armen unterlassen das aus begreiflichen Gründen. Und so wächst, vor allem in den großen Städten Nordamerikas, ein modernes Heidentum heran, das den Gottessohn nur darum nicht leugnet, weil es ihn überhaupt nicht kennt.

In der Theologie gibt es unter der großen Herde der Orthodoxen auch einige freier gerichtete schwarze Schafe. Aber diese Männer haben weder auf das Volk noch auf die Wissenschaft und die Fachgenossen bisher eine tiefere, zum Nacheifern anspornende Wirkung ausgeübt. Das Laientum interessiert sich mehr für die innerkirchlichen Fragen als für dogmatische Thesen. Wohl werden gewisse, an der Oberfläche des Christentums liegende Fragen, wie Gnadenwahl, Rechtfertigung durch den Glauben, Sünde gegen den heiligen Geist usw. auch unter den Nichttheologen öffentlich besprochen und erwogen, aber an die Grundtatsachen: Gottessohnschaft Christi, Dreieinigkeit, Fortleben nach dem Tode, wagt man sich nur zagend heran.

Während man die Glaubenssätze des Christentums ununtersucht läßt, betont man um so mehr seine praktische Seite. Die christliche Moralität, die sich im

äußeren Verhalten des Menschen sinnenfällig zeigt, wie in der Sabbatheiligung, im Wohltun, innerer und äußerer Mission, steht im Vordergrunde des öffentlichen Interesses; und nach echter Yankeeart prahlt man gern mit seinen Großtaten. Dieses Brüsten mit christlicher Gesinnung zeigt sich auch in der Presse und ihrer Stellung zu religiösen Fragen. Nicht nur gibt es eine Unmenge frommer Zeitschriften', die »religious weeklies« und »monthlies«, deren Spezialität das Religiöse in allen Färbungen ist, nein, auch die Tagespresse protegiert das Christentum. Selten unterlassen es die großen Zeitungen, in ihren Sonntagsnummern mindestens einen Artikel zu bringen, der sich eingehend mit kirchlichen Fragen beschäftigt.

In der Predigt ist transszendentale Spekulation und Vergeistigung der christlichen Lehre selten, um so häufiger ein nicht sonderlich tiefes Moralisieren und ein rationalistisch trockenes Hineinziehen des Weltlichen in das Geistliche, das unserer Auffassung von der Würde des Gottesdienstes nicht entspricht. Dem Bibeltext, wenn überhaupt einer der Predigt zugrunde liegt, wird Gewalt angetan, die Kanzel häufig um des momentanen Effekts willen mit der Plattform des Politikers oder gar dem Überbrettl verwechselt. Einen Geistlichen, der, wie ich es in Boston gesehen habe, mit einem schweren Armstuhl über den Schultern auf dem Podium herumtrampelt, um zu illustrieren, wie die Menschheit unter ihrer Sündenlast seufze, und eine Gemeinde, die einer solchen Aufführung ihres Hirten applaudiert, würde bei uns weder die öffentliche Meinung gut heißen noch das Kirchenregiment dulden.

Die Atmosphäre, welche drüben die sichtbare Kirche umweht, ist eben eine wesentliche andere als hier

Nirgends fällt einem das mehr auf, als wenn man kurz hintereinander eine lutherische Kirche in Amerika auf dem Lande besucht, die auch drüben den Stempel deutschen Wesens am treuesten wahrt, und dann in das prunkvolle Gotteshaus einer herrschenden Denomination, vielleicht der Presbyterianer, geht. Bei unseren Landsleuten: Schlichtheit, Innigkeit, gottesdienstliche Formen, die eine gewisse Scheu vor dem Mysterium bekunden und die intime Auseinandersetzung des einzelnen mit seinem Gott nicht erschweren. In der Yankee-Kirche der Geist Calvins im Gewande Roms einherschreitend, klarere, minder diskrete, aufdringlichere Formen; man ist unter Leuten, die sich von außen her anregen lassen müssen, durch eine interessante Rede, durch schönen Gesang, denen über die Andacht der Komfort und eine elegante Umgebung geht. Die Erbauung des Gemüts, die der Deutsche vor allen Dingen im Gotteshause sucht, ist ihnen offenbar ein fremder Seelenzustand.

Für den Anglo-Amerikaner ist die Kirche nicht eine weitab vom Alltag stehende, erhabene Stelle der Gottesverehrung, nicht die vom keuschen Geheimnis umschauerte Stätte menschlicher Hinneigung und göttlicher Hingabe, nicht die Braut Christi, sondern eine soziale Institution. Die Kirche hängt drüben eng zusammen mit allerhand wissenschaftlichen, kommunalen und geselligen Einrichtungen, sie ist der Sammelpunkt aller auf Hebung des Volkswohls und der Volksmoral gerichteten Bestrebungen. Man benutzt die Räume des Gotteshauses nicht selten zu Konzerten, Theateraufführungen, Vorträgen. Die sogenannten »sociables« vereinigen Gemeindemitglieder aus allen Schichten und Gruppen in zwangloser Weise. Vom Geistlichen verlangt man, daß er gentleman ist und seine Stellung

zu repräsentieren versteht. Mangel tieferer theologischer Bildung würde man ihm noch eher verzeihen, als Ungeschliffenheit und das Fehlen weltmännischer Eigenschaften, die er als Haupt einer auf kirchlicher Grundlage aufgebauten gesellschaftlichen Gruppe notwendig braucht.

Durch die Zersplitterung der Evangelischen in unzählige Separatkirchen wirkt die Geschlossenheit der römisch-katholischen Kirche um so imposanter. Sie steht da wie ein mächtiger Block im Auf- und Abwogen einer stets wechselnden Brandung dissentierender Ansichten und heterodoxer Richtungen. Rom hat auch in der Neuen Welt jene merkwürdige Gabe bewiesen, bei äußerlich größter Schmiegsamkeit innerlich unverändert zu bleiben. Die römische Kirche ist drüben genau so starr, eng, zelotisch und freiheitsfeindlich wie überall anderwärts in der Welt. Sie hat vom Dogma des Alleinseligmachens auch nicht ein Jota aufgegeben, und doch verträgt sie sich mit der Demokratie ausgezeichnet, ist durch und durch amerikanisiert. Sie wächst weniger durch Proselyten als durch Zuwanderung aus den katholischen Ländern Europas. Ihre Macht auf dem Gebiete der Politik ist überschätzt worden. Die Know-nothing-Bewegung, deren Spitze gegen die Ausländer und gegen Rom zugleich gerichtet war, ist längst abgeflaut; sie würde, wenn sie jetzt, statt in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, aufträte, kaum genügenden Agitationsstoff finden, um die Massen gegen den Katholizismus mobil zu machen.

Es mag sein, daß auch in Nordamerika der Beichtstuhl gelegentlich benutzt wird, um außerkirchliche Zwecke zu verfolgen, Wahlagitation zu treiben, und auf dem Umwege über die Frauen durch Priesterhand die Staats-

geschicke zu lenken. Im übrigen aber sind die Vereinigten Staaten wohl das einzige, nicht genug glücklich zu preisende Land des ganzen Erdenrunds, in dessen Geschichte von erfolgreicher Einmischung der Kirche in die Staatsangelegenheiten bisher wenig zu spüren gewesen ist.

Rom liegt für die Amerikaner nicht jenseits der Berge, sondern jenseits des Weltmeers. Der Ultramontanismus ist für das Anglo-Amerikanertum weder eine politische Gefahr noch eine kulturelle. Er wird niemals in das Kapitol von Washington einziehen, noch über die Schulen und Universitäten in einer das geistige Leben gefährdenden Weise Macht gewinnen.

Gerade in der Stellung der römischen Kirche in Nordamerika liegt der Beweis, daß die Väter der Konstitution weise gehandelt haben, als sie Kirche und Staat von vornherein trennten. Beide Teile haben dadurch gewonnen; der Staat hielt sich frei von priesterlicher Einmischung, die in Europa so oft zu den blutigsten Händeln geführt hat, und der Kirche wurde von Anbeginn die rechte Stellung angewiesen, nämlich außerhalb der Machtfragen, im Reich des Unsichtbaren. Man überließ ihr die Seelen, verwehrte ihr jedoch die Politik.

In der Konstitution ist folgender Satz enthalten: „Der Kongreß soll kein die Gründung einer Religionsgesellschaft betreffendes oder die freie Religionsübung hinderndes Gesetz erlassen!" Es war nur folgerichtig, daß ein Staat, der sich in so unzweideutiger Weise zur Einmischung in das Religiöse für inkompetent erklärte, anderseits auch bei Gründung und Aufrechterhaltung irgend welchen religiösen Kults seine Unterstützung versagte. Niemals hat sich drüben die weltliche Macht

zum Handlanger hergegeben. Der Staat verhält sich der Kirche gegenüber neutral, gewährt ihr seinen Schutz nur wie jeder anderen Korporation, mischt sich nicht in ihre Regierung und innere Verwaltung. Der Begriff des besonderen Kirchenrechts existiert für Amerika überhaupt nicht, und für den Summus episcopus gibt es keinen Platz in der Freikirche. Der Gesetzgeber hat mit der Gewährung solcher Freiheit ein feineres Verständnis für das geistige Wesen der Religion und für die im höchsten Sinne liberalen Grundideen des Christentums bewiesen, als alle Verteidiger und Lobpreiser unseres Staatskirchentums zusammen.

Gewiß hat die amerikanische Freikirche ihre Schattenseiten entwickelt, aber das Hauptbedenken, das die Anhänger einer vom Staat getragenen und geschützten Kirche gegen die ganz auf sich selbst gestellten unabhängigen Gemeinschaften geltend machen, nämlich, daß sie der Irreligiosität Tür und Tor öffneten, hat sich bei dem amerikanischen Experiment als völlig unzutreffend erwiesen. Nirgendwo hat neuerdings das Christentum seine gemeindebildende Kraft glänzender bewiesen, als in der großen Republik jenseits des Atlantischen Ozeans, deren ungezählte Religionsgesellschaften nicht allein im eigenen Lande ein reges Leben entwickeln, die vielmehr Opfermut und Mittel genug aufbringen, um auch unter den Heiden des ganzen Erdballs eine imposante Missionstätigkeit zu entfalten.

Die Opferfreudigkeit wird gerade dadurch den Mitgliedern der Freikirche anerzogen, daß sie die kirchlichen Subsistenzmittel ganz allein aufbringen müssen. Die Freikirche muß um ihre Existenz ringen, das tut jedem Organismus gut. Sie hat weder materiellen noch geistigen Rückhalt an der Staatsmacht; niemand

berät sie in Dingen der Verwaltung, das macht sie selbständig, und lehrt sie den Zusammenhang suchen mit dem praktischen Leben. Sie muß sich selbst ihre Geistlichen heranziehen und ausbilden und zu diesem Zwecke Seminare gründen und Hochschulen unterstützen. Dadurch wird von vornherein Einheit des Bekenntnisses bei Gemeinde und Geistlichkeit gesichert; theologische Lehre und Laienüberzeugung fallen zusammen, zwischen denen bei uns so leicht ein bedenklicher Widerspruch klafft. Die Gemeinde hat es ja in der Hand, nur solche Hirten zu wählen, die an ihren eigenen Schulen ausgebildet sind. Allerdings bekommt auf diese Weise die Laienschaft Kontrolle über den Lehrstuhl. Für die Freiheit theologischer Forschung ist dies gewiß kein idealer Zustand.

Und es ergibt sich daraus die merkwürdige Erscheinung, daß, während drüben die Kirche in ihren inneren Angelegenheiten völlig frei ist, an unseren Staatsuniversitäten Forschung und Lehre viel größere Freiheit genießen als dort, wo Synoden, Denominationen, ja einzelne private Gönner eine durchaus nicht immer unparteiische Oberaufsicht über den religiösen Geist des betreffenden Lehrkörpers ausüben.

Die Freikirche wirkt aber auch reinigend auf das Laienelement ihrer Herden. Weil sie Opfer fordert, stößt sie die lauen Geister ab; weil sie wenig weltliche Vorteile, keine Protektion zu bieten vermag, treibt sie die Streber von sich. Gerade die kalten Mußchristen und Mitläufer bedeuten ja für unsere Kirchen einen so herabziehenden Ballast.

Unsereiner, der von Europa her daran gewöhnt ist, daß der Staat bei allen Angelegenheiten, auch den geistigen und geistlichen, ein Wort mitzureden hat,

staunt über die Gleichgültigkeit, mit der drüben die Regierung des Bundes wie der Einzelstaaten dem Religionsunterricht gegenübersteht. Die völlige Neutralität in einer so wichtigen Frage macht auf uns den Eindruck der Vernachlässigung wichtigster Pflichten. Und doch verfährt die Union darin nur konsequent. Ein Staat, der es sich einmal zum Grundsatz gemacht hat, Religion als reine Privatsache zu behandeln, kann nicht die religiöse Erziehung in die Hand nehmen. Er muß es den Eltern überlassen, ob und wie sie ihre Kinder dem Christentum zuführen wollen, auf die Gefahr hin, daß ein Teil des Volks ohne Religionsunterricht aufwächst. Der Erfolg dieser grundsätzlichen Nichteinmischung des Staats in die religiöse Bildung der Jugend ist nach einer Richtung hin unleugbar äußerst bedenklich. An soundsoviel junge Seelen kommt, ohne ihr Verschulden, Christi Wort überhaupt nicht heran; sie sind mitten in einer christlichen Gesellschaft als Heiden aufgewachsen.

Hier hat die Arbeit der Freikirche einzusetzen. Die Missionierung der unverschuldet ins Heidentum zurücksinkenden Massen wird für diese Kirche der Prüfstein werden ihrer Existenzberechtigung. Gelingt es ihr nicht, die allmähliche Entchristlichung des Volks von unten her aufzuhalten, so ist das freikirchliche Experiment als mißglückt zu betrachten.

Im ganzen ist die Lage jedoch nicht hoffnungslos. Außerordentlich sind die Bestrebungen der einzelnen Denominationen, überall im Lande an Boden zu gewinnen. Die innere Mission ist auf dem Plan, sie arbeitet nicht nur unter den Negern und Indianern mit Erfolg, sondern auch in den Tiefen des weißen Heidentums, das seinen Sitz vor allem in den Großstädten hat.

Die Sonntagsschulen werden vielfach unentgeltlich abgehalten. Für Verbreitung der Bibel werden außerordentliche Summen aufgewendet. Tatsächlich ist in Amerika die Bibel noch immer das begehrteste Buch. Die »university-extension« ist stark vom Geist christlicher Ethik durchdrungen. Und vielleicht von allen das hoffnungsvollste Anzeichen: die Jugend selbst arbeitet mit edlem Eifer auf religiösem Gebiete. Auffällig stark ist der Prozentsatz junger Leute unter den Kirchenbesuchern und bei den Missionsversammlungen. Im Kirchenchor und bei Aufführungen religiöser Art hat die Jugend beiderlei Geschlechts gewöhnlich das Übergewicht.

Geradezu großartig muß die Arbeit der Jugend in der »young mens christian Association« genannt werden, mit ihren dreizehn Häusern in der einen Stadt Neuyork und mit ihren zahllosen, über das ganze Land verteilten Klubs, Bibliotheken, Versammlungssälen und Herbergen. Man weiß nicht, was man an diesem großangelegten Verein mehr bewundern soll: die ganz auf eigene Kraft gestellte, praktische Organisation oder die von jeder Duckmäuserei freie, weitherzige Gesinnung.

Hier scheint mir, tritt ein Vorzug des amerikanischen Religionsunterrichts in Erscheinung. Die Sunday School liegt in den Händen von Männern und Frauen aus dem praktischen Gemeindeleben, nicht wie bei uns in denen von Theologen. Eine Folge davon ist, daß die Kinder weder mit Gedächtniskram überladen noch mit dogmatischen Spitzfindigkeiten geängstigt werden, wie es leider in unseren konfessionellen Schulen häufig der Fall ist. Die Jugend erfährt nicht viel von Kirchengeschichte, Katechismus und Exegese, aber was viel mehr für sie wert ist, sie wird von religiös angeregten, unblasierten

Laien ins Christentum eingeführt. Mag solchem Unterricht auch die wissenschaftliche Tiefe fehlen, er hat meist mehr Temperament, als der von Fachleuten erteilte, und wirkt darum niemals langweilig. Sicherlich ist darauf die Erscheinung zurückzuführen, daß die Jugend drüben so regen Anteil nimmt am religiösen Leben, während bei uns das Sprichwort sich nur zu oft bewahrheitet: „Im Alter kommt der Psalter!"

Der Kulturkampf, wie er bei uns getobt hat und hier und da immer wieder aufflammen möchte, und der Kampf der Republik gegen die Kongregationen, wie ihn Frankreich sieht, sind gewiß nicht ideal; aber schlimmer fast als der Zustand des Zwistes kann jener andere Zustand sein, wenn Staat und Kirche eine allzu enge Verbindung eingehen.

Im Mittelalter konnte es oft zweifelhaft erscheinen, welcher von den beiden Gewalten, der weltlichen oder der geistlichen, der Vorrang gebühre; heutzutage ist der Kampf längst zu gunsten des Staats entschieden. In einer so ungleichen Ehe muß der schwächere Teil, jemehr er sich von dem stärkeren tragen läßt, tiefer und tiefer in Abhängigkeit geraten. Die beiden: Kirche und Staat, gleichen heute einem Paar nahe beieinander stehender Bäume, von denen der eine den anderen überwachsen hat; wohl schützt er den kleineren vor Wind und Wetter, aber er nimmt ihm auch die Möglichkeit, in die freie Luft der Höhen, zum Sonnenlicht emporzuwachsen.

Daß unsere Kirche oft den Eindruck macht, als vegetiere sie nur, liegt eben daran, daß sie mit schweren Ketten an weltliche Mächte gebunden ist; sie bietet auf diese Weise auch ihren Gegnern eine viel zu breite Angriffsfläche dar. Zwar schützt sie der Staat in ihrem äußeren Bestande, er verteidigt ihre Diener gegen Raub

und Vergewaltigung; aber kann er sie gegen die viel feineren Angriffe schützen, die fortgesetzt auf ihren edelsten, unsichtbaren Kern gerichtet werden?

Wo der Staat diese Art Schutz anstrebt, wird er nur Unheil anstiften. Die Kirche, wenn sie allein stünde, würde sich ihrer Feinde wahrscheinlich besser erwehren können, sie würde geistige Angriffe mutig mit geistigen Waffen bekämpfen. Wie die Dinge bei uns liegen, ist sie nur zu sehr geneigt, sich in allen Nöten nach der Hilfe des mächtigen Bruders Staat umzusehen. Die Freikirche muß sich selbst ihrer Haut wehren, das vermehrt ihre Lebenskraft.

Auch wir haben ja, trotz des obligatorischen Religionsunterrichts, eine große, religionslose, christentumsfeindliche Unterschicht; sie reicht in Deutschland tiefer als in Amerika, geht bis in die Mittelklassen. Wie weit die höheren Stände bereits dem Christentum entfremdet sind, ist unmöglich zu beurteilen, aber es steht zu befürchten, daß auch da die Zahl der im Herzen Religionslosen größer ist, als der Kirchenbesuch es ahnen läßt.

Wir haben nur eine Partei, die ihre Abneigung gegen die Kirche offen zur Schau trägt: die Sozialdemokratie. Sie hat heute die Massen hinter sich, und die Massen werden durch sie mehr und mehr dem Christentum entfremdet. Denn die Sozialdemokratie denkt leider nicht tief und ehrlich genug, um den Kern von der Schale zu unterscheiden. Eigentlich müßte sie ja der Lehre Jesu Christi von der menschlichen Gotteskindschaft tief ergeben sein; aber sie läßt sich irre machen am Christentum durch sein äußeres Gehäuse. Sie haßt den modernen Staat; der aber schützt die Kirche. Die Kirche wiederum ist die Kultusstätte der christlichen

Religion. Auf diese Weise kommt die radikale Sozialdemokratie dazu, eine geistige Macht zu verachten, die, wenn sie sie nur gesondert von ihrer Form nehmen wollte, einen veredelnden Einfluß auf sie ausüben könnte.

Die amerikanische Freikirche dem deutschen Volke zur Nachahmung zu empfehlen, wäre leichtfertig; dazu haftet ihrer Entwickelung noch viel zu viel Unfertigkeit an. Sie ist noch im Stadium des Experiments. Vergessen darf man niemals beim Betrachten amerikanischer Kirchenverhältnisse, daß die hauptsächlichsten Denominationen der Union ihren Ausgang von der englischen Staatskirche genommen haben, und auch der Katholizismus und das Luthertum sind in Europa am Busen des Staates groß geworden. In Amerika, wo die Konfessionen sich frei vom Gängelbande irgendwelcher Regierung entwickeln durften, war der beste Platz, ihre Lebensfähigkeit zu erweisen.

Der Beweis, daß die Kirche auch in der modernen Welt einen vollberechtigten Platz neben dem Staat behaupten kann, ist damit gelungen.

Die Sklavenfrage.

Man wird die amerikanische Zivilisation niemals richtig würdigen, ebensowenig wie man die Politik der Vereinigten Staaten im neunzehnten Jahrhundert wird gerecht zu beurteilen vermögen, wenn man eine Frage nicht versteht, die drüben Jahrzehnte hindurch im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens gestanden hat: die

Sklavenfrage. Sie hat zugleich eine politische wie eine kulturelle Seite, ein wirtschaftliches wie ein ethisches Gesicht.

Die Sklavenfrage ist nicht zu verwechseln mit der Rassenfrage. Das Vorhandensein von vielen Millionen Schwarzer lastet noch heute schwer auf der ganzen westlichen Hemisphäre, bleibt für die Vereinigten Staaten das Problem der Probleme. Die Frage der Sklavenhalterei jedoch ist für Nordamerika gelöst durch den Sieg des Abolitionsgedankens.

Es gibt diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans Geschichtsforscher und Politiker, die den amerikanischen Bürgerkrieg allein auf innerpolitische Gründe zurückführen möchten, die der Sklavereifrage eine nur sekundäre Bedeutung für diesen großen, weltgeschichtlichen Kampf beimessen wollen. Ja, ein namhafter deutscher Volkswirt vertritt die Ansicht, daß der Norden das Schwert gezogen habe, lediglich um sich die wirtschaftliche Suprematie über den Süden zu erringen. Das ist ein Überschätzen mechanischer Ursachen und ein Unterschätzen der sittlichen Triebkräfte in der Weltgeschichte. Wer dem Volke von Nordamerika nicht die Fähigkeit zutraut, sich für eine Idee zu schlagen, der hat sich durch manche unschöne Züge des Yankeecharakters verführen lassen, das impulsive Temperament dieser Nation, die mehr als einmal bewiesen hat, daß sie enthusiastischen Opfermuts fähig ist, zu verkennen.

Sicherlich ist die Sklavenfrage nicht der einzige Anlaß gewesen zum Krieg von 1861/65. Seine Gründe sind viel zusammengesetzter und schwieriger zu übersehen, als etwa die des letzten deutsch-französischen Feldzuges, die sich in drei Zeilen zusammendrängen lassen. Der

Hauptgrund ist in einer schweren Unterlassungssünde zu suchen, die beim Entwurf der amerikanischen Verfassung begangen worden ist. Auch die Sklavenfrage ist, wie so vieles Unerquickliche und Schadhafte im öffentlichen Leben der Neuen Welt, begünstigt worden durch die bedenkliche Neigung der Amerikaner für Kompromisse. Um den Süden nicht vor den Kopf zu stoßen, um die sklavenhaltenden Kolonien bei der Union zu halten, hatten es die Väter der Konstitution nicht gewagt, die theoretisch längst verdammte, mit der Unabhängigkeitserklärung und den Menschenrechten schlecht zusammenstimmende Menschenknechtung zu verbieten. Man überließ vielmehr diese wichtige Frage, zu der unbedingt schon damals Stellung hätte genommen werden müssen, der Gesetzgebung der Einzelstaaten zur Entscheidung. Damit wurde, ohne daß sich jene Zeiten dessen bewußt geworden wären, der verhängnisvolle Keim zur Zwietracht schon in das Grundgesetz gesenkt.

Wir wissen aus der Ostmarkenfrage Preußens und aus der Geschichte Irlands, daß ein politischer und kultureller Rassengegensatz erst dann brennend wird, wenn ihn wirtschaftliche Momente verschärfen helfen. Die Pflanzer des Südens bauten Stapelartikel für den Export, der Norden hatte neben Ackerbau auch Handelsniederlassungen und Fabriken. Daher waren die Pflanzerstaaten freihändlerisch, die Neuenglandstaaten aber und ihr Anhang schon früh Anhänger des Schutzzolls. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts begannen die Vereinigten Staaten Baumwolle zu exportieren; aber erst die Erfindung der Cotton Gin 1793 machte die Massenerzeugung von Baumwolle für den Weltmarkt ertragreich. Nichts hat den südlichen Plantagenbau so revolutioniert wie diese Erfindung; zur nächsten Folge hatte

sie ein wachsendes Bedürfnis nach Arbeitern und damit wieder eine systematisch betriebene Sklavenzüchtung.

Vor allem aber wurde der Unterschied zwischen Nord und Süd dadurch unerträglich, daß die Sklavenstaaten anfingen, in Kultur und Sitte wie im wirtschaftlichen Leben hinter dem energischeren, intelligenteren und kapitalkräftigeren Norden zurückzubleiben. Ganz natürlich! Reine Plantagenwirtschaft weist auf extensiven Betrieb und führt schließlich zum Raubbau, und Sklavenarbeit demoralisiert den Arbeiter wie den Arbeitgeber. Asiatische Verhältnisse rissen ein mitten im zivilisierten Nordamerika. Der Reichtum eines Mannes wurde nach der Zahl seiner Sklaven berechnet. Es fehlte in jenen mit Sklaverei gestraften Strichen auch die feinere soziale Gliederung; neben dem „Baron" stand ohne Vermittelung der Beamte, dann kam die große Masse der unfreien farbigen Arbeiter.

Damit ward die demokratische Verfassung zur Lüge; und trotzdem wurde merkwürdigerweise gerade der Süden zur Hochburg der demokratischen Partei, deren erster, durch alle Wandlungen bis auf den heutigen Tag gewahrter Grundsatz die Vertretung einzelstaatlicher Rechte gegen allzu straffe Zentralisation in der Union, der Volksfreiheiten gegen Regierungsautorität, geblieben ist.

Durch die ganze Jugendgeschichte der Vereinigten Staaten bis zum Bürgerkriege geht der Kampf von zentrifugalen und zentripetalen Kräften, von Partikularismus und imperialistischen Strömungen. Es wurde in den heftigsten Parteikämpfen, die die neuere Geschichte vielleicht gesehen hat, wiederholt va banque gespielt und lange vor der Sezession der Bestand der Vereinigten Staaten als Großmacht auf die gefährlichste Weise in Frage gestellt. Anfangs standen sich Födera-

listen und Antiföderalisten unter ihren großen Führern Hamilton und Jefferson unversöhnlich gegenüber. In einer Zeit, wo die englisch-französische Feindschaft die ganze Welt in Spannung erhielt, war auch Nordamerika durch diesen Gegensatz in zwei Lager geteilt; die Föderalisten mit ihrer neuenglischen Herkunft hegten mehr Sympathie für das Mutterland, die Jeffersonianer mit ihrem ungebundenen, vom Virginiertum stark beeinflußten Freiheitssinn, liebäugelten mit dem Lande der Revolution. Bei der stürmischen Präsidentenwahl von 1801 trafen diese Gegensätze noch einmal hart aufeinander. Jefferson ging als Sieger hervor, während der edle Hamilton bald darauf, viel zu früh für sein Land, vollendet wurde, ohne die ihm wie keinem anderen gebührende Würde des Staatsoberhaupts erlangt zu haben.

Die Partei der Föderalisten verfiel von dem Augenblicke ab, wo der Sieg des Unionsgedankens feststand, weil sie nichts mehr zu erkämpfen hatte; ihre Arbeit war getan. Die Antiföderalisten aber, für eine ganze Reihe von Jahren nunmehr Regierungspartei, gaben ganz von selbst ihren Partikularismus auf und häuteten sich zu Republikanern. Die Parteien haben in Amerika ihr Programm scheinbar getauscht, allmählich wechselten sie auch die Namen. In der Sklavenfrage, die von 1820 an immer drohender und ausschließlicher alle politischen Kräfte der Nation zu verbrauchen begann, standen sich die Parteien unter den Namen Demokraten und Whigs gegenüber. Bis endlich jene Bezeichnungen aufkamen: Republikaner und Demokraten, unter denen heute noch zwei große, nach Weltanschauungen mehr als nach Prinzipien geteilte Parteien, beide gleich lüstern nach Macht und Beute, um die Regierung ringen.

Bekanntlich sind wirtschaftliche Kämpfe in politischer Gewandung immer die erbittertsten; hier bei dem Kampf zwischen Süd und Nord kam noch der Gegensatz des Klimas und der Agrarverfassung verschärfend hinzu.

Es wurde zunächst der Versuch gemacht, die Frage auf gesetzlichem Boden auszutragen. Die Dehnbarkeit der Verfassung erlaubte beiden Parteien, sich auf sie zu berufen. Der Süden, dessen Bevölkerungszunahme infolge der allen gesunden Fortschritt hemmenden Sklaverei immer mehr hinter dem rasch wachsenden Norden zurückzubleiben begann, konnte nicht hoffen, auf die Dauer im Repräsentantenhause die Majorität zu wahren; er suchte sich darum sein Bollwerk in dem alle Staaten, ob groß ob klein, gleichmäßig durch zwei Abgeordnete repräsentierenden Senat. So entstand der staatenrechtlerische Partikularismus der vom Süden getragenen demokratischen Partei recht eigentlich aus der Sklavenfrage heraus. Auf nichts mußten diese despotischen Demokraten daher eifriger bedacht sein, als daß möglichst viele Staaten und Territorien die Sklaverei bei sich einführten oder, wo sie schon existierte, weiterhin gestatteten. Das Eintreten dieser Partei für Staatssouveränität bedeutete in jener Zeit vor allen Dingen Kampf um ein durch den Gebrauch geheiligtes Sonderrecht: eben die Sklaverei.

Das kam in krasser Weise zum Ausdruck bei der Regelung der Missouri-Frage. Das Territorium Missouri wurde nach schwerem Kampf im Kongreß unter der Bedingung als Staat aufgenommen, daß keine weiteren Sklaven eingeführt und daß die dort geborenen Sklavenkinder emanzipiert würden. Aber auch hier durfte das Kompromiß nicht fehlen; die Missouri-Linie wurde fest-

gelegt, das hieß: Nördlich von einem bestimmten Breitengrade sollte die Sklaverei verboten, südlich davon sollte sie erlaubt sein. Dadurch wurde der praktisch längst bestehende Gegensatz zwischen sklavenhaltenden und freien Gebieten nun auch gesetzlich anerkannt; die Union war in einer Frage von tiefer, sittlicher und kultureller Bedeutung in zwei Hälften geteilt. H. von Holst sagt in seiner „Verfassungsgeschichte" der Vereinigten Staaten: „Von der Nacht vom 2. auf 3. März 1820 treibt die Parteigeschichte unaufhaltsam und ununterbrochen auf die Bildung geographischer Parteien hin."

Nun endlich erwuchs der Sklaverei, wie es in einem zivilisierten, christlichen Volke ja nicht anders sein konnte und durfte, ein ethischer Gegner in den Abolitionisten. Die Väter dieser großen Bewegung, der Quäker Lundy und William Lloyd Garrison, begannen durch die Presse und in Versammlungen die Gewissen zu wecken. Ihr oberster Grundsatz war: „Sklaverei ist Verbrechen!" Demgegenüber steht das berüchtigte Wort Calhouns, dieses Südstaatlers von irischer Abkunft: „Die Sklaverei ist ein positives Gut." Das schlechte Gewissen, das die Sklavenhalter im Grunde hatten, äußerte sich in Tumulten, Grausamkeiten und Lynchgerichten gegen die Abolitionisten. Aber auch der Norden wollte von dieser Bewegung nicht viel wissen. Die Sklaverei war für einen großen Teil des amerikanischen Volks zur süßen Gewohnheit geworden, sie wurde als gutes Recht, als verfassungsmäßige Institution angesehen. Man bewies angelsächsische Zähigkeit im Festhalten an der „gottgewollten" Tradition, bewies auch angelsächsische Heuchelei im glatten Vorbeisehen an der Tatsache, daß Sklaverei und Demokratie sich nicht vertragen.

Im Jahre 1836 wurde eine Resolution vom Re-

präsentantenhause angenommen, wonach keine Petition, die sich auf die Sklaverei bezöge, fortan mehr beachtet werden solle. Dies war ein offenbarer Schlag ins Gesicht der Verfassung. Doch hatte diese „Knebelresolution" eine von der Kurzsichtigkeit ihrer Urheber nicht erwartete, heilsame Folge, die Sache der Abolitionisten wurde dadurch mit einem heiligen Volksrecht, dem der „Petition", verknüpft. Alle rechtlich denkenden, politisch reifen Männer waren fortan gezwungen, sich mit der Sklavereifrage auseinander zu setzen.

Für den Süden begann nun das Wort zu gelten: »Quos deus perdere vult, dementat!« Er verfocht durch Calhouns sophistischen, von Christenliebe überfließenden Mund die Ansicht, daß die Sklaverei die „sicherste Grundlage freiheitlicher Institutionen" sei. Auf eine Auflösung der Union um der Sklavenfrage willen kam es dem Süden gar nicht an; seine Politiker stellten den Bestand des Staats um ihres Geschäftsinteresses willen auf des Messers Schneide. Durch ihre Erklärung, daß die Regelung der Sklaverei lediglich Sache der Einzelstaaten sei, wozu ihnen die Unklarheit der Verfassungsurkunde in diesem Punkte allerdings ein scheinbares Recht gab, zeigten die südstaatlerischen Demokraten deutlich ihre partikularistische, im letzten Grunde zuchtlos egoistische, autokratische Gesinnung.

Auf Betreiben des Südens, der sein Gebiet auf jede Weise erweitern wollte, wurde Texas annektiert. Tatsächlich bekam die Sklavokratie durch diesen Coup auch die Majorität im Senat. Die Annexion von Texas hatte einen vom Präsidenten Polk in frivolster Weise angezettelten Krieg mit Mexiko im Gefolge. Dabei wurden Neu-Mexiko und Kalifornien Beute der Union. Auch in diese Territorialerwerbung mischte sich

die Sklavenfrage wie in jede wichtige Angelegenheit gebieterisch ein. Wem sollten die eroberten Gebiete zufallen? Sollte in ihnen Sklaverei erlaubt sein? Fortführung der Missourilinie bis zum Stillen Ozean durch die neuen Territorien war der Sklavenhalter schlauer Plan. Inzwischen waren die ersten Goldfunde in Kalifornien gemacht worden; dieses Land trat damit in den Vordergrund des Interesses. Es gab sich selbst eine Verfassung und schloß die Sklaverei ausdrücklich aus seinem Gebiete aus. Ein schwerer Schlag für den Süden.

Es konnte nicht fehlen, daß man im Lande der Kompromisse den Versuch machte, auch die Sklavenfrage durch ein solches zu lösen. Der greise Henry Clay versuchte im Jahre 1850 die Sklavenhalterpartei dafür, daß sie Kalifornien aufgeben mußte, mit dem Fugitive Slave Law zu entschädigen. Ein Danaergeschenk! Diese Frage, die eine geographische, eine politische und ethische zugleich war, konnte nicht mehr durch Kompromisse, nur noch durch Bürgerblut gelöst werden. Das „Sklavenjagdgesetz" öffnete vielen erst die Augen über die Greuel der Sklavenhalterei. Die Einwanderung intelligenter Elemente aus Europa nach dem Jahre 1848, die lediglich dem Norden der Union zugute kam, half auch die Sache der Abolition mächtig stärken. Gegen das Wachstum der Industrie und des Handels in den Neuenglandstaaten, sowie des Ackerbaus im neuen Westen kam »King Cotton« nicht mehr auf. Der Süden schmorte mehr und mehr im eigenen Fett, und wenn er scheinbar noch immer die politische Führung der Nation in Händen behielt, so lag das daran, daß der Norden sich vorläufig fürchtete, durch ein allzu energisches Auftreten die Union zugrunde zu richten.

Die Whig-Partei wurde schließlich durch das letzte Kompromiß in der Sklavenfrage gesprengt; aus ihr erwuchs 1854 die republikanische Partei. Der Roman von Mrs. Beecher-Stowe „Onkel Toms Hütte" bewies durch seine fabelhafte Wirkung, daß die Tage der Sklaverei gezählt seien. Ein weiterer indirekter Beweis dafür war ein Protest von 3000 Geistlichen Neuenglands gegen das durch die Kansas-Nebraska-Bill in den Territorien aufgehobene Sklavereiverbot. Die Kirche machte dadurch ihre frühere Lauheit in einer Frage gut, die wie keine andere die Stellungnahme des Christen herausforderte. Die Kansas-Nebraska-Bill, die das Missouri-Kompromiß aufhob zu gunsten unbeschränkter Ausdehnung der Sklaverei, war ein solcher Rechts- und Verfassungsbruch, daß er selbst die loyalen und friedliebenden Deutschen in Harnisch brachte, sie den angeblichen Demokraten abwendig machte und sie in Scharen der Sache der wirklichen Freiheit, der jungen republikanischen Partei, zufallen ließ.

Die Stellung der Bundesregierung, die sich nach den neuesten Gesetzen überhaupt nicht mehr in die Sklavenfrage einmischen durfte, außer wo es galt, entsprungene Sklaven einzufangen und ihren Herren zurückzuführen, war so ominös und unhaltbar geworden, daß eine Anzahl nördlicher Staaten auf eigene Faust Personal-Liberty-Laws erließen gegen die Auslieferung von Sklaven, die doch bundesgesetzliches Recht war. Die Entscheidung des obersten Gerichtshofs in dem berühmten Fall des Sklaven Dred Scott, durch die die Ansicht der Sklavenhalter, daß sie ihre farbigen Untertanen wie Sachen hierhin und dorthin verschleppen dürften, nur bestätigt wurde, beleuchtete die verzweifelte Lage der schwarzen Bevölkerung wie mit Blitzlicht.

Bei den Kansaswirren floß das erste Bürgerblut. Das Geschwür der Sklaverei hatte von allen Seiten her die faulen Säfte an sich gezogen, es war reif, geöffnet zu werden.

Die republikanische Partei war recht eigentlich auf dem heißen Boden der Sklavenfrage entstanden; ihr unsterbliches Verdienst um die Union ist es, daß sie damals den Mut fand, mit der Kompromißpolitik zu brechen und Unrecht Unrecht zu nennen. Im Jahre 1856 bei der Präsidentenwahl zwar erfochten die Demokraten noch einmal einen Pyrrhussieg. Die Sklavenhalter waren in dieser Session so verblendet und so verliebt in ihre „gottgewollte" Institution, daß sie sogar die Wiedereinführung des afrikanischen Sklavenhandels zu fordern wagten. Aber schon waren die Füße derer vor der Tür, die ihre Herrlichkeit zu Grabe tragen sollten.

Lincoln kann insofern mit Bismarck verglichen werden, als er auf höchst ungewöhnlichem Wege in die große Politik gekommen ist. Gerade dadurch, daß sie nicht zünftig waren, haben sich diese beiden: der Holzfäller und Flößer aus Kentucky und der Krautjunker aus Pommern, jene unbefangene Ursprünglichkeit gewahrt, die nötig war, um den wirr verschlungenen Knoten: hier der Sklavenfrage, dort der Bundestagspolitik, resolut mit dem Schwert zu durchhauen. Manche Aussprüche Lincolns erinnern direkt an Bismarcks geflügeltes Wort vom „Eisen und Blut", mit dem die großen Fragen der Zeit allein entschieden werden könnten. So erkannte Lincoln schon im Jahre 1855 ganz klar, daß mit der Sklavenfrage als Dorn im Fleisch die Union ein Unding sei. „Unser politisches Problem ist

jetzt: können wir als eine Nation dauernd, halb Sklaven, halb frei, zusammen bleiben!" lautete sein den ganzen Konflikt klar umschreibender Ausspruch.

Von Bismarck unterscheidet ihn das demokratische Blut. Er war und blieb wie alle großen Amerikaner, doch immer nur ein primus inter pares. Er hat selbst als Präsident in jener großen Zeit die Politik nicht gemacht, er setzt nicht einen von der Gottheit in der eigenen Brust empfangenen Gedanken selbstherrlich durch, er führt nur eine durch lange Jahre vorbereitete Idee, deren hervorragendster Träger er durch seinen unantastbaren Charakter geworden ist, im Namen des Volkes und gleichsam in seinem Auftrage aus. Diese edle bürgerliche Tugend, die das eigene Temperament dem Volkswillen entsagungsvoll anpaßt, ohne sich doch dem Masseninstinkt blindlings zu unterwerfen, stellt Lincoln genau auf die Linie, wo sich welthistorischer Genius und bloßer Nationalheld voneinander scheiden.

Abraham Lincoln vollendete das Werk der Washington, Franklin, Hamilton. Unter seinem Präsidium löschte das Volk von Nordamerika den die Demokratie schändenden Fleck der Sklaverei endgültig aus. Erst durch den Sezessionskrieg wurden die Schwarzen zu Bürgern der Vereinigten Staaten gemacht und zur Menschenwürde erhoben. Damit erst ward die Unabhängigkeitserklärung von 1776 mit ihrer Behauptung, daß alle Menschen von Geburt aus gleich wären und daß sie vom Schöpfer mit dem Recht auf Leben, Freiheit und Glück bedacht seien, auch für diesen Teil der Bevölkerung aus bloßer Theorie zum verfassungsmäßigen Recht erhoben.

Späteren Generationen blieb es vorbehalten, die

schwer erkämpfte Sklavenbefreiung durch die unwürdigste Behandlung der befreiten Schwarzen von neuem in Frage zu stellen.

Das transatlantische Deutschtum.

Keinem anderen Volke, mit Ausnahme der Angelsachsen, verdankt die werdende amerikanische Nation so viel wie dem deutschen. Jeder Züchter weiß, daß es keine bessere Blutmischung gibt, als die: verwandter, in langer Trennung hochentwickelter Arten. Uralte Verwandtschaft arischen Blutes traf hier zusammen mit Verschiedenheit der Gewohnheiten und des Charakters.

Dächte man sich den deutschen Einwanderer aus der amerikanischen Entwickelung weg, so ist kein Zweifel, daß das Volk von Nordamerika heute eine andere Physiognomie trüge. Die romano-keltischen Einflüsse hätten dann den germanischen gegenüber die Oberhand gewonnen; sicherlich würde dadurch die Geschichte des Landes einen anderen Gang genommen haben. Wahrscheinlich wäre die Entwickelung sprunghafter, die Politik unbesonnener, vielleicht fanatischer gewesen, wenn das ruhige Gegengewicht deutscher Gründlichkeit und Bedachtsamkeit gefehlt hätte. Deutsches Temperament mit seinem langsameren Schritt hat durch sein bloßes Vorhandensein die Abenteuerlust des Yankees schon vor mancher verhängnisvollen Übereilung bewahrt.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts war es besonders ein Land der Neuen Welt, das viele Einwanderer deutscher Abkunft aufnahm: Pennsylvanien.

Die frühere durchaus nicht geringe Einwanderung aus dem Reich war, weil vereinzelt und ohne Nachschub, in den fremden Nationalitäten spurlos aufgegangen. Penn zog starke Auswandererscharen aus Westdeutschland und Holland in sein Gebiet als wertvolle Verstärkung des Quäkerstaates. Franzosenraubzüge, Mißwirtschaft weltlicher und geistlicher Herren und Glaubensverfolgung trieben in jenen Zeiten tiefster politischer Ohnmacht des Reiches die Deutschen vor allem aus der Rheingegend über das Meer. Pastorius organisierte dann die deutsche Auswanderung nach „Kleindeutschland", wie Pennsylvanien genannt wurde. Germantown ward gegründet, wo für Amerika die erste deutsche Zeitung herauskam. Die gottesfürchtigen, arbeitslustigen und genügsamen Bürger Pennsylvaniens waren in jenen Zeiten der rauhen Anfänge transatlantischer Kultur für die jungen Kolonien von unschätzbarem Werte.

Geschah schon der erste Schritt, die Besiedelung des Ostrandes, nicht ohne deutsche Hilfe, so spielte bei dem weiteren Vordringen der Angelsachsen nach dem Westen die Mitwirkung ihrer teutonischen Vettern erst recht eine wichtige Rolle. Ganz sicher hätte das Volk von Nordamerika seine welthistorische Mission, die Besiedelung des Kontinents von Meer zu Meer, nicht so schnell und nicht so gründlich haben ausführen können, ohne die Hilfe des tüchtigsten Ansiedlers der Welt, des deutschen Bauernsohnes. Die jetzige innerpolitische Lage der Union, das Vorwiegen des Nordens über den Süden, das zukunftsfrohe, wirtschaftliche Aufstreben des Westens ist nicht allein in der Gunst des Klimas und den Schätzen des Bodens zu suchen; die Richtung und Art der Einwanderung spielte eine große Rolle dabei.

Die Deutschen wanderten in jenen für die Aufschließung des Westens und die Bildung der jungen Weststaaten so wichtigen Jahren zwischen 1820 und 1860 zahlreicher ein denn je zuvor und ließen sich vorzüglich in dem damals gerade aufblühenden Mississippi-Tale und dem nicht minder wichtigen Seengebiete des Nordens nieder. Hier schufen unsere Landsleute den für Amerika beinahe ganz fehlenden Mittelstand in Stadt und Land. Ihr haushälterischer Sinn bildete ein ausgleichendes Gegengewicht zur Spekulationssucht der echten Yankees. Ihr Hängen an der Scholle, ihre Liebe zum Vieh und ihre gründliche, methodische Wirtschaftsweise machten sie zum Vorbilde eines guten Farmers für die Ansiedler aus aller Herren Länder.

In dem großen Kampfe zwischen Norden und Süden, zwischen Sklavenhaltern und Vertretern der Arbeit auf freiem Boden, zwischen Republikanern und Demokraten nahmen sie für die Sache der Einheit, Freiheit und Ordnung Partei, halfen durch ihre Abstimmung für Lincoln den rechten Mann an den rechten Platz bringen. Das Mitkämpfen so vieler waffentüchtiger, ausdauernder, tapferer Männer kann, trotzdem die Führer, mit Ausnahme Franz Sigels, nicht aus ihrer Mitte hervorgegangen sind, gar nicht hoch genug für den endlichen Sieg des Nordens veranschlagt werden.

Der Segen, den die deutsche Einwanderung der Neuen Welt gebracht hat, beschränkt sich aber durchaus nicht auf die wirtschaftlich-politische Seite. Im methodischen Denken, in der wissenschaftlichen Kritik, in gründlicher Forschung konnte der deutsche Gelehrte dem vielleicht praktischer angelegten, weltklügeren, aber minder tiefen amerikanischen Kollegen Führer und Vor-

bild sein. Die neuweltliche Wissenschaft ruht mit dem besten, was sie besitzt, auf deutscher Grundlage; je weiter sie vom Materiellen aufsteigt zum Transzendentalen, desto deutlicher offenbart sie den ursprünglichen Kern deutscher Gedanken.

Was wüßten die Yankees von Musik, wenn nicht deutsche Meister geschaffen hätten, wenn nicht durch das Deutschamerikanertum ihnen erst das Verständnis aufgegangen wäre für eine Kunst, die jetzt wie keine andere drüben das Alltagsleben verschönt? Wie hat Frohsinn, Gemütlichkeit und Genußfähigkeit der Deutschen befreiend auf die asketischen Neigungen der Puritaner-Abkömmlinge Neuenglands gewirkt! Wie hat deutsche Duldsamkeit und Weitherzigkeit die finstere Büßerlust und die heuchlerische Gesetzesherrlichkeit der angelsächsischen Umgebung veredelt und zu freieren Sitten geführt!

Wie in so vielem ist den Vereinigten Staaten auch mit der teutonischen Einwanderung ein großes Glück unverdient in den Schoß gefallen. Als das Land tüchtige, arbeitsame, genügsame Landwirte und Handwerker brauchte, da sandte ihm Deutschland Scharen von Bauern, gelernten Arbeitern und Kleinmeistern, die den Grund graben und die Fundamente legen halfen des wirtschaftlichen Baues. Als die Verhältnisse drüben reif waren für edelste Zivilisation und als die amerikanische Gesellschaft, die in Kunst, Wissenschaft und Philosophie eigene Schöpfergeister nicht hervorgebracht hatte, doch Sehnsucht empfand nach der feinsten Geisteskultur der Alten Welt, da sandte ihnen Europa und in erster Linie Deutschland diejenigen von seinen Söhnen, die sich daheim mit der Ordnung der Dinge nicht einverstanden fühlten, auf deren zartbesaiteten, stolzen

Seelen der Druck philisterhafter Enge, der polizeilichen Bevormundung und der Krähwinkelei zumal, allzu schwer lastete. Damals wanderten alle jene Idealisten und Phantasten aus Deutschland aus, denen das alte Vaterland durch die Metternichsche Reaktion, unter dem Schutze der Heiligen Allianz, durch die Bundestagskorruption und die preußische Demokratenriecherei verekelt worden war. Die große Demokratie jenseits des Atlantischen Ozeans aber hat ja von jeher aus den dem reaktionären Europa wegen religiösen oder politischen Druckes entweichenden Scharen ihre besten Anhänger und ihren wertvollsten Nachwuchs gewonnen. So hat auch die 1848er und 1849er Einwanderung für Amerika eine höchst erwünschte Summe von Talent, Intelligenz, Kenntnissen und Bildung gebracht. Was bedeutet allein ein Name wie Karl Schurz! Dabei ist Schurz nur einer, wenn auch vielleicht der edelste Vertreter jener für das damalige Deutschland unerträglichen, weil allzu hoch strebenden und verfrüht großpatriotisch gesinnten Tollnaturen, der für sein temperamentvolles Jugendstreben erst in Amerika den rechten Spielraum gefunden hat.

Die Neue Welt hat unberechenbar gewonnen und gewinnt heute noch durch die deutsche Einwanderung. Für unser Land und Volk hingegen hatte die Auswanderung nach Amerika für lange Zeit die Bedeutung einer immerfort fließenden Wunde, durch welche viel gute Kraft nutzlos verrann.

Denn die Deutschamerikaner sind für die alte Heimat dauernd verloren, politisch ganz und kulturell beinahe vollständig. Für unser Wirtschaftsleben kommen sie mindestens ebenso sehr als Konkurrenten wie als Vermittler zwischen zwei Handelszonen in Betracht.

Der Traum, daß die Deutschen sich jenseits des großen Wassers ein Neu-Deutschland gründen könnten, ist längst und wohl für immer von allen nüchtern Denkenden aufgegeben worden. Am klarsten hat bereits Ende der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts der ausgezeichnete Friedrich Kapp nachgewiesen, weshalb die Deutschen in Nordamerika nicht deutsch bleiben können, selbst wenn sie es wollten. Glieder, die sich von einer großen Nationalität ablösen, müssen entweder auf neuem Boden einen ganz neuen, der Umgebung angepaßten Bau aufführen, wie es die Angelsachsen in ihren dreizehn Kolonien der atlantischen Küste getan, oder sie verdorren, schwinden vor der Überlegenheit einer fremden Kultur dahin; das ist der Fall der Spanier im Westen und Süden der Union. Oder sie gehen auf im anders gearteten, ihnen bei alledem doch nicht allzu fremden Volkstum; das ist der Fall des deutschen Elements in Nordamerika.

Wir mögen es bedauern, daß es so gekommen ist, aber der Deutsche ist und bleibt in Amerika eine dem Untergange geweihte Größe. Kapp sagt: „Was wir deutsches Element in den Vereinigten Staaten nennen, ist kaum mehr als die gerade lebende eingewanderte Generation, welche in sich abstirbt.“ Den Deutschamerikanern ist daraus kein Vorwurf zu machen; sie gingen nicht übers Meer, um drüben zu kolonisieren. Die Not trieb sie hinüber. Viel eher könnte man das Vaterland tadeln, das sie ziehen ließ oder gar sie von sich stieß, das immer mit verschränkten Armen zugesehen hat, wie seine Söhne fremde Staatswesen verstärken halfen.

Es war zudem das Unglück der Deutschen in Amerika und der eigentliche Grund, warum sie bei aller

Tüchtigkeit niemals in der amerikanischen Gesellschaft jene Anerkennung gefunden haben, die ihnen von Rechts wegen gebührte, daß sie mit einem Volke zusammenstießen, welches ihnen politisch durchaus überlegen ist. Als die Deutschen in größeren Scharen in die Neue Welt einzuströmen begannen, hatten sich die englischen Kolonisten längst eigene Lokalverfassungen gegeben, hatten ihre Selbstverwaltungen ausgebildet, denen sich die später Zuwandernden einfach fügen mußten. Ebenso war es mit der Sprache und dem Gemeinen Recht. Was hatten die Söhne armer deutscher Bauern, die zum größten Teile des Hochdeutschen nicht einmal mächtig waren, der Sprache der Neu-Engländer und jenen den Angelsachsen in Fleisch und Blut übergegangenen großen Rechtsprinzipien der Magna Charta, der Bill of rights und des Common law entgegenzusetzen?

In jenen rauhen Zeiten der Westwanderung und der Besitzergreifung des Landes, in denen das Sprichwort sich bewahrheitete: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!" mußten die Deutschen gerade durch die besten Seiten unseres Volkscharakters: Gewissenhaftigkeit, Genügsamkeit, Treue und Ehrlichkeit, vor einem zielbewußteren und rücksichtsloseren Rivalen, dem Yankee, zurückstehen. Dazu kamen erschwerend die Fehler des deutschen Wesens, die auch in der Neuen Welt nur von den wenigsten abgelegt wurden: Uneinigkeit, Pessimismus, Schwerfälligkeit, Eigensinn. Und da es anfangs fast nur niederes Volk war, das einwanderte, fehlte dem einzelnen vollständig die Waffe des selbstbewußten Stolzes fremden Einflüssen gegenüber. Der kleine Mann hat ja selten den Trieb in sich, seine Art zur Geltung zu bringen, er ist froh, wenn er sich anlehnen oder irgendwo unterkriechen kann.

Man hat richtig gesagt, die Franzosen seien in Nordamerika gescheitert, weil sie Führer besaßen, aber keine Heere, die Deutschen dagegen hätten dort nichts erreicht, weil sie Heere geblieben wären ohne Führer. Es fehlte der deutschen Einwanderung im 17. und 18. Jahrhundert das, was die englische von Anfang an gehabt hatte: das Hirn. Später, vor allem nach 1830 und 1848, kamen dann auch von unserer Seite die Intellektuellen nach, aber da war es schon zu spät; der Würfel war längst gefallen darüber, wer in Amerika herrschen solle. Außerdem konnten die deutschen Demokraten auf politischem Gebiete nirgendwo Führer sein. Kapp schildert uns in drastischer Weise, wie die hochgebildeten Flüchtlinge aus Deutschland drüben erst vollständig umlernen mußten, was für dornenreiche Umwege sie zu machen, wie viel mühevoll Erlerntes sie über Bord zu werfen hatten, ehe sie aus unpraktischen Theoretikern praktische Amerikaner zu werden sich anschickten.

Und noch einen anderen verhängnisvollen Nachteil hat der Teutone dem Angelsachsen gegenüber: seine mangelhafte gesellschaftliche Bildung. Zum Wesen des Deutschen gehört nun einmal Formlosigkeit. Sie wird bei uns zu Hause höchstens durch die ständische Gliederung der Gesellschaft, die militärische Disziplinierung des ganzen Volkes und den selbst auferlegten Kasten- und Korpsgeist etwas in Schranken gehalten. Fällt solcher Zwang weg, wie in der Neuen Welt, so tritt das schrankenlose Wesen der Deutschen, ihre Maßlosigkeit und Formverachtung erschreckend zutage. Nirgends vielleicht läßt man sich unter Deutschsprechenden so gehen wie in den Kreisen der Deutschamerikaner. In diesem Nationalfehler liegt eine Erklärung, warum

das sonst hochgeachtete deutsche Element in den großen transatlantischen Städten gesellschaftlich gar keine oder nur eine geringe Rolle spielt.

Auch hier wird für den Deutschen das Übertreiben an sich guter und sympathischer Eigenschaften zur Untugend. Wir verinnerlichen alles, darüber vernachlässigen wir die Pflege des Äußeren; der Inhalt ist uns zu viel, die Form zu wenig. Die aus unserem Innern zutage geförderten Schätze bereichern die Welt; andere Nationen eignen sie sich mühelos an, aber wir selbst werden oft um den verdienten Erfolg betrogen, weil wir über dem tiefen Nachsinnen, Träumen und theoretischen Fordern versäumen, das Leben zu nehmen, wie es ist, es zu verarbeiten, statt uns von ihm treiben und überwältigen zu lassen.

Vor der Größe, Fremdheit und Brutalität der Verhältnisse in der Neuen Welt steht der deutsche Michel zunächst ratlos da. In der Heimat mit ihren vielen Grenzen, Abteilungen, Klassen und Zünften, hat er sich doch immerhin als ein kleines Ich fühlen können; wenn nicht als Beamter oder Würdenträger, dann wenigstens als Mitglied einer Gemeinde, einer Korporation, eines Vereins. In Amerika ist er Stein unter Steinen. Er erscheint sich verloren in der Masse, wie ein Tropfen im Weltmeer. Es ist, als ob ein Bäumchen aus eng umfriedigtem Garten in den großen Wald versetzt würde. Furchtbares Gefühl, plötzlich zu erkennen, wie unbedeutend, ja gleichgültig die Einzelexistenz für das Ganze ist. Ein kalter Hauch, gleichsam aus dem unendlichen Weltenraume, berührt einen. Der arme Einwanderer steht wie gelähmt vor der großen, fremden, feindlichen Welt, in der alles anders ist als daheim. Auf den Yankee wirkt das Bewußtsein von

dem Umfang und der Großartigkeit aller Verhältnisse in seinem kontinentalen Lande gerade umgekehrt; ihn begeistert das Gefühl, Anteil zu haben an solcher Größe. Seine stärksten Eigenschaften: Optimismus, Enthusiasmus, Energie, entspringen nicht zum geringsten Teile aus diesem Bewußtsein.

Den Deutschen, besonders den aus kleinen Verhältnissen stammenden, erschreckt die Weiträumigkeit des Kontinents, die den Eingeborenen fortreißt, begeistert und anspornt. Er hockt am liebsten zusammen mit seinesgleichen, sucht Anschluß bei den Landsleuten. So sind eine Anzahl jener deutschen Kolonien geworden, wie Neu-Ulm, Neu-Braunfels, Friedrichsburg, in denen kein Deutschtum großen Stils erblüht, höchstens eine Fortsetzung des heimischen Pfahlbürgertums erstanden ist.

Der von philanthropischen Ideen ausgehende, aber mit Unkenntnis der amerikanischen Verhältnisse begonnene Staatengründungsversuch des „Mainzer Vereins deutscher Fürsten, Grafen und Herren" scheiterte kläglich. Er lenkte jedoch die Aufmerksamkeit auf das wie kein anderer Staat zur Kolonisation geeignete Texas. Im Süden, wo sonst die Deutschen eine geringe Rolle spielen, haben sie sich gerade in diesem Staate am erfolgreichsten niedergelassen und am intaktesten erhalten, während das Deutschtum in Pennsylvanien, das älteste und kompakteste der Union, heute eine Entartung der Sprache und einen Mischmasch der Sitten und Anschauungen zeigt, die mit echtem Deutschtum fast nur noch die Unsitten gemein haben.

Nirgends erkennt man den schlimmen Mangel höherer staatsmännischer Leitung bei den Deutschamerikanern so deutlich wie an ihren Städtegründungs-

versuchen. Sie sind samt und sonders im kleinen stecken geblieben. Franzosen, Holländer, Engländer, ja selbst Spanier haben den Grund zu den Weltstädten drüben gelegt. Die Deutschen haben keine Stadt von nur mittlerer Bedeutung angelegt. Dagegen geben sie für viele wichtige Städte, wie Milwaukee, St. Louis, San Francisco, Cincinnati, Chicago die anerkannt besten Bürger ab.

Der Deutsche scheint nicht jenen Pioniergeist zu besitzen, den zum Beispiel die Franzosen in Kanada und im Mississippi-Tale bewiesen haben. Er braucht einige Zeit, ehe er sich im fremden Lande an das neue Element gewöhnt. Mühsam muß er sich die Organe schaffen, um die veränderten Lebensbedingungen zu meistern. Sein Gegenstück darin ist der Irländer, der sich sofort in der Neuen Welt heimisch fühlt. Der Kelte ist eben leichtblütiger als der Germane und minder mit Grundsätzen beladen. Paddy schwimmt daher auf den hochgehenden Wogen des amerikanischen Lebens wie ein Kork, während der gehaltvollere Deutsche zur Tiefe sinkt.

Das Deutschamerikanertum hat nur eine Gegenwart, aber keine Zukunft. Es gleicht einem Eisberg, der, sobald er in südliche Gewässer kommt, schneller und schneller von den gierigen Wellen benagt wird und im Ozean vergeht. Die Yankees verlangen dieses restlose Aufgehen des naturalisierten Fremden in ihrem Volkstum als Bürgerpflicht. Theodor Roosevelt donnert in seiner Rede über den „wahren Amerikanismus" gegen den „parochialen Geist, den Patriotismus der Kirchturmpolitiker". Er sagt: „Wir brauchen keine Deutschamerikaner, keine Irischamerikaner, die eine besondere Schicht in unserem politischen und gesellschaftlichen

Leben bilden wollen. Es ist ein unsagbar großer Vorteil für jeden Einwanderer, amerikanischer Bürger zu werden. Der Name Amerikaner ist ein Ehrentitel. Wer anders darüber denkt, hat kein Recht, diesen Titel zu tragen und muß, je eher je lieber, nach Europa zurückkehren." Das klingt stolz, aber es ist vom amerikanischen Standpunkte aus konsequent gesprochen. Es zeigt in furchtbarer Schroffheit jedem Europäer den einzig gangbaren Weg, der ihm bleibt, wenn er in dem Lande seiner Wahl vorwärts kommen will.

Der deutschen Untugend entsprechend, willenlos im fremden Wesen aufzugehen, hat sich jener Prozeß der Assimilierung, der hier als Gebot der Bürgertugend aufgestellt wird, bei den meisten unserer Landsleute in Amerika ziemlich rasch vollzogen. Die Bezeichnung „Völkerdünger" ist hart, aber nicht unzutreffend für gewisse Teile der deutschen Einwanderung.

Aber es gibt noch eine andere Sorte Deutschamerikaner; Gott sei Dank, für unseren Stolz gibt es solche, die nicht schmerzlos und ohne Sträuben das angeborene Volkstum aufgeben. Wir finden da einmal die Klasse der Unzufriedenen, denen die Neue Welt nicht gehalten hat, was sie sich in überspannter Hoffnung von ihr versprochen hatten, und die sich nun von Grund der Seele zurücksehnen nach der alten Heimat. Sie sind die tragischen Figuren unter den Eingewanderten. Den Anschluß an die Alte Welt haben sie verloren, aber in der Neuen konnten sie auch keine Wurzeln schlagen. Man wird meist finden, daß diese Pessimisten arg auf Amerika schimpfen, daß sie jedoch ebenso gern an Deutschland herumnörgeln. Es ist ihnen vom Deutschbewußtsein nur noch ein unklarer, sentimentaler Zug geblieben; phrasenhafte Gefühlsduselei,

Schwärmerei für Schiller und Goethe, die sie nicht lesen, und ein erstaunlich schiefes Urteilen über unsere neueste politische Entwickelung.

Ist das etwa zu verwundern? — Für diese Menschen ist Amerika nun einmal die Wirklichkeit geworden. Amerikanisch ist die Luft, die sie atmen, amerikanisch sind die Gesetze, unter denen sie leben, die Einrichtungen, mit denen sie täglich in Berührung kommen, kurz alles Reale. Vom alten Vaterlande erhalten sie höchstens Kunde durch Zeitungen, Briefe, bestenfalls durch Besuch. Vollends die zweite Generation bekommt nur noch indirekt durch Abstraktionen: im Unterricht, durch Bücher, vielleicht durch Erzählungen der Eltern Kunde vom Heim ihrer Vorfahren. Stärker als die Atmosphäre des Elternhauses aber wirkt auf die Kinder der Eingewanderten die Schule ein; vor der planvollen Amerikanisierung durch den Unterricht hält die nur schwach gehegte Pietät für das ferne Mutterland nicht stand.

Es gibt Deutschamerikaner, die sich ernstlich bemühen, gute Bürger der Neuen Welt zu sein und doch dabei das alte Vaterland nicht zu vergessen, die danach streben, sich auch drüben ein richtiges Urteil über reichsdeutsche Verhältnisse zu bewahren, ja die den heroischen Versuch machen, ihre Kinder beim Deutschtum zu erhalten. Diese Klasse ist auf dem Lande am stärksten vertreten. Der nivellierende Zug des Stadtlebens zeigt sich auch darin, daß der in der Stadt lebende Eingewanderte sich schneller akklimatisiert als der einzeln wohnende Farmer.

Die beste Arbeit für Erhaltung deutschen Wesens in Amerika hat die Kirche geleistet. Doch macht sich leider in der deutsch-lutherischen Kirche, auch auf dem

Lande, eine Bewegung für Einführung der englischen Sprache in Gottesdienst und Kirchenschule geltend. Siegt die anglisierende Richtung, dann würde die Sterbeglocke des Deutschtums in Nordamerika erst recht geschlagen haben, denn das, was viele Farmer und Farmerssöhne einzig und allein in lebendiger Verbindung erhält mit der deutschen Gedankenwelt, ist ihr Luthertum. Der große Reformator ist auch als Profanschriftsteller ein vielgelesener Autor in jenen Kreisen.

Am sympathischsten ist mir das Deutschamerikanertum im kirchlichen Wesen entgegengetreten. Der Gottesdienst, soweit er evangelisch, trägt deutschländischen Charakter. Es ist ein merkwürdig ergreifendes Gefühl, wenn man am Sonntag, irgendwo im Norden oder Süden der Union, in eines dieser einfachen Gotteshäuser tritt und hier mitten im großen Amerika eine unverfälschte deutsche Feiertagsgemeinde vorfindet. Die Köpfe, unverkennbare Bauernköpfe, die aus einem Cranachschen Bilde geschnitten sein könnten; die ganze Atmosphäre bäuerisch: das langsame Singen, der Ernst des Auftretens, die altfränkische Kleidung, die würdevolle Ruhe der Gemeinde, die den Pastor alles machen läßt. Dazu das tiefe Versonnensein dieser Menschenkinder, die bei scheinbarem Phlegma innerlich doch tiefen Anteil an der Sache nehmen. Das alles ist so ganz unamerikanisch, daß man das Gefühl hat, auf eine Insel verschlagen zu sein, auf der sich, allen Sturmfluten des neuweltlichen Lebens zum Trotze, etwas vom reinsten Deutschtum in voller Ursprünglichkeit erhalten hat.

Solcher Inseln sind aber viel zu wenige, als daß ihnen für das Geistesleben der Deutschen eine bedeutende Rolle zufallen könnte.

Ein oft übersehener Grund, warum die deutschen Einwanderer die Muttersprache so schnell aufgegeben haben, ist der, daß sie, vom platten Lande kommend, das Hochdeutsch gar nicht beherrschten. Einzelne Dialekte, Plattdeutsch und Schwäbisch zum Beispiel, zeigen drüben ein zäheres Leben als das Schriftdeutsch, aber natürlich sind sie außer im engsten Kreise nicht zu verwenden. Manche Deutsche müssen Englisch lernen, um sich nur mit ihren ein anderes Idiom sprechenden Landsleuten in Amerika verständigen zu können.

Wie niedrig das Bildungsniveau mancher Deutsch-amerikaner sein muß, geht wohl daraus hervor, daß nächst religiöser Lektüre vor allem die übelsten Schundromane von ihnen verschlungen werden. Das in Amerika heute am meisten gefragte Buch in deutscher Sprache ist, wie mir glaubwürdig versichert wurde, noch immer das „Ägyptische Traumbuch“.

Für die Literatur können wir wenig von den Deutschen Amerikas erwarten. Was sie zu geben hatten, einige rührende Lieder voll Heimatssehnsucht und einige gute Bücher über das Deutsch-Amerikanertum, haben sie uns längst geschenkt; sie haben sich damit scheinbar verausgabt. Als Schriftsprache wie als Gebrauchssprache ist das Deutsch in Nordamerika verloren. Die Jugend geniert sich, es zu sprechen. Ich erlebte eine auffällige Bestätigung dieser traurigen Beobachtung. Ein junger Mann, gänzlich Yankee in Erscheinung und Manieren, sagte mir, seine Eltern stammten aus Deutschland, doch wußte er nicht, aus welchem Gau. Dieser Mensch verstand kein Wort seiner Muttersprache. Er ließ sich von mir seinen guten deutschen Namen, der auf niedersächsische Abkunft deutete, übersetzen. Ein anderes Beispiel erlebte ich in

St. Louis, das als eine der deutschesten Städte der Vereinigten Staaten gilt. Dort wurden mir in einer High-School-Klasse von sechzig Kindern rund zwei Drittel als von deutscher Abkunft bezeichnet. Von diesen sprachen nur noch fünf oder sechs mit ihren Eltern deutsch.

Die einige Hoffnung für den, der in regen geistigen Beziehungen das beste Verständigungsmittel zwischen zwei großen Nationen erblickt, ist, daß die deutsche Sprache, die leider als Gebrauchssprache drüben dem Untergange geweiht scheint, als Kultursprache wieder erstehen möge. Es muß für den gebildeten Amerikaner, einerlei, welcher Abkunft, Bedürfnis werden, sie zu erlernen. Das kann erst dann geschehen, wenn die deutsche Literatur, die man in Amerika jetzt nur sehr wenig würdigt, endlich zu dem ihrer Bedeutung gebührenden Ehrenplatze neben die englische und die französische aufgerückt sein wird.

Wenn auch die Deutschamerikaner für ihr altes Vaterland als verloren angesehen werden müssen, so können sie sich doch um die beiden Völker, denen sie ihre Existenz verdanken, ein großes Verdienst erwerben. Nicht nur als Vermittler zweier Kulturen, sondern vor allem auch als Bürgen für den Frieden der Welt. Ihnen fällt die hohe Aufgabe zu, dem Kriege vorzubeugen, ja den Krieg zwischen dem Lande ihrer Herkunft und dem Lande ihrer Wahl zur Unmöglichkeit zu machen. Das können sie, wenn sie überall den Mißverständnissen entgegentreten, die durch Neid, Mißgunst und Übelwollen immerfort gesät und von einer frivolen Presse hüben und drüben genährt werden. Falls ein Krieg ausbräche, würden sie es am schwersten büßen.

Seit dem Samoa-Konflikt wissen wir, wo die Deutschamerikaner fechten würden; für das Land nämlich, dem sie bei ihrer Einbürgerung den Treueid geleistet haben. Daß sie blutenden Herzens die Waffen gegen ihr altes Vaterland tragen würden, können wir zu ihrer Ehre annehmen.

Ihre Stimmen fallen drüben schwer ins Gewicht. Gerade weil sie sich dem Parteigetriebe im allgemeinen fern gehalten haben, und da sie infolgedessen von Korruption leidlich frei sind, muß man mit ihnen rechnen. Man wird sich hüten, sie zu verstimmen.

Ihre Stellung als Zünglein an der Wage des öffentlichen Lebens sollten sie mit staatsmännischer Klugheit ausnutzen für die edelste Aufgabe: die Erhaltung des Weltfriedens.

Die Vereinigten Staaten als Großmacht.

Den Rat George Washingtons, sein Volk möge sich niemals in die europäischen Händel einmischen, haben die Vereinigten Staaten nur so lange befolgt, als sie schwach waren. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts und ganz besonders in allerneuester Zeit haben sie es für nötig gefunden, nicht bloß ihre und ihrer Bürger Rechte gegen Übergriffe fremder Mächte zu schützen, sie haben sich darüber hinaus auch berufen gefühlt, Europa auf angebliche Pflichten seinen eigenen Bürgern gegenüber hinzuweisen. So erst kürzlich in der Frage der rumänischen und der russischen Juden. Ja, selbst während der Epoche, wo sie die Sklaverei auf

ihrem Gebiete als „berechtigte Institution“ hätschelten, gaben die Amerikaner dem nach ihrer Ansicht in Despotie verkommenden Europa allerhand gute Lehren und unterstützten in platonischer Weise jede revolutionäre Erhebung jenseits des Atlantischen Ozeans. Berühmte Revolutionäre, wie Kosciusko, konnten sicher sein, drüben einen weit über ihre Bedeutung hinausgehenden Empfang zu finden. Und noch heute steckt der Glaube tief im Yankee, daß sie das einzige Volk des Erdenrunds seien, welches freiheitliche Institutionen besitze, und daß neben vielen anderen zivilisatorischen Missionen auch dies ihre Lebensaufgabe sei: die Welt zu demokratisieren.

Es kann im Grunde nicht befremden, wenn dieses Volk durch seine unerhörten Erfolge zu lächerlicher Großmannssucht verführt worden ist. Die amerikanische Geschichte ist, mit Ausnahme des Unabhängigkeitskampfes und des Bürgerkrieges, wo man ernsthaft um die Existenz des Staates ringen mußte, eine große Kette von Glücksfällen; von solchen Glücksfällen allerdings, wie sie nur den selbstbewußten, aufgeweckten und rüstigen Völkern zufallen.

Früh hatte diese Nation ihre Mission mit glücklichem Instinkt richtig erfaßt: den Kontinent, auf dem sie erwachsen war, zu amerikanisieren. Die Kindertage des werdenden Volkes waren bei aller Ärmlichkeit die denkbar glücklichsten; sie blieben ungestört von feindlichen Überfällen, von jenen Kriegen bis aufs Messer und von den nachbarlichen Schädigungen, die sich die viel zu eng im kleinen Europa beieinander sitzenden Völker das ganze Mittelalter hindurch angetan haben. Die ersten Indianerkämpfe, blutig, wie sie waren, stählten höchstens die Kraft der jungen Kolonien, ließen nicht zu, daß die Männer das Waffenhandwerk und

die Frauen das Beten verlernten. Amerikas Jugend war auch frei von Kreuzfahrer-Hirngespinnsten, die unsere Vorfahren manche sehr viel näher liegende Kulturaufgaben haben übersehen lassen. Dieses junge Ansiedlervolk war zu seinem Glück durch die Fülle der Arbeit, die es vorfand, zunächst an seine Scholle gebunden. Kein Kaiser führte es über die Alpen, kein Priester lockte es nach dem Morgenlande. Es hatte aber auch nicht das Unglück, daß ihm, wie dem deutschen Volke, fremde Stämme nachgerückt kamen, die sich ihm wie ein eherner Riegel vorlegten. Nirgends ward ihm der freie Zugang zum Meere versperrt, wie uns durch das Slawentum, das, ein mächtiger, starrer Wall, das Deutschtum für immer vom Unterlauf der Donau abschließt. Niemals freilich auch sind die Amerikaner so gedankenlos und sträflich unaufmerksam gewesen wie unser Mittelalter, als es die Mündung unseres wichtigsten Stromes, des Rheins, in fremde Hände übergehen ließ. Nunmehr ist es das tragische Geschick unseres fruchtbaren Volkes, auf engem Gebiete zu sitzen und seinen Bevölkerungsüberschuß an andere abgeben zu müssen. Es ist nicht auszudenken, was Deutschland heute sein könnte, hielte es all die Gebiete, die es kolonisiert hat, wie dies bei den Völkern angelsächsischer Abkunft der Fall ist, in eigenem Besitz.

Der moderne Yankee ward in den Glauben hineingeboren, daß ihm nicht allein Amerika, nein, daß ihm die ganze westliche Hemisphäre gebühre. Bestärkt wird er in diesem Glauben durch die Inferiorität der mittelamerikanischen und südamerikanischen Rassen und Nationen. Zwei Dinge vor allem haben ihn zum großen Volke, zur Herrenrasse gemacht: einmal Klima und Natur des Landes, das die Wiege seiner Nation war,

also ein Glücksumstand; dann ein Verdienst: der glückliche Instinkt der Angelsachsen, sich nicht zu vermischen, ihr Blut rein zu erhalten von nicht arischen Bestandteilen. In gemäßigter Zone erwachsen, von den besten Stämmen der zivilisierten Welt gezeugt, mußte dieses nordische Geschlecht das Übergewicht erlangen über die Mischlinge der Mitte, des Südens und der westindischen Inselwelt.

Es ist ganz natürlich, daß die auswärtige Politik dieses Landes tiefe Spuren jenes anmaßenden Selbstbewußtseins zeigt, welches man sich im Verkehr mit inferioren Rassen angewöhnt hatte. Eine zünftige Diplomatenschule hat es drüben niemals gegeben, und so ist in Washington jene „Hemdsärmel-Politik" groß geworden, die den Diplomaten der alten Art Gruseln erregt. Wie es das temperamentvolle Frankreich ehemals gewesen ist, so scheint heute die Union das enfant terrible unter den Großmächten werden zu wollen.

Der Umfang des eigenen Landes läßt Europa nur zu leicht in den Augen des jungen Riesen als Zwerg erscheinen; denn wie jedes Individuum, so nimmt sich auch jedes Volk schließlich das Maß der Dinge von sich selbst. Die imperialistischen Gelüste der Amerikaner sind selbstverständliche Folge des rapiden Wachstums der Union. Der Panamerikanismus bleibt eine nicht mehr zu ändernde Tatsache, mit der die Weltpolitik immerfort und überall zu rechnen hat.

Ohne ein großes stehendes Heer zu besitzen und bis vor kurzem auch ohne eine bedeutende Kriegsmarine, hat dieses glückliche, von keinem nahen Nachbar bedrohte Land doch im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die größten und wertvollsten Territorial-Erwerbungen gemacht, die jemals der weißen Rasse ge-

glückt sind. Louisiana, also die ganze Mitte des Kontinents, Florida, Alaska, Oregon erwarb es auf friedlichem Wege. Texas, Neumexiko, Arizona, Kalifornien, die verschiedenen Indianergebiete durch leichte Kriegs- und Beutezüge.

Wiederholt haben die Vereinigten Staaten, lediglich auf ihren unverwüstlichen Optimismus gestützt, es darauf ankommen lassen, mit einer an Mannschaften und Schiffen weit stärkeren Macht in Krieg zu geraten. Wiederholt haben sie europäische Großmächte durch ihr formloses und dreistes Verhalten herausgefordert. Vor allem waren es Spanien und Frankreich, so lange diese Länder in der westlichen Hemisphäre noch eine Vormachtstellung zu wahren sich bestrebten, die von dem jungen, auf seine Suprematie eifersüchtig bedachten Staatswesen unfreundlich, ja herausfordernd behandelt wurden. Napoleon III., von der irrtümlichen Voraussetzung ausgehend, der Bürgerkrieg werde die Union spalten, holte sich mit dem mexikanischen Abenteuer die bitterste Lektion. Nicht minder unzweideutig wußten die Vereinigten Staaten Rußland entgegenzutreten, als es Gelüste zeigte, sich Oregons zu bemächtigen. Selbst dem seegewaltigen England gegenüber hat die ehemalige Kolonie durchweg ihren Willen durchzusetzen verstanden. Der Krieg von 1812 endete nicht ungünstig für die Amerikaner. Die unzähligen Grenzstreitigkeiten im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts wegen der kanadischen Grenze sind meist zugunsten der Union entschieden worden. In der Alabamafrage, dem Beeringssee-Streite, dem ersten Venezuela-Konflikte hat Nordamerika überall den größten Teil seiner Forderungen erfüllt gesehen.

Alle diese unblutigen Erfolge wurden nicht errungen durch Meisterzüge der Diplomatie, sondern

lediglich durch das bei den Völkern Europas wachsende Bewußtsein, daß die Vereinigten Staaten nicht ein Land seien wie andere Länder, daß sie vielmehr einen ganzen Kontinent darstellen. Mit einem Erdteil Krieg führen aber hat nicht viel Wahrscheinlichkeit des Erfolgs für sich. England hätte den Kampf noch am ersten von allen Weltmächten aufnehmen können; es hat jedoch in der langen kanadischen Grenze immer den angreifbarsten Punkt seiner Kolonialmacht gehabt.

Am deutlichsten kommt das Bewußtsein von seiner Unbesieglichkeit beim amerikanischen Volke zum Ausdruck in der Monroedoktrin. Interessant ist es zu sehen, wie die Amerikaner, geraume Zeit vor der eigentlichen Formulierung der Theorie, das ihr zugrunde liegende Prinzip bereits erfaßt und praktisch betätigt haben. Im Jahre 1800 hatte Spanien Louisiana an Frankreich abgetreten; hier protestieren die Vereinigten Staaten dagegen, daß europäische Mächte auf amerikanischem Boden Gebietsverschiebungen vornehmen. Henry Clay schwärmt schon als Jüngling von einem „menschlichen Freiheitsbund", der von der Hudsonsbay bis zum Kap Horn reichen sollte; was hieß das anderes, als die Idee des Panamerikanismus und der ganzen Monroelehre vorwegnehmen! Beim Panamakongreß von 1825, den die gegen das spanische Mutterland revolutionierenden südamerikanischen Republiken beschickten, kam der Gedanke zum Ausdruck, ein „Kontinentalsystem" für ganz Amerika zu bilden, nach dem Muster der „Heiligen Allianz" in Europa.

Seitdem ist die Monroetheorie längst durch wiederholte Anwendung zum Range eines allgemein anerkannten internationalen Gesetzes erhoben worden. Chamberlain hat sie neuerdings auch für die Kabinette

öffentlich anerkannt, nachdem sich Europa wiederholt vor ihr gebeugt hatte. Heute ist sie in Fleisch und Blut eines jeden politisch denkenden Yankees übergegangen. Sie bedeutet nicht mehr bloß ein Einspruchsrecht der Vereinigten Staaten gegen Gebietserweiterungen Fremder auf ihrem Boden; was sie am letzten Ende bezweckt, wird vielmehr klar aus einem Worte Roosevelts, das im Jahre 1896 gesprochen worden ist: „Jeder rechtschaffene Patriot, jeder Politiker in unserem Lande sieht verlangend dem Tage entgegen, wo keine einzige europäische Macht mehr ein Stückchen amerikanischen Bodens in Besitz haben wird."

Und diese Lehre wird nicht auf das rein politische Gebiet beschränkt bleiben. Es mehren sich die Anzeichen, daß man die Monroedoktrin auf das Wirtschaftliche auszudehnen sucht. Die Vereinigten Staaten machen offene und versteckte Versuche, sich der finanziellen Kontrolle und kommerziellen Ausnutzung des Grund und Bodens und der natürlichen Schätze von Ganz-Amerika durch Fremde zu widersetzen.

Die volle Möglichkeit, die westliche Hemisphäre politisch und militärisch, wie finanziell und kommerziell zu beherrschen und zu organisieren, wird für die Vereinigten Staaten jedoch erst nach Vollendung des Panamakanals gegeben sein. Paul Dehn sagt mit Recht: „Es war eine Schande für Frankreich, daß das Lessepsche Kanalunternehmen Schiffbruch litt."

Europa hat damit, daß es dieses Projekt zugrunde gehen ließ, Nordamerika erst zur unangreifbaren Vormacht in der atlantischen sowohl wie in der pacifischen Welt gemacht. Der Stille Ozean, um Tausende von Seemeilen der Ostküste von Amerika näher gerückt, wird von selbst zum amerikanischen Meere werden. Für

einen Krieg der Union mit einer europäischen Macht aber bedeutet der interozeanische Kanal eine Verdoppelung der amerikanischen Siegesaussichten.

So lange es nicht feststand, daß die Amerikaner dieses große Werk selbst in die Hand nehmen würden, mußte ihre Besitzergreifung der spanischen Kolonien im Stillen Ozean unvorsichtig erscheinen. Aus ihrer bisherigen kontinentalen Geschlossenheit heraustretend, gaben sie einen großen Vorteil bei internationalen Konflikten auf, indem sie sich angreifbare, schwer zu schützende Punkte schufen. Aber mit dem Panamakanal unter sicherer Kontrolle erweitert die Union nicht nur ihr Gebiet bis tief nach Mittelamerika hinein, sie pflanzt das Sternenbanner weithin dominierend zwischen die beiden Landhälften der westlichen Hemisphäre und zeigt der Welt, daß Amerika gesonnen ist, alles, was es hier schon besitzt, zu halten und darüber hinaus alles, was ihm noch gefallen mag, an sich zu reißen.

Der Panamakanal, von Amerikanern gebaut und von der Union kontrolliert, macht den Panamerikanismus aus einer dreisten Bedrohung der Welt zu einer nüchternen Tatsache der Geschichte.

Und dennoch, Amerika wird uns nicht verschlingen. Seine Gefährlichkeit als Gegner wie als Konkurrent wird oft überschätzt. Gerade dort, wo seine Kraft am prahlerischsten zum Ausdruck kommt: im Wirtschaftlichen, steckt auch seine Achillesverse. Wohl besitzt es wunderbare Bodenschätze und Naturkräfte, wohl sind die Entwickelungsmöglichkeiten seines Handels und seiner Industrie unermeßlich, wohl ist die Kraft seines mobilen Kapitals enorm; durch alle diese glänzenden Erscheinungen dürfen wir uns aber nicht über die Tatsache wegtäuschen lassen, daß Amerika einen nur schwachen Mittelstand

aufweist. Die Zahl der mittleren Vermögen, die in Deutschland im steten und schnellen Wachsen begriffen ist, bleibt drüben stationär. Die Kluft zwischen den Millionären und jenen, die bei gutem Verdienst aus der Hand in den Mund leben, zeigt nicht die Neigung, sich zu schließen, eher sich zu erweitern. Die imposantere Kapitalkraft liegt sicherlich jenseits des Atlantischen Ozeans, aber die gesündere Entwickelung des Volkswohlstandes ebenso sicher bei uns.

Die drohende Amerikanisierung der Welt ist so lange keine brennende Gefahr, als die Union auf eigenem Gebiete eine Anzahl schwerer Aufgaben zu lösen hat, die sie in Atem halten. Zunächst hat England viel mehr von dem aus allen Proportionen gehenden jungen Riesen zu befürchten als wir. Von verschiedenen englischen und deutschen Volkswirten ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß Englands Reichtum niemals seine heutige ungewöhnliche Höhe erreicht hätte, wären seine Auswanderer, nachdem sie sich im Auslande bereichert hatten, nicht immer getreulich ins Mutterland zurückgekehrt. Es ist aber sehr leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß sich dieses für England günstige Verhältnis im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts vollständig verschieben wird. Das von England nach Nordamerika strömende und dauernd dort bleibende Kapital ist in stetem Anwachsen begriffen; es befruchtet die amerikanische Volkswirtschaft, während es der heimischen entgeht. Im kleinen England gibt es längst nicht mehr, wie früher in so reichem Maße, Gelegenheit zu gewinnbringenden Unternehmungen großen Stils. Seine Landwirtschaft geht stetig zurück, seine Kohlen und Metallschätze sind in Ausbeutung begriffen, seine Eisenbahnen wohl sämtlich gebaut. Der englische Unter-

nehmungsgeist ist deshalb nicht eingeschlafen; nicht einmal die eigenen Kolonien, groß, reich und in allen Zonen gelegen, wie sie sind, genügen dem spekulativen Trieb des Briten. Mit dem sicheren Instinkte des Kaufmanns wendet sich der englische Kapitalist, der sein Geld vermehren will, nach dem Lande, das auf dem ganzen Erdenrund die größte Zukunft hat, nach Nordamerika. Die Verwandtschaft des Bluts, die nämliche Sprache, die Ähnlichkeit der Sitten und Gesetze machen dem geborenen Engländer die Übersiedelung in die ehemalige Kolonie besonders leicht. Die geistigen Beziehungen zwischen den beiden großen atlantischen Mächten helfen auch dazu, für Handel und Verkehr die Brücken zu schlagen. Mag auch die amerikanische Kultur, zur Mündigkeit erwachsen, ihre eigenen Bahnen beschreiten, der Sohn Albions wird sich in der Neuen Welt immer leicht heimisch fühlen, weil er dort die Muttersprache wiederfindet.

Ebenso nahe wie den stammverwandten Völkern die Freundschaft liegt, droht aber den beiden Ländern auch die Gefahr der Feindschaft. Sie haben nicht nur an der kanadischen Grenze und in der Westindischen Inselwelt zahlreiche politische Reibungsflächen, auch im wirtschaftlichen Leben sind sie die schärfsten Konkurrenten. Die früher allmächtige englische Industrie ist durch die Yankees längst aufs schwerste geschädigt, und wenn erst der Panamakanal gebaut sein wird, liegt es in dem Willen der Union, den englischen Handel stark zu unterbinden.

Die größte Gefahr aber für England ist die Amerikanisierung im eigenen Lande. Der Amerikanismus hat jenseits des Kanals in den letzten Jahren erstaunliche Fortschritte gemacht. Diese Beeinflussung durch

die Fremde stößt bei dem sonst so nationalstolzen Briten auf keinen starken Widerstand, weil er sich dem Amerikaner nahe verwandt fühlt, noch mehr, weil er ihn als sein eigenes Produkt ansieht.

Dabei übersehen die Engländer den großen Unterschied zwischen einem alten Kulturvolk, das seine Mission im großen und ganzen erfüllt hat, und einer jungen, im Wachsen begriffenen Nationalität, der noch alle Entwickelungsmöglichkeiten offen stehen. Das amerikanische Wesen hat eine so fortreißende Kraft, daß ihm selbst das englische Nationalbewußtsein auf die Dauer nicht standhalten wird.

Und so mag vielleicht das zwanzigste Jahrhundert die erstaunliche Tatsache erleben, daß der Schwerpunkt der angelsächsischen Welt mehr und mehr von dem kleinen, dem europäischen Festlande vorgelagerten Eiland über den Ozean nach der von einem einzigen Volke regierten westlichen Hemisphäre sich verschieben wird. Ob diese Verschiebung auf friedlichem Wege, nur einem langsamen Sinken der Wage nach der einen Seite ähnlich, sich vollziehen wird, oder ob die Kanonen das entscheidende Wort werden sprechen müssen, wer wollte das heute sagen, ohne befürchten zu müssen, daß die Tatsachen seine Prophetie lächerlich machen. Beides aber, ein Krieg sowohl zwischen Mutter und Tochter wie eine friedliche Überwindung Albions durch die ehemalige Kolonie, wären Ereignisse von unberechenbarer Tragweite für die Kulturwelt, für die Weltlage überhaupt.

Für uns Deutsche ist die Gefahr der Amerikanisierung darum nicht so groß, weil unsere Beziehungen zur Neuen Welt, verglichen mit den amerikanisch-englischen, immer noch lose sind. Deutschland ist die einzige europäische Großmacht, die bisher keine Reibungen

schwererer Natur mit der transatlantischen Demokratie gehabt hat. Der Grund ist einfach der, daß wir, anders als England, Frankreich, Spanien und Rußland, keinerlei Kolonialland drüben besitzen oder besessen haben.

Mißverständnisse sind trotzdem zwischen den beiden Völkern vorgekommen, und sie werden weiter vorkommen, solange man sich hüben und drüben gegenseitig noch so wenig in seinem innersten besten Kern erkannt hat, wie es trotz vielfachen offiziellen Höflichkeitsaustausches bisher der Fall gewesen ist. Amerika hat uns für unendlich viel dankbar zu sein; aber es ist nun einmal menschlich, dort zu grollen, wo man sich im geheimen verpflichtet fühlt.

Uns aber könnte ein wenig Amerikanisierung gar nichts schaden, wenn sie sich auf das rechte Gebiet beschränkte. Wir können vor allen Dingen im Praktischen viel vom Amerikaner lernen; und zwar nicht etwa bloß durch Nachahmen jener zeitersparenden Einrichtungen, in denen die Yankees groß sind, mehr noch in der ganzen einfachen, großzügigen Arbeitsmethode, deren geheimnisvolle Kraft auf Konzentration und Organisation beruht. Wir Deutschen müssen den gesunden, von keiner Wissenschaft angekränkelten Menschenverstand anzuwenden wagen, sonst können wir wirtschaftlich mit diesem Volke, dem wir kulturell so unendlich überlegen sind, nicht gleichen Schritt halten. Vor allem darf unsere Jugend dem wirklichen Leben nicht so fern gehalten werden, wie es auf unseren Gymnasien und Hochschulen, allen Reformbestrebungen zum Trotze, noch immer geschieht. Wir müssen dafür sorgen, daß der junge Mensch, der ins Leben tritt, nicht nur mit philologischem Gedächtniskram und mit blassen Abstraktionen gefüttert ist, sondern daß er die Augen aufmachen lernt,

um etwas zu sehen, und vor allen Dingen, daß er zugreifen will und kann. Unserer akademischen Jugend muß die Blasiertheit ausgetrieben, in unserem öffentlichen Leben muß mit dem Bureaukratismus gebrochen werden. Je länger wir den krausen Zopf bureaukratischen Wesens tragen, desto mehr wird er für die Entfaltung unserer aufstrebenden Kraft zum Bleigewicht. Wir brauchen Zufluß frischen Blutes in die oberen Schichten; die niederen sind regsam genug, wie das bewundernswerte Aufsteigen unseres Arbeiterstandes beweist. Der deutsche Beamte bleibt der bestunterrichtetste der Welt, aber was nutzt ihm alle Weisheit, ja selbst aller gute Wille, da er in wirklich verantwortliche Stellungen meist erst dann kommt, wenn seine Spannkraft längst in der Tretmühle des instanzmäßigen Geschäftsgangs aufgebraucht ist. Unser Mittelstand aber, obgleich er glücklicherweise nicht in amerikanischer Weise politisch korrumpiert ist, könnte doch in manchem von den Yankees eine gute Lektion annehmen. Der kleinliche Neid, die Zerfahrenheit, der Eigensinn, die Nörgelsucht, der Pessimismus des deutschen Bierbankpolitikers und Kannegießers steht in wenig schmeichelhaftem Gegensatz zu dem zielbewußten, stolzen, aufs Ganze gehenden, sachlichen Geist des amerikanischen Bürgers. Glänzend aber hebt sich von der dunklen Folie der Vaterlandslosigkeit, des fanatischen Parteiinteresses, des Liebäugelns mit der internationalen Phrase, des mangelnden Deutschbewußtseins großer, verführter und verhetzter Volksmassen bei uns der Patriotismus des Amerikaners ab, dem es selbstverständlich ist, sein Land allerwege über Klasse, Partei und turmhoch über das Weltbürgertum zu stellen.

Nur darin könnte von Amerika her für die deutsche

Zivilisation eine ernste Gefahr drohen, wenn wir amerikanisches Wesen gedankenlos nachahmen wollten. Das würde für die Alte Welt und ganz besonders für Deutschland ein Zurücksinken bedeuten von höherer Kulturstufe auf eine niedere. Amerikanisierung der Kultur hieße Veräußerlichung, Mechanisierung, Entgeistigung.

Ganz sicher sind uns die Amerikaner, die Angelsachsen überhaupt, überlegen in der äußeren Gestaltung des Lebens. Sie haben in der Selbstverwaltung, im Parlamentarismus, im Parteiwesen, kurz in allem das öffentliche Leben betreffenden Dingen allgemeingültige Formen geschaffen, denen wir wenig Gleichwertiges an die Seite setzen können. Und auch in der Ausbeutung der Naturkräfte zu Lande und zu Wasser, in der Kolonialpolitik, in der Unterwerfung fremder Völker unter ihren Willen, übertreffen sie uns. Ihr Glück, ihre Kühnheit, ihre Herrschergabe haben ihnen den halben Erdball untertan gemacht. Was können wir Armen dem entgegensetzen?

Einmal die Mannigfaltigkeit des deutschen Wesens, den Reichtum und die Verinnerlichung unserer Naturen. Amerika strebt nach Uniformität, Deutschland soll seine Kraft immerdar in der Individualität suchen. Professor Kuno Francke von Harvard College sagte bei einer zum Deutschen Tage im November 1902 zu Neuyork über die „deutsche Persönlichkeit“ gehaltenen Ansprache: „Trotz des Druckes durch historische Überlieferung und durch ein stark entwickeltes Klassenwesen auf den einzelnen gibt es in Deutschland unendlich viel mehr eigenartige, individuell ausgeprägte, auf sich selbst ruhende Menschen als in anderen Ländern.“

Unsere Bedeutung als Kulturvolk, die uns niemand

nehmen kann, hat von jeher auf treuer, rastloser, tiefbohrender Arbeit beruht; eine Arbeit, die, von der positiven Grundlage eng umgrenzter Aufgaben ausgehend, sich doch die Welt der Gedanken erobert hat. Das ist vielleicht der einzige Vorteil, den uns unsere beengte Lage zwischen anderen Nationen gebracht hat, daß wir zum Idealismus gezwungen wurden, daß wir, darauf angewiesen, mit Geringem hauszuhalten, lernten, das Wenige, was wir besaßen, zu hegen, zu pflegen und nach besten Kräften zu entfalten.

Diese Kleinarbeit hat aus dem winzigen Brandenburg die deutsche Vormacht Preußen gestaltet, hat Deutschland nach tiefem Fall von Jena über Königgrätz nach Sedan geführt. Das heutige Deutschland mit seinen die ganze Welt umspannenden Handelsbeziehungen ist freilich ein ganz anderes Gebilde als der friederizianische Staat. Mit dem materiellen Aufschwung sind nicht allein die Interessen, es sind auch die Pflichten und Aufgaben der Regierenden wie der Regierten gewachsen. Eines aber werden wir niemals aufgeben dürfen, was der Leitstern aller großen Deutschen gewesen ist: Gewissenhaftigkeit, Maßhalten bei aller Genialität, Treue im kleinen und dadurch Erfolg im großen. Mag sich unser Reichtum vermehrt haben, mag unser Ansehen gewachsen sein überall, geblieben ist unsere ungünstige Lage, unsere Raumbeengung. Verglichen mit anderen Großmächten, England, Amerika, Rußland sind wir, legt man nur das Raumverhältnis zugrunde, zwergenhaft. Die Erde ist aufgeteilt unter die Mächtigen der Welt, darein werden wir uns wohl oder übel finden müssen. Wieder einmal wird der Deutsche durch sein Schicksal, das schon so viel Entsagung von ihm verlangt hat, auf sich selbst zurück-

gewiesen. Wer kann sagen, ob das Schicksal deshalb gescholten oder gepriesen werden soll. Während andere, mit Kolonialland reich gesegnete Länder ihre Kraft in der Expansion finden, müssen wir sie suchen in der Konzentration, in höchster Anstrengung, in Verfeinerung der Arbeitsleistung, in Vertiefung dessen, was wir besitzen.

Deutschland hat in zwölfter Stunde erkannt, daß das Vaterland kein Traum, keine Phrase sein darf, sondern eine reale, nüchterne, sogar harte Tatsache sein muß, hat endlich erkannt, daß die Nation verachtet wird, die sich nicht ihrer Haut zu wehren weiß und gerechte Ansprüche nicht mit Nachdruck geltend zu machen versteht.

Aber das deutsche Ideal ist nicht Welteroberung. Wie der Typus des deutschen Mannes nicht der des amerikanischen Smart man ist, so strebt auch das Volk im ganzen nicht nach der Erfolgs- und Geschäftsseite hin. Die besten Deutschen sind immer Faust-Naturen gewesen. Die Innenwelt gestalten, eine einmal erkannte Wahrheit mit Eigensinn, oft zum eigenen Schaden durchsetzen, auf daß das Gewissen befriedigt werde, jede Sache um ihrer selbst willen, nicht um des Erfolges willen zu tun, sich niemals an dem Erreichten genügen lassen, zeitlebens das Ideal höher und höher stecken, der eigenen Person kritisch gegenüberstehen, mit der Außenwelt in Hader leben, dabei heiß nach innerem Frieden suchen, sich sein eigener Himmel und seine eigene Hölle sein, nichts mehr fürchten als den Abfall von sich selbst, das heißt deutsch sein.

Solche Naturen und ein Volk von solchen Menschen sind nicht dazu gemacht, mit den Yankees in Konkurrenz zu treten um den Besitz der äußeren Welt.

Und doch brauchen die beiden scheinbar schroff entgegengesetzten Völker einander sehr, haben sich nötig wie Mann und Weib. Aus gegenseitiger Ergänzung ihres Wesens könnte für beide und für die ganze Welt die edelste Kulturblüte geboren werden.

Mag unser höheres Alter als Volk immerhin ein Nachteil sein der Neuen Welt gegenüber, mag unsere tausendjährige Kultur mit allem, was sie angehäuft hat an Steifem, Barockem, längst Überwundenem ein Hindernis sein der Bewegungsfreiheit, so liegt im historisch Gewordenen doch auch wieder eine Quelle sittlicher Stärkung, ästhetischer Schönheit, aristokratischer Würde und gesellschaftlicher Sicherheit einem jungen Volke gegenüber, dem noch auf lange hinaus das Parvenuhafte ankleben wird.

Wahrlich, die Neue Welt hat noch immer viel von uns zu lernen. Eine Durchdringung mit teutonischem Geiste könnte ihrer Zivilisation gerade zu dem verhelfen, was ihr am empfindlichsten fehlt: Tiefe, Harmonie, Verinnerlichung, Sättigung mit geistigen Werten.

Das Volk von Amerika braucht vor allen Dingen Selbstbesinnung. Es hat den ersten Teil seiner historischen Aufgabe erfüllt, einen ganzen Kontinent der Alleinherrschaft der Arier, dem Christentum und der demokratischen Regierungsform zu unterwerfen. Jetzt muß es daran gehen, den schnell errichteten, vielfach unproportionierten und rohen Bau zu verschönern und von manchem Unrat zu säubern. Die große Frage der Zukunft ist für Amerika: wird dieses vom Glücke so sehr verwöhnte Volk imstande und gewillt sein, den ihm zur zweiten Natur gewordenen schrankenlosen Individualismus zu zähmen? Wird es Selbstbeschränkung lernen, sich zur Selbstzucht emporläutern? Eine außer-

ordentliche Forderung allerdings einem Volke gegenüber, das bisher immer durch rücksichtsloses Draufgängertum seine größten Erfolge erzielt hat. Aber die Gefahr liegt für die Vereinigten Staaten ebenso nahe wie für jedes andere Weltreich, bei noch so großer äußerer Macht an der im Innern fressenden Korruption zugrunde zu gehen. Und auch für die Neue Welt gilt das an Rom offenbar gewordene Grundgesetz, daß nur männliche Rüstigkeit und sittliche Gesundheit das Blühen und Gedeihen großer Staatengebilde auf die Dauer zuläßt.

Über eines sind sich alle ernsten Politiker drüben klar, daß die Union innerer Reformen bedarf. Mit dem bisherigen Laissez faire ist nicht in alle Ewigkeit weiter zu wirtschaften. Über die Mittel und Wege der Reform gehen auch in Amerika die Ansichten und Vorschläge nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Ob das Heil in einer Stärkung der Staatsautorität zu suchen sei, ob der Verstaatlichungsgedanke Aussichten habe, ob die Kooperation vieler das Einzelmonopol ablösen werde, — das sind Fragen, die allein die Zukunft beantworten kann.

Die innere Politik schreit nach einer neuen Partei. Die alten Parteischablonen sind durchaus verbraucht. Weder Demokraten noch Republikaner haben, trotz ihrer Freiheit und Gleichheit atmenden Namen, zu verhindern gewußt, daß sich in Staat und Gesellschaft eine Anzahl Männer und Gruppen zu einer die Prinzipien der Verfassung arg gefährdenden Übermacht, zu einer inneren Tyrannis, herausgebildet haben. Eine Partei, die rücksichtslos gegen diese Gefahren und Mißbräuche vorgehen wollte, müßte mit allen Lieblingssünden der Yankees aufräumen, müßte auch mit dem Spoilsystem, dem Hauptgrunde der amtlich sanktionierten

Korruption, brechen. Zu solcher Herkulesarbeit jedoch sind Männer notwendig mit Prinzipien, nicht bloß routinierte Parteipolitiker. In keinem Lande der Welt aber haben es die Charaktere von Gehalt so schwer, in maßgebende Stellungen zu gelangen, wie in dem Lande angeblich freier Bahn für alle: in Amerika.

Moral und große Gedanken müssen in der amerikanischen Politik wieder zu ihrem Rechte kommen. An der sittlichen Erstarkung der Union haben wir, hat die ganze Welt ein hohes Interesse. Amerika hat längst begonnen, die Nationen Europas kraft seines Schwergewichts nicht nur in wirtschaftlicher, nein auch in moralischer Beziehung zu beeinflussen. Es ist kindisch, wie es viele Zeitungsgläubige tun, sich an den sensationellen Nachrichten über amerikanische Zustände zu weiden und aufzuregen; es ist verwerflich, sich durch die Auffassung, daß es jenseits des Atlantischen Ozeans noch schlimmer zugehe als bei uns, das gerechte Urteil über heimische Zustände umnebeln zu lassen. Amerika ist ein Teil der zivilisierten Welt, und es liegt im gleichmäßigen Interesse aller Kulturnationen, daß das Gute überall gefördert werde, daß Recht, Sitte, Ordnung, mehr und mehr die dunklen Schatten des Egoismus, der Anarchie, der Sittenlosigkeit aus dem öffentlichen Leben der einzelnen Länder und aus den internationalen Beziehungen aller Nationen verdrängen.

Amerika hat für seinen eigenen Nutzen und Vorteil Großes erreicht und geschaffen, seine Mission für die Menschheit dagegen hat es kaum in Angriff genommen. Ohne es selbst zu wissen und zu wollen, ist dieses Land die wichtigste Etappe geworden auf dem Wege zur Welteinheit. Es zeigt bereits jetzt eine neue, größere Form des Staats, als wir sie bisher gekannt

haben: den kontinentalen Staat. Während Großbritannien ein Kolonialreich ist, das im Mutterlande auf zu schmaler Basis ruht, während Rußland in eine europäische und in eine asiatische Hälfte auseinanderklafft, hat die Union alle ihre Glieder um sich versammelt. Für ein Land, das in sich den Keim zum kontinentalen Staat trug, war die Demokratie die gegebene Verfassung. Despotien sind für große Völker längst zur Unmöglichkeit geworden, Diktaturen und Absolutismus werden es immer mehr werden. Amerika hat die Aufgabe, der Welt den Beweis zu liefern, daß mündige Völker sich selbst zu regieren vermögen, einen Beweis, den uns Frankreich schuldig geblieben ist und den uns England nur zum Teil erbracht hat.

Die andere große, von ihm selbst kaum geahnte Aufgabe Amerikas ist es, den Weltfrieden herbeizuführen. Ein Land, das jetzt bereits an die 80 Millionen Einwohner hat, das am Schluß des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn es, wie zu erwarten, inzwischen Kanada und Mittelamerika an sich genommen haben wird, mit 300, vielleicht 400 Millionen Seelen dastehen mag, muß die denkbar größte Garantie für den Weltfrieden bedeuten, weil es unbesieglich ist. Es würde keinen Grund haben, Eroberungskriege zu führen, weil es gesättigt wäre, würde hingegen die europäischen Staaten ganz von selbst zum Zusammenschluß zwingen. Auch England, von seinem jetzigen, unnatürlichen Umfange zurückgeführt, wird alsdann Anschluß an die Festlandsmächte suchen müssen.

Dann würde die Führung in den Vereinigten Staaten Europas mit Naturnotwendigkeit dem Lande zufallen, das die besten Reserven an Kraft, Volksgesundheit, Selbstzucht, Mut und Energie besäße. Ob

Deutschland dieses Land sein wird, ist in die Hände der Deutschen dieser und der kommenden Generationen gelegt. Daß selbst alte, scheinbar dem Tode geweihte Völker sich noch regenerieren können, hat unser Vaterland schon einmal nach dem Dreißigjährigen Kriege bewiesen. Es wird seine kulturelle Stellung einem noch so großen Amerika gegenüber immer behaupten können als Land der Mannigfaltigkeit, als Wiege originellster Persönlichkeiten.

Diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans gehört der germanischen Rasse die Zukunft. Eine wichtige Arteigentümlichkeit der Germanen den Romanen gegenüber ist immer das Maßhalten gewesen. Hoffentlich behält der starke germanische Blutzusatz im Amerikaner die Oberhand, läßt sich nicht von keltischen oder romanischen, vielleicht gar polnischen oder jüdischen Beimischungen nach der Seite der Abenteuerlust fortreißen.

Wenn das Volk von Amerika sich selbst beherrschen lernt, gehört ihm die Weltherrschaft im höchsten Sinne Dann wird es der Menschheit den Frieden geben und die Brüderlichkeit nicht durch schablonenhafte Gleichmacherei, wie es der Traum ist gedankenloser Revolutionäre, sondern durch die Verbreitung edelster Gesittung über die ganze Welt. Diese Gesittung hat zum innersten Kern jene von der Vorherrschaft der arischen Rasse untrennbaren Güter, sie heißen Einehe, Familie, Christentum.

Das neunzehnte Jahrhundert hat, wie kein anderes zuvor, die bewohnte Erde erforscht und ihre Glieder einander nahe geführt. Es hat wie kein anderes Aufschlüsse gebracht über das, was unter uns im Erdinnern und in der Tiefsee lebt an mannigfaltigen Organismen. Es hat mit dem Mikroskop und Fernrohr Welten von

nie geahnter Bedeutung und Pracht erobert. Die Astronomie hat damit, daß sie Räume und Weltensysteme von unausdenkbarer Zahl und Größe im Kosmos nachwies, unsere Erde zum Atom im Weltall verkleinert. Vermehrt ist unser Wissen um eine Anzahl erstaunlicher Tatsachen; dem eigentlichen Zusammenhange der Dinge, der Erkenntnis vom Grunde alles Seins: dem Geheimnis, wie Leben entsteht, sind wir nicht um eine Linie näher gekommen.

Ähnlich ist es uns auf ökonomischem Gebiet ergangen. Wir haben die wirksamsten Fabrikationsmethoden ersonnen, zeitersparende, tadellos arbeitende Mechanismen und Maschinen erfunden, früher unbekannte Naturkräfte in unseren Dienst gestellt, Schätze angehäuft, Rohprodukte erzeugt und Ware daraus gefertigt, genug, um damit den ganzen Erdball zu überschwemmen. Diese Vermehrung der Sachen ins Ungemessene aber hat uns nur äußerlich reicher gemacht. Wir sind recht eigentlich zu Sklaven der Sachen, die wir fortgesetzt erzeugen, geworden. Ganze Stände hängen von der Maschine und ihrem Produkte ab. Ähnlich wie in patriarchalischer Zeit die Macht eines Mannes nach der Stückzahl seiner Herden und der Menge seiner Knechte berechnet wurde, so ist heute der der Mächtigste, der über die zahlreichsten und wirksamsten Mittel und Wege verfügt, um Kapital in irgendeiner Form zu erzeugen, vielleicht auch nur es an sich zu ziehen.

Amerika hat diese Entwickelung auf die Spitze getrieben. Es ist heute der Staat, wo der moderne Industrialismus, die privatkapitalistische Wirtschaftsweise, alle Typen der Weltwirtschaft, gute wie schlechte, solide wie unsolide Erscheinungen, Symptome der

Krankheit sowohl wie der Gesundung, sich häufen. Wo Reichtum und Armut, Monopole, Selbsthilfe der Arbeiter, Streiks, Aufschwung und Niedergang, Spekulationsfieber und Unternehmergenie die am höchsten entwickelten Formen zeigen.

Das amerikanische Leben mit all seiner Unrast, seiner seelischen Monotonie, seiner tiefen Unbefriedigung ist nur ein Beweis dafür, daß diese Entwickelung im Widerspruch steht zur Menschenwürde, daß der unsterbliche Teil des Menschen nie und nimmer darin Befriedigung finden kann. Die vielen Weltverbesserungspläne, die gerade in Amerika ausgeheckt werden und zahllose Anhänger finden, sind dafür charakteristisch; die Experimente der Kommunisten, alle jene ethisch religiösen Reformversuche, die Bestrebungen der Heilsarmee, der ethischen Kultur, der Christian Science zeigen durch ihr heißes, unruhiges Suchen nach Wahrheit und Glückseligkeit, daß auch in der Neuen Welt bei aller Vermehrung der Bewegungsfreiheit, bei aller Steigerung der Erwerbsmöglichkeiten sich der Mensch nicht genügen lassen will „am Brot allein". Daher auch der sonst geradezu rätselhafte Widerspruch im amerikanischen Charakter: das Wüsten eines ganzen Volkes in den Gaben Gottes, daneben die leidenschaftliche Naturvergötterung einzelner, das Flüchten ihrer Edelsten und Empfindlichsten, ihrer Dichter und Seher in die Natur, der Zug zum Primitiven mitten in der raffiniertesten Moderne. Die von der Kompliziertheit, den mannigfachen Disharmonien neuzeitlicher Entwickelung gequälte Seele sucht eben Ausgleich in der Einfachheit, der Unschuld, der Ursprünglichkeit des Naturzustandes.

Jede Übertreibung muß an sich selbst zugrunde gehen; der Satz ruft überall den Gegensatz hervor.

Vielleicht ist es gerade dem amerikanischen Volke vorbehalten, da es die Brutalitäten des modernen Lebens bis zum Extrem entwickelt hat, auch die ersehnte Heilung zu bringen. Vielleicht wird Amerika die Menschheit wieder leben lehren, das heißt, ihrer Zivilisation endlich froh zu werden, auf daß sie Güter und Werte nicht nur schaffe und ansammle, vielmehr die sauer erworbenen Schätze auch genieße.

Das würde heißen, die Harmonie des Daseins herstellen, die uns Neueren hüben wie drüben verloren gegangen ist.

Ausblick.

Um ganz zu würdigen, was die Neue Welt schon heute für die allgemeine Kultur bedeutet, denke man sich Amerika einmal ganz weg aus der Menschheitsentwickelung.

Schon einmal ist der große Erdteil im Westen ja entdeckt gewesen von Männern unseres Bluts. Aber damals, als Leif, der Sohn Eriks des Roten, das westliche Festland betrat, war die Zeit noch nicht reif für solchen Fund. Gräber nur, keine Ansiedelungen haben die kühnen nordischen Seefahrer in jenem Lande zurückgelassen, das sie »Vinland« tauften. Es war nur ein kurzes Lüften des Vorhangs gewesen, der sich darauf für mehrere Jahrhunderte nur um so dichter zwischen zwei Erdhälften senkte.

Mit Recht wird von der Entdeckung Amerikas eine neue Geschichtsepoche datiert. Nicht die Auffindung eines Landes, dessen Schoß Gold und alle

edelsten Schätze der Natur in paradisischer Fülle barg, war das Epochemachende; der Wert dieser Entdeckung lag auf geistigem Gebiete, war transzendentaler Natur. Wilhelm Bölsche schreibt: „In jener Nacht vor Guanahani ist die innere starre Kristallsphäre des Menschengeistes von Jahrtausenden tatsächlich gesprungen."

Damals stand die Erde ja noch fest, und die Sonne bewegte sich als gehorsamer Trabant um sie. Erst die Ausfahrt des Kolumbus und in erhöhtem Maße die Umsegelung des Erdballs durch Magellan gaben endgültig Aufschluß über die Gestalt unseres Gestirns. Die tellurische Tatsache, daß es auf dieser Kugel kein Oben und kein Unten gibt, heute jedem Schulkinde geläufig, wurde unseren Altvordern für die Erkenntnis des Kosmos von höchster Bedeutung. Von nun ab reißt die Kette großer Forscher nicht mehr ab, die, auf einfachen geographischen Tatsachen fußend, die Treppe ihrer Folgerungen kühn in den Himmel hineinbauen. Wenige Jahrzehnte nach der mit nachtwandlerischer Sicherheit ausgeführten Indienfahrt des Genuesers zerstörte Kopernikus ein für allemal den langlebigen Aberglauben eines Ptolemäus vom geozentrischen Weltsystem. Nun endlich war die Zeit reif für die Lüftung des trennenden Vorhangs; die Erweiterung des Welthorizonts folgte auf dem Fuße.

Wir können uns die Wirkung von Amerikas Entdeckung auf die Mitlebenden kaum stark genug vorstellen; etwa so, als würde heute unwiderleglich festgestellt, daß der Mars von menschenähnlichen Wesen bewohnt sei, mit denen wir in Verbindung treten könnten. Von dem Augenblicke ab, wo die Neue Welt entdeckt war, hat sie die Phantasie, die Begierde, die Hoffnung der Menschen nicht wieder zur Ruhe kommen lassen. Es

war, als ob sich in einer Felswand über Nacht ein Tor geöffnet hätte, dahinter strahlten die Schätze aus Tausend und einer Nacht blendend hervor. Und es waren nicht immer gerade die besten Eigenschaften, die der unerhörte Fund in denen, die sich zunächst herandrängten, entfesselte. Amerika ist jeder Rasse, jedem Volke, jedem einzelnen Ansiedler zum Prüfstein geworden dessen, was sie wert waren. Heute hat es seine Jugendgärung hinter sich; es steht im Familienkreis der alten europäischen Völker wie ein eben mündig gewordener jüngerer Bruder.

Wir sind eines Geschlechts. Was uns zusammen bindet mit unsichtbaren, oft glühenden Ketten, ist das Menschenlos mit aller Tragik und mit aller Lust. Bei noch so großer Verschiedenheit der Lebensbedingungen hat die Neue Welt an den Grundlagen des Menschlichen doch nichts geändert. Vom Weibe unter Schmerzen geboren, brauchen wir alle nur wenige Schuh Bodenraum zur letzten Ruhestätte. — Ich habe drüben im Urwald, in der Prärie, weit von allen menschlichen Ansiedelungen, einsame Gräber gesehen, nichts von Schmuck daran, höchstens ein Holzzaun zum Schutz gegen die Tiere. Bei manchen dieser verwaisten Grabstätten kündete nicht einmal eine Inschrift, wer unter dem verfallenden Hügel schlummere. Einzig der Odem der Wildnis, der über das Gras dahinstrich, schien Anteil zu nehmen an diesen Vergessenen. Nie ist mir die Welt größer, die Zeit ewiger, der Mensch kleiner erschienen, als beim Anblick solcher Gräber. Je älter das Menschengeschlecht wird, je mehr es wächst an Zahl wie an Können, Wissen, Erfindung, desto kleiner wird der einzelne, desto unbedeutender sein Schicksal. Mit allem Erkennen vermehren wir nur die Größe des

Kosmos; immer stärker und verwirrender wird die Resonanz des erweiterten Weltenraums. Menschliche Macht, menschliches Vermögen wird zum Zwerg, erscheint wie Maulwurfsarbeit auf einem riesigen Felde. Was sind alle Vanderbilts, Rockefellers, Morgans, wenn unter der Ewigkeitsperspektive betrachtet? — —

Wir, die gerade Lebenden, gleichen den Passagieren eines gewaltigen Ozeandampfers. Schwerer Sturm hat die Nacht über getobt. Der Morgenwind fegt eben die grauen Nebelschleier von den Wellenkämmen. Der Meeresgrund unter uns und die Wolkenwand vor uns enthalten manch düstere Drohung. Die Nadel steht in eine unsichere Zukunft gerichtet; aber wir finden Trost darin, in den Zügen der Mitreisenden unsere eigenen Gedanken und Hoffnungen wiedergespiegelt zu sehen.

Alles Große und Gute bindet uns mit den Brüdern ebenso fest zusammen, wie die Tragik des Menschenloses. Ist es nicht erhaben, daß ein schöner Gedanke, hier gedacht, drüben die Herzen von Tausenden erheben mag, daß eine Melodie, hier gefunden, jenseits der Ozeanwölbung Millionen schönheitsdürstender Menschen beglückt, daß eine Erfindung, dort ersonnen, uns hier zu Lande vorwärts hilft bei unserer Arbeit. Nichts beweist deutlicher den innigen Zusammenhang alles Lebens, nichts klarer die Ewigkeit des Geistes.

Eines ist vonnöten: wir müssen uns frei machen von allem kleinlichen Neide. Die Tatsache einer größeren Welt, als die unserige bisher gewesen ist, bedeutet Glück für uns und Wohltat für unsere Kinder. Die Erde der Alten war eine Scheibe, erst durch die Entdeckung der anderen Hälfte ward sie zur Kugel. Mit einem Schlage bekam die Welt einen neuen Durchmesser, einen neuen Himmel und einen neuen Horizont.

Der Bau, den die Menschheit aufführt, an dem sie sich müht seit jenen ins Dunkel des Schöpfungsmorgens gehüllten Tagen, da unser Vorfahr sich bewußt zu unterscheiden begann von der übrigen Kreatur, dieser ehrwürdige Bau rundet sich unter den Händen der Baumeister. Jedes Volk der Erde hatte scheinbar für sich geschaffen, die Weltgeschichte schien mosaikartig zu zerfallen, die Kultur aus Millionen unverbundener Atome zu bestehen. Heute sehen wir, daß nicht allein die gewordene Natur eine Einheit ist, auch die Menschheitsentwickelung stellt einen festgefügten Organismus dar.

Wir stehen auf dem obersten Kranze des großen Baues. Die Bauleute von hüben und drüben rufen einander Worte des Einverständnisses und der Ermutigung zu. Die Anfänge des Werkes verschwinden in purpurnen Tiefen urzeitlicher Vergangenheit. Immerfort stürzen Individuen, Völker, ganze Rassen ab in den dunklen Raum unter uns. Nur die Tüchtigen bleiben eine kurze Spanne auf ihrem Posten und reichen dann die Werkzeuge der Arbeit weiter an die Kommenden. Aber jede neue Generation übernimmt den Bau etwas höher als die abtretende. Der Himmel über uns bewacht unser Tun, ein großes, nie schlummerndes Auge. Wir bauen ihm zu. Nicht daß wir ihn jemals wirklich erreichen könnten, aber im Streben machen wir uns seine Tiefe zu eigen.

„Wirken, so lange es Tag ist!" bleibt die Losung aller rüstigen Männer und tapferen Frauen, die, mögen sie ihr Vaterland diesseits oder jenseits des Ozeans haben, das Angesicht gegen die Zukunft gewandt, ihre Seele nach der Ewigkeit ausschicken.

Zur englischen Agrarfrage.

(1895).

Die Angelsachsen waren aus einem Volke von Seefahrern und Pionieren ein Volk von Bauern geworden, nachdem sie in England einen Boden gefunden hatten, der wie kein anderer die Ansiedlung und Bebauung lohnend machte. Über dieses Bauernvolk nun brach die normannische Eroberung herein. Der normannische Feudalstaat mit seinen Baronen und Lehngütern aber glich nur einem Netze, das gewaltsam über das Land gelegt worden, unter dem aber der sächsische Bauernstand mit seiner Dorfverfassung, seiner Allmende und seinen Ackerlosen weiter fortbestand. Die Vermischung von sächsischer Bauernkraft und normannischem Rittertum gebar dann jene Rasse von Welteroberern, die ein Reich gründen sollten, gegen welches das römische Reich wie ein Zwerg erscheint.

Das Domesdaybook gibt uns ein Bild von dem Zustande des Landes am Ende des elften Jahrhunderts; wir sehen aus diesem Dokument, daß der heutige Besitzstand und seine Einteilung sich nicht so außerordentlich geändert hat gegen jene frühen Tage. Trotz aller der furchtbaren Kriege und Fehden des englischen Adels unter sich und mit der Krone, durch alle religiösen Kriege und Revolutionen hindurch ist der Grundbesitz

das stabile Element geblieben in der Entwickelung des Inselreiches. Auch hier wieder kommt jener ungeheure Vorteil zutage, den England vor den übrigen Ländern Europas, ganz besonders vor Deutschland, voraus hat: keine fremden Eroberungszüge, kein Dreißigjähriger Krieg, keine spanische, französische, schwedische Invasion.

In der Zeit des ersten Plantagenets nun ist der Grundbesitz Ausfluß aller Macht. Zeitiger als auf dem Festlande hatten sich die Barone von der Oberhoheit der Krone frei zu machen gewußt. Das Land war in den Händen einer Anzahl kleiner Häuptlinge mit nahezu souveräner Stellung, die ihrerseits wieder Rechte und Machtvollkommenheit an ihre Vasallen vergaben.

Aus dieser Blütezeit des Lehnsrechtes stammt jene eigentümliche Erscheinung der englischen Rechtsauffassung, daß ein absolutes Eigentum an Land überhaupt nicht anerkannt wird. Während der Herrschaft des Feudalsystems war jeder Besitzer nur ein Lehnsträger, und diese Auffassung ist beibehalten worden. Die modernen Verhältnisse haben diesen Zustand längst jedes praktischen Wertes beraubt, aber, wie in so vielem jenseits des Kanals, wird auch diese Fiktion aufrecht erhalten. Man liebt es nun einmal nicht in England, alte Traditionen umzustoßen, und so hilft man sich damit, sie zwar auf dem Papiere stehen zu lassen, sie im praktischen Leben aber zu umgehen. Vor dem Gesetze ist also der Besitzer eines Grundstücks nur sein Inhaber; er hat, wie der Ausdruck lautet, ein gewisses „Interesse" an dem Lande. Aus dieser Auffassung werden auch die eigentümlichen Modifikationen des Grundeigentums und seine Teilbarkeit erklärlich. Man unterscheidet nämlich noch jetzt vollen Besitz: estate in fee simple, und übertragenen Besitz: estate tail, ferner

Eigentum fürs Leben und Eigentum für eine Reihe von Jahren. Über all diesen Arten und Unarten des übertragenen Besitzes aber, welche praktisch alle Rechte des Eigentümers einräumen, steht das Obereigentum, welches nominell einer ganz anderen Person zustehen kann.

Das System der Frondienste ist in England niemals zur Blüte gelangt. Die Leibeigenen, die sich in der frühen Normannenzeit finden, gingen später in die copy holders über, die unseren Freigelassenen entsprechen. Das Land bebaute die yeomanry, ein wohlentwickelter Bauernstand, entweder als freie Besitzer, free holders, oder in einer Art von Pachtverhältnis zum Grundherrn, leasehold, das dem freien Besitze sehr nahe kam.

Es war dies die Blütezeit des englischen Dorflebens. Die Dorfgenossen hatten im gemeinsamen Walde freie Holz- und Streunutzung und auf der allgemeinen Weide das Recht, ihr Vieh grasen zu lassen. Das demokratische Element, das die englische Verfassung auszeichnet, zeigt sich in dem Aufsteigen der commons. Das feudale System verblaßt und ist um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts im Absterben. Es war durchbrochen durch die Ausbreitung eines ländlichen und städtischen Mittelstandes und niedergehalten durch die neu erstarkte Macht der Krone. Allein die Lebenskraft des englischen Grundadels war zwar geschwächt durch den Blutverlust in Fehden und in den Kriegen der Rosen, aber nicht vernichtet, noch weniger war sein Machtbedürfnis erschöpft.

Das Bedürfnis, seinen Besitz zu konsolidieren, den Grund und Boden ungeteilt in der Familie zu erhalten, machte sich geltend, als eine Reaktion gegen die immer mehr fortschreitende Aufteilung des Landes in

Parzellen. Es entstand die Idee des Majorats und Fideikommisses, des entail. Und hier kam der Erhaltung des Grundbesitzes in der Familie die eigentümliche Auffassung des englischen Rechtes von der Teilbarkeit des Grundeigentums zu Hilfe. Man teilte das Erbteil nicht in Stücke, so viel etwa, wie Erben da waren, sondern man vermachte jedem Erben einen idealen Anteil, ein Interesse am Grundstück und einem einzigen Erben, meist dem ältesten Sohne, den faktischen Besitz. So erscheint der jeweilige Inhaber nur als ein Vertreter der Familie und die anderen Mitbesitzer als Interessierte für die Zeit ihres Lebens. Hier ist also das Belehnungsverhältnis vom Könige übergegangen auf das Institut der Familie. Die Familie war jetzt der ideelle Lehnsherr, das Mitglied der Belehnte. An die Familie fiel, wenn der Inhaber starb, sein Anteil von selbst zurück. In dem Prinzip der Bindung der Lebenden zu gunsten der kommenden Generationen liegt der Grund zu Macht und Reichtum des englischen Adels.

Solche Erbverhältnisse begünstigten natürlich das Zusammenlegen großer Landstrecken. Die Tendenz ging auf Wiedereroberung der kleinen Besitztümer, die im Laufe der Zeit der Machtsphäre des Grundherrn entschlüpft waren. Die Erfindung der Schießwaffe, die moderne Zeit überhaupt, machte das alte, rauflustige Fehdewesen unmöglich. Man fing an, den nützlichen Dingen sein Interesse zuzuwenden, also der Vermehrung des Vermögens, vornehmlich des Grundbesitzes.

Wir finden in derselben Zeit eine Parallelbewegung dazu in Deutschland: die Entstehung des Rittergutes. Aber bei uns nahm man das System des entail in viel beschränkterer Form an. Ähnlich wie die kleinen Fürsten ihre Länder, teilte auch der Adel seinen Besitz ins End-

lose. In England, wo man hierin weisere Beschränkung zu üben wußte, beugte man der Zersplitterung und jenem steten Besitzwechsel vor, der für den deutschen Grundbesitz ein Charakteristikum geworden ist Nur ein Mitglied der Familie konnte den vollen Besitz antreten, dieses eine Mitglied aber trat mit dem Besitze auch in die politischen Rechte und Pflichten ein und führte allein den Namen weiter. Dadurch wurde außer der Verarmung des Adels auch der Verallgemeinerung des Adelsprädikats, die bei uns so auffällig ist, zu gunsten des ganzen Standes ein Damm gesetzt. In England kennt man nicht den Widersinn, Titel und Besitz zu trennen. Name, Besitz, materielle und politische Macht fallen vielmehr zusammen. Denn in dem Hause der Lords hat sich eine Institution entwickelt, welche dem Grundbesitz den Löwenanteil an der Regierung sichert.

Trotz dieser ausschließlichen Machtübung aber war die Verfassung dieses Grundadels nicht eng und beschränkt. Diese mächtige Klasse verfiel nicht in den Fehler so vieler anderer Kasten, sie erstarrte nicht in Vorurteilen, entartete nicht durch Inzucht. Immer neues Blut und neue Kraft wurde ihr von außen zugeführt durch Heiraten und durch das Aufsteigen jüngerer Söhne. Die Grenze zwischen der englischen Aristokratie und dem Bürgertum ist eine fließende geblieben. Viel half dazu, daß kein Gesetz den Erwerb von Grundbesitz durch einen Bürgerlichen verhinderte. Den wohlhabenden Mitgliedern des Bürgerstandes war der Weg in den Grundbesitzerstand offen. Die aufstrebenden bürgerlichen Elemente verstärkten die landed gentry. Diese Klasse hat während der letzten Jahrhunderte England tatsächlich regiert.

Denn außer der Vertretung im Parlament und der Exekutive im Kabinett, die jener Aristokratie von selbst zufiel, hielt der squire auch die Selbstverwaltung in Händen, ja selbst die niedere Gerichtsbarkeit übte er als magistrate aus. Als lord of a manor aber war er Herr über alles freie Land, das common, hier übte er Jagd und Fischerei und genoß alle Regalien, das wertvolle Recht vor allem, Mineralien zu graben. Die Entwickelung dieses eigenartigen Verhältnisses geht auf die Feudalzeit zurück. Das manor oder die Rechtssphäre eines feudalen Lords hatte drei Bestandteile: das demesne, den Teil des Landes, den der Lord sich für seinen privaten Besitz zurückbehielt, sodann die Grundstücke, die er an seine freeholders und copyholders vergab, und schließlich das waste, das von ihm unbenutzte Land, welches als Weide liegen blieb. Bei keinem dieser Teile aber begab er sich der Ausübung der Fischerei, der Jagd oder des Rechtes, zu schürfen. Der lord of a manor blieb also unbeschränkter Herr über alles, was über und unter der Erde ist.

Mit dem wachsenden Werte und mit der immer mehr steigenden Bedeutung des Grund und Bodens, der seinem Besitzer solche Rechte und Vorzüge verlieh, wuchs natürlich die Begierde, mehr und mehr Land sein zu nennen. Die yeomanry wurde allmählich ganz vernichtet, teils aufgekauft, teils gaben diese kleinen Besitzer ihre Besitztitel freiwillig auf, weil es lohnender und bequemer war, das Land vom mächtigen Nachbar zurückzupachten. Dann richtete sich der Blick des Großgrundbesitzers auf jene über ganz England verteilten freien Landstrecken, die ehemals Gemeingut der Dorfgenossen gewesen waren. Diese wurden eingezogen; es war dies ein Prozeß, der auf quasi legalem Wege

durch Parlamentsakte gestattet wurde. Vielfach zog man auch die freien Strecken neben der Landstraße ein, die alten Fußwege wurden aufgehoben, der Wald eingezäunt und damit zum Privateigentum gemacht. Besonders wertvoll waren natürlich solche Strecken in der Nähe aufblühender Ortschaften. Auch hier wußte die herrschende Klasse beizeiten ihre Hand auf den Grund und Boden zu legen. Das Riesenvermögen des Herzogs von Westminster z. B. stammt aus dem Besitze solchen Areals in der Nähe von London.

Durch diese Einziehung öffentlichen Landes, durch den Übergang des Bodens in die Hände einer einzigen Klasse ist die Selbständigkeit und Behäbigkeit des englischen Dorflebens untergraben worden. Die allgemeine Weide, der Wald mit seiner Streunutzung sind in Privateigentum übergegangen; der große Spielplatz inmitten des Dorfes, das village green, ist meist bebaut. Nur noch in Südengland und in Wales kann man vereinzelte Überreste der alten dörfischen Wohlhabenheit finden. Aber die liebliche Außenseite dieser efeuumsponnenen Dorfgiebel, die alten ehrwürdigen Kirchen mit den Grabdenkmälern von Generationen um sich her, dürfen nicht darüber täuschen, daß sie romantische Ruinen einer nie wiederkehrenden Selbständigkeit sind. In den meisten dieser Häuser herrscht Armut. Die Kirche füllt sich nicht mehr, denn das Dorf hat sich entvölkert. Die kräftigen Männer wandern aus, viele zieht die Großstadt an; zurückgeblieben sind Kinder, Alte und solche, die irgendwie am Fortkommen verhindert sind. Das Interesse, welches früher diese Gemeinwesen zusammenhielt, der gemeinsame Besitz, existiert eben nicht mehr.

Und was für England gilt, macht in erhöhtem Maße in Irland und Schottland sich geltend. In Ir-

land hat sich das platte Land in erschreckender Weise entvölkert, durch die Auswanderung vornehmlich nach Amerika. In Schottland, wo in Städten wie Glasgow die größte Wohnungsnot herrscht, dehnen sich weite, ehemals kultivierte Strecken, jetzt nur noch für Hühner- und Rotwildjagd reserviert.

So ist in ganz Großbritannien der vordem blühende ländliche Mittelstand vernichtet. Der Pächterstand aber, der anstatt dessen emporgewachsen ist, kann nicht als ein Ersatz der alten bäuerlichen Kraft und Selbständigkeit angesehen werden. Es ist klar, daß der Pächter nicht die Liebe zu Grund und Boden hegen kann, mit welcher der Eigentümer an der Scholle hängt. Der Pächter wird mehr oder weniger nur seinen Vorteil im Auge haben, wird suchen, dem Boden so viel wie möglich zu entnehmen, wird mit einem Worte geneigt sein, Raubbau zu treiben statt zu meliorieren. Anderseits wird der Eigentümer, der selbst nicht wirtschaftet, zufrieden sein, wenn er nur einen möglichst hohen Pachtschilling zur rechten Zeit gezahlt erhält. Daß bei einer solchen nackten Interessenwirtschaft in erster Linie der Boden leiden muß, an den übertriebene Forderungen gestellt werden, ist begreiflich. Dieses System mag wohl bei Gold- oder Kohlengruben angebracht sein, wo lediglich Güter, die von der Natur aufgespeichert sind, abgebaut werden, nicht aber beim Landbau, wo eine Hand mindestens dasselbe zurückgeben soll, was die andere nimmt, wenn nicht der Wert der Mutterscholle zurückgehen soll.

Es ist erfreulich, im Vergleich dazu die deutsche Entwickelung zu betrachten. Das Pachtsystem hat nicht annähernd die Ausdehnung angenommen bei uns wie jenseits des Kanals. Wir haben in unserem grund-

besitzenden Adel eine Klasse, welche mit dem Grund und Boden weit enger verwachsen ist, und die mehr Sorgfalt, Liebe und Verständnis für seine Bebauung an den Tag legt, als viele englische und irische Lords, welche den größten Teil des Jahres in London oder Paris zubringen und höchstens im Herbst zur Jagd auf ihre Besitzungen kommen, während sie ihre herrlichen Besitzungen von Agenten verwalten lassen und selbst nur die Renten einstreichen, welche die Beamten von den Pächtern einziehen.

Was Reichtum und Macht anbelangt, so ist unser angesessener Adel nicht zu vergleichen mit der landed gentry Großbritanniens. Politisch hat der preußische Adel niemals die Rolle spielen können wie der englische, weil er von einer starken Krone niedergehalten wurde. Aber er hat für die Bebauung des Grund und Bodens unendlich viel mehr geleistet. Hier wurde die Armut zur Tugend. Der kleine ostdeutsche Edelmann besitzt im besten Falle sein Familiengut und auch dieses ist oft genug überschuldet, während in Großbritannien kaum ein Grundbesitzer sein wird, der außer der Einnahme aus dem Lande nicht noch Kapital und reiche Einnahmen aus Sinekuren und gewerblichen Unternehmungen bezöge.

In Deutschland-Preußen finden wir allerdings nach dem Dreißigjährigen Kriege Ansätze zu einer ähnlichen Entwickelung, wie sie die ländlichen Verhältnisse in England genommen haben. Der adelige Grundbesitzer ist unumschränkter Herr auf dem platten Lande, Autokrat durch und durch, Patron der Kirche, Herr der niederen Gerichtsbarkeit, Inhaber der Schank- und Braugerechtigkeit, des Mühlenbetriebes und der Schmieden, Nutznießer am Erwerb seiner Gutsuntertanen, aus

welcher Quelle er immer stammen mochte. Und unter ihm lebt eine hörige Bauernschaft. Die Hörigkeit zwar hat England nominell nicht gekannt, wenigstens nicht als anerkannte Institution, aber tatsächlich unterscheiden sich die Verhältnisse auf dem platten Lande in Großbritannien nicht allzusehr von der Hörigkeit, in der sich unsere tagelöhnernden Bauern vor der Zeit der Bauernbefreiung befunden haben. Denn wenn auch durch die Reformgesetzgebung dem kleinen Mann in England die meisten politischen Rechte eingeräumt worden sind: materiell ist er von dem tenant farmer abhängig, wie dieser wiederum von dem landlord und seiner Beamtenschaft. Während bei uns durch die Ablösungsgesetzgebung im Anfange des Jahrhunderts das patriarchalische Verhältnis zwischen Rittergutsbesitzer und Bauernschaft auf Nimmerwiedersehen gelöst ist, finden wir in England auf dem Lande ein Kastenwesen, wie man es in einem Lande mit demokratischer Verfassung nicht vermuten sollte. Man darf eben nicht vergessen, daß England bis zum heutigen Tage von einer Klasse beherrscht wird, der Aristokratie, die gleichzeitig eine Plutokratie ist, und die sich außer im Besitze der politischen Macht auch in dem des Grund und Bodens befindet. Man kann sich daher nicht wundern, daß eine so mächtige Klasse die Macht gehabt hat, die Verhältnisse auf dem Lande in mittelalterlicher Stabilität zu erhalten. Auch der preußische Grundadel hat sich einstmals mit Händen und Füßen gegen die Bauernbefreiung gewehrt; sie mußte ihm durch die Krone aufgezwungen werden. Natürlich ist es von seiten der Machthaber in England Kurzsichtigkeit, die Verhältnisse auf dem Lande in dieser Verfassung zu lassen. Man lügt sich in den Beutel. An dem Sinken der Renten, am Bankerott der Farmer,

am Wegziehen der Tagelöhner und vor allem an den sich immer häufiger notwendig machenden Pachterlassen und Stundungen haben die Großgrundbesitzer am eigenen Leibe erfahren, daß irgend etwas faul ist in den ländlichen Verhältnissen.

So wird in England der Grundbesitz mehr und mehr zum Luxus. Die enormen Bodenpreise halten sich, obgleich der Ertrag stetig sinkt. Es sind eben mit dem Grundbesitz noch immer so viele politische Rechte verbunden, so viele ideelle Vorteile und Annehmlichkeiten, daß der Grund und Boden immer noch eine gesuchte Ware bleibt; mag er eine noch so schlechte Kapitalanlage bedeuten, er erhält sich auf der Höhe des Liebhaberpreises.

Das Verhältnis des englischen Großgrundbesitzers zu seinem Pächter entspringt der Bequemlichkeit des Eigentümers, der sein Eigentum nicht selbst verwalten will. Da man nicht gewillt ist, dem Boden seine Früchte abzuringen, nimmt man Pächter an. Zur Kontrolle dieser Leute bedarf es wiederum mehrerer Mittelspersonen, der landagents und stuarts, welche die Farmen an geeignete Männer verpachten, den Pachtschilling einkassieren und an den Besitzer abführen.

Es liegt in der Natur des Pachtverhältnisses begründet, daß Recht und Vorteil mehr auf der Seite des glücklichen Besitzers liegen. Scheinbar ist der Besitzer zwar der anbietende Teil, in Wahrheit ist es der Pächter, der seine Arbeitskraft auf den Markt bringt und feilbietet. Der Verpachter ist dann in besonders günstiger Lage, wenn er, wie dies in England durchweg der Fall ist, mobiles Vermögen besitzt, weil er dann warten kann. Der Pächter aber bedarf zur Nutzbarmachung seiner Arbeitskraft den Grund und Boden

des anderen. In England kommt es neuerdings nicht selten vor, daß sich zu großen Landstrecken keine Pächter finden. Die läßt man dann brach liegen, sie sind dann immer noch zu Sportzwecken dienlich. Den Hauptverlust trägt hierbei das Nationalvermögen.

Die Lage des Pächters ist natürlich um so bedenklicher, je kürzer die Pachtzeit läuft. Bei der Landwirtschaft ist es eben nicht wie beim Börsengeschäft, wo man jeden Augenblick konvertieren kann; die Scholle verzinst sich zeitigstens nach Jahresfrist, häufig erst im Laufe mehrerer Jahre, ja Jahrzehnte. Es ist daher ein Nachteil für den Pächter, wenn, wie in England, die Pachtzeit einjährig mit halbjähriger Kündigungsfrist läuft. Dann ist der Pächter im Falle einer Kündigung kaum in der Lage, zu ernten, was er gesät hat. Es ist aber vor allem auch ein Nachteil für den Grund und Boden selbst, der unter solchen Verhältnissen kaum die Pflege erhalten wird, die ihm ein Pächter für Lebenszeit oder gar der Besitzer selbst angedeihen lassen würde. Allerdings ist die einjährige Pacht mehr auf dem Papier zu finden als in Wirklichkeit. Es ist dies wieder eine jener Fiktionen, denen man in England auf Schritt und Tritt begegnet. Tatsächlich nämlich dauert das Pachtverhältnis oft fürs Leben, indem es stillschweigend fortgesetzt wird. Ja es soll Pachtungen geben, wo nachgewiesenermaßen die nämlichen Familien bereits zur Zeit der Reformation und früher im Verhältnis des lease hold zueinander gestanden haben.

Die Landwirtschaft dieses Jahrhunderts wird in England völlig beherrscht durch das Pachtverhältnis. Die Kultur des englischen Ackers hat dabei nur wenig zugenommen, dafür aber ist die Viehzucht recht eigentlich die Domäne des englischen Farmers geworden.

Auch das ist hoch charakteristisch: der Boden bedeutet dem englischen Landwirt nicht so viel wie seine Herde, denn er ist ja nicht sein eigen. Sein Viehstand aber, seine Zucht, ist ihm alles, an ihrer Vervollkommnung arbeitet er mit der Liebe des Eigentümers. Die Viehzucht war bis vor kurzem auch lohnend; jetzt freilich, wo Australien, Neuseeland, Argentinien und die Ostseeländer Vieh und Milchprodukte in großen Mengen importieren, wird auch dieser Verdienst fraglich. In der Getreideproduktion aber ist gegen die günstigeren Bedingungen anderer Länder erst recht nicht aufzukommen.

Der englische Farmer ficht unzweifelhaft gegenwärtig einen Kampf auf Leben und Tod, und man muß anerkennen, daß er ihn mit der der angelsächsischen Rasse angeborenen Zähigkeit auskämpft. Er wird dabei gehalten und unterstützt durch eine von tüchtigen Landwirten im Laufe vieler Jahrhunderte angesammelte Tradition. Als Züchter hat der englische Farmer jedenfalls nicht seinesgleichen, als Gärtner übertrifft ihn der Franzose, im Urbarmachen wüster Strecken hat der deutsche Bauer Größeres geleistet. Leider halten sich Fleiß und geschäftliche Routine nicht die Wage beim Farmer. Dieselbe Erscheinung wie in Deutschland! Der kleine Landwirt ringt mit unsäglicher Mühe dem Boden seine Frucht ab, aber die Vorteile stecken andere ein. Der Zwischenhandel schädigt den englischen Farmer, ähnlich wie dem deutschen Bauern die sauer verdienten Groschen durch Händler, Spekulanten oder gar Wucherer abgenommen werden. Und hier wie dort sind es dieselben Eigentümlichkeiten und Charaktereigenschaften des Landmannes, die ihn zur leichten Beute des klugen Händlers machen. Der Landbewohner ist von Natur

langsamer und ungewandter als der Städter, er ist in Geschäften nicht versiert, kann den Markt und die Kurse nicht übersehen und wird darum einem fixen Spekulanten gegenüber stets den kürzeren ziehen. Dann aber auch ist er dem Geldmanne gegenüber in einer ungünstigeren Lage, weil er im seltensten Falle Kapitalist ist. Er muß zu jedem Preise losschlagen, was er erbaut oder gezüchtet hat. Der Händler wird immer den Preis schnellen und drücken können nach Bedarf, weil der Landmann eben nicht warten kann.

So verschieden auch im übrigen die Entwickelung der ländlichen Dinge in Deutschland und England sein mag, in einigen Punkten gibt es doch Berührungen und Ähnlichkeiten. So auch in der Frage der ländlichen Arbeiterschaft, die in England ähnlich trübe aussieht wie bei uns. Die Löhne der Landarbeiter sind trotz der landwirtschaftlichen Krisis, in der sich Großbritannien nun schon über ein Jahrzehnt befindet, kaum gesunken. Das bestätigen die äußerst eingehenden Erhebungen der royal agricultural society. Die Preise der Lebensmittel hingegen sind stetig gefallen. Man könnte also glauben, die ländliche Arbeiterschaft Englands müsse sich in der denkbar günstigsten Lage befinden. Aber das ist nicht der Fall. Die Tatsache, daß die Löhne sich trotz niedriger Preise auf alter Höhe erhalten, hat sehr wenig erfreuliche Gründe. Man beschäftigt weniger Arbeiter als früher, die Farmer behelfen sich, so gut oder so schlecht sie können; es wird weniger intensiv gewirtschaftet, notwendige Verbesserungen unterbleiben, man läßt Ackerland in Brache übergehen und Weideland zu Unland verwildern, weil man an Arbeitslöhnen und Betriebskosten sparen will.

Die Arbeiterschaft selbst aber wird immer gewaltiger

von dem Zuge nach der Stadt ergriffen. Als ein Zeichen, daß es nicht die Löhne allein sind, welche hier entscheiden, daß vielmehr Wünsche und Bedürfnisse ganz anderer Art den Arbeiter vom platten Lande wegziehen, kann es gelten, daß gerade in den Distrikten, wo die höchsten Löhne gezahlt werden, die stärkste Auswanderung in die Industriebezirke stattfindet. Es sind dies die Distrikte, wo die Arbeiterschaft bereits stark entbauert ist, wo die Landarbeit verachtet wird, wo daher die Brotherren der Versuchung, auszuwandern, einen Damm entgegenzusetzen sich genötigt sehen durch höhere Löhne. Ganz ähnliche Erscheinungen können wir ja auch in Deutschland beobachten; in der Nähe großer Städte oder in Industriebezirken ist der ländliche Arbeiter schwer zu halten, und die Löhne steigen, bis sie die städtischen erreicht haben.

Die Ursachen der Entbauerung des Landvolkes sind dieselben jenseit des Kanals wie bei uns. Die höhere Bildung, welche die Dorfjugend jetzt genießt, der Einfluß der Zeitungen, das verallgemeinerte Wahlrecht, die größere Freiheit der Bewegung, befördert durch schnelle und billige Verkehrsmittel, alles das reizt die Phantasie, erregt die Begierden, läßt das Landleben eng und langweilig erscheinen, weckt den Wunsch nach Aufbesserung der Lebenslage, nach Abwechselung und vermehrter Bildung, welche nur das Stadtleben gewähren kann.

Diesen Zug eindämmen zu wollen ist ganz unmöglich; dazu ist es zu spät. Es rächen sich hier eben alte Sünden an den Grundbesitzern. Man hat es früher nicht für denkbar gehalten, daß es jemals an Händen fehlen könnte auf dem platten Lande. Jetzt erkennt man zu spät, daß auch Hodge — wie man den Tagelöhner spottweise nennt — vom allgemeinen Bedürfnisse nach

Selbständigkeit erfaßt worden ist. Und nichts ist ehemals geschehen, um ihn an seine ländliche Heimat zu fesseln. Er nennt kein Haus, kein Grundstück sein eigen. Er ist ein Landmann ohne Land. In vergangenen Jahrhunderten hat der Großgrundbesitz den gesamten kleinen Landbesitz aufgesogen. Das freie, allen Dorfgenossen zugängliche common ist durch enclosure act eingezogen. Die Folgen dieser Vorgänge verspüren erst die Enkel und Urenkel. Auch in Pommern, Posen und Mecklenburg und anderen Strichen unseres Vaterlandes, wo der Großgrundbesitz Alleinherrscher ist, wo die Bauernschaft aufgegangen ist im Tagelöhnerstande, sehen wir jenen unaufhaltsamen Wandertrieb der kleinen Leute am stärksten entwickelt. Wir in Deutschland helfen uns mit Heranziehung fremder Kräfte, in England spart man an Arbeitskräften. Welcher Notbehelf trauriger ist, ist schwer zu entscheiden.

Im Charakter zeigt der ländliche Arbeiter drüben manchen gemeinsamen Zug mit dem deutschen. Zu gunsten unserer Landsleute aber muß gesagt werden, daß sie emsiger sind, genügsamer und sparsamer. Ich habe beobachtet, daß in England viel Zeit vertrödelt wird durch Schlendrian bei der Arbeit. Und ich glaube, daß der deutsche Arbeiter im Durchschnitt noch einmal so viel fertig bringt als der Engländer, nicht weil er stärker wäre — das Gegenteil ist meist der Fall —, sondern weil er arbeitsamer und emsiger ist. Den konservativen Sinn des Bauern hat der englische Landmann nicht aufgegeben. Anarchistische und sozialdemokratische Bestrebungen haben beim englischen Landvolke noch nicht festen Fuß fassen können, obgleich gerade hierfür der Boden durch die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage gut vorbereitet erscheinen könnte. Dem Stande

als solchem fehlt noch jedes Klassenbewußtsein. Der Landarbeiterstand hat sich noch nicht organisiert. Der Arbeiter ist in politischer Beziehung, mehr als man in dem demokratischen England für möglich halten sollte, abhängig von der herrschenden Klasse. Vor allem die niedere Gerichtsbarkeit, welche, ähnlich unserer früheren Patrimonialgerichtsbarkeit, in den Händen der gentry liegt, stärkt die Machtstellung der Grundbesitzer und ihrer Stellvertreter der besitzlosen Masse gegenüber. In der lokalen Selbstverwaltung aber hat die Arbeiterschaft keinerlei Vertretung. In England sind alle politischen Rechte mehr oder weniger vom Besitze eines Stückes Land oder wenigstens eines Besitztitels abhängig gemacht. Auch die Wahlreformgesetze haben daran im Prinzip nichts geändert. Noch immer ist das Wahlrecht wenigstens vom Nachweise des Hausbesitzes oder einer möblierten Wohnung abhängig gemacht, und die Bestimmung, daß einzelne Leute mehr als eine Stimme haben, wenn sie in verschiedenen Wahlbezirken angesessen sind, ist bis jetzt noch nicht aufgehoben.

Man hat versucht, die Trade-Union-Bewegung auch unter den ländlichen Arbeitern in Aufnahme zu bringen, aber mit geringem Erfolge. Dort, wo sie eingeführt wurden, haben die Trade-Unions nur eine geringe Mitgliederzahl erreicht. Derartige Organisationen sind nur in den Städten möglich, wo Tausende von Männern in gleicher Lebenslage mit ähnlichen Anschauungen nahe beieinander wohnen. Das Landvolk lebt viel zu zerstreut und hegt viel zu wenig Gemeinsinn und politisches Interesse, als daß eine derartige Bewegung bei ihm auf Anklang rechnen könnte.

Es ist selbstverständlich, daß viele unter den Grundbesitzern in England die mißliche Lage der Landarbeiter-

schaft erkennen, und daß man in diesen Kreisen bemüht ist, ihr zu steuern. Auch auf diesem Gebiete arbeitet die englische Wohltätigkeit in großem Maßstabe. Aber mit noch so reichen Unterstützungen an alle kranken und invaliden Arbeiter wird man nicht mehr tun, als hie und da Kummer stillen; es wird immer nur ein Kurieren von Symptomen sein, dem Übel an der Wurzel beizukommen, wird man durch Almosen nicht erreichen.

Vor allem wird man die Entbauerung des Landvolkes niemals aufhalten. Und gerade dieser Prozeß ist in Großbritannien genau wie bei uns die bedenklichste Erscheinung in der neuesten Physiognomie, welche die ländlichen Dinge angenommen haben. Ein erschreckendes Beispiel dafür, wohin ein Land kommen kann, wenn der herrschenden Klasse Liebe und Verständnis fehlt, ist Irland. Die grüne Insel mit ihrem fruchtbaren Boden, ihrer milden Luft und ihren günstigen Terrainverhältnissen ist ein Land wie von Gottes Gnaden zur Blüte der Landwirtschaft und eines behäbigen Dorflebens bestimmt. Früher hat auch dort eine zahlreiche Bevölkerung von Bauern und kleinen Landwirten vom Landbau und von der Viehzucht gelebt. Jetzt ist dort das platte Land entvölkert, ganze Dörfer sind einfach von der Erdoberfläche verschwunden; dafür sind die Städte überfüllt, die Bauernschaft ist von der fruchtbaren Mitte der Insel nach den minder fruchtbaren Küsten gedrängt worden. Das Land befindet sich der Hauptsache nach in Händen der englischen Großgrundbesitzer, die im Auslande ihre Renten verzehren.

Aber Irland mit seiner verwickelten konfessionellen und Rassenfrage mag vielleicht nicht als Normaltypus angesehen werden für ganz Großbritannien. Sehen wir uns einmal eine Provinz im Norden Englands an:

Lancashire, das durch beides, Landwirtschaft und Industrie, die sich auf seinen Reichtümern an Kohlen und Mineralien aller Art aufgebaut hat, recht eigentlich alle Erwerbszweige in vollster Entfaltung besitzt, die das englische Land auszeichnen.

Während man sonst in England oft meilenweit reisen kann, ohne etwas anderes zu erblicken als Vieh, Bäume, Weide, Felder, Wiesen, Parks und Landhäuser, tritt in den nördlichen Bezirken der Landbau zurück vor der Industrie. Die Luft ist voll Ruß und Rauch, am Horizont drängen sich dunkle, gigantische Gestalten: Essen, Hochöfen, Gasometer, Kräne, Fabrik reiht sich an Fabrik. Daneben Arbeiterwohnungen in langen Parallelreihen. Umsonst sucht das Auge nach einer erfreulichen Erscheinung. Die Wiesen, Felder und Bäume, die hin und wieder zwischen diesen Stätten der Arbeit auftauchen, sind verwahrlost und verkümmert, die Wässer verdorben, der Himmel selbst scheint farblos und verdüstert durch den Kohlendunst. Kaum kann man diese Ortschaften noch Dörfer und Städte nennen. Das ist ein einziger zusammenhängender Haufe von Ziegeln, Glas, Kohlen, Eisen, Steinen und Schlacken — eine einzige düstere Riesenmaschinerie. Alle Individualität ist verlöscht, ein graues Einerlei herrscht. Man wundert sich, daß die Orte, durch die man fliegt, Namen haben, so eintönig und charakterlos erscheint hier alles.

Und die Menschen, die in dieser Atmosphäre von Eisenstaub und Kohlendunst atmen und wirken! — Abgearbeitet und entnervt. Die Kinder frühreif, die Frauen ohne Schönheit, bleichsüchtig. Die Wohnungen sind unzureichend, häufig feucht, ohne Gärten und Ackerland. Vor allem drückt das enge Zusammenleben auf den körperlichen und moralischen Zustand dieser kinderreichen

Familien. Von unnatürlichen Ausschweifungen, Roheit und Trunksucht wüßten die Magistrate, denen die niedere Gerichtsbarkeit obliegt, Trauriges zu erzählen, obgleich man in dem prüden England diesen Punkt gern verhüllt.

Die Bevölkerung dieser Striche gleicht den Schlackenhaufen, die man haushoch neben den Fabriken sich auftürmen sieht: verbrauchtes Material, ohne Kern und Kraft. Was hat die Industrie in übertriebener Konzentration aus dem kräftigen Bauernvolke von Lancashire gemacht! Für immer ist dieses Geschlecht für die Bebauung der heimischen Scholle verdorben.

Die Folgen liegen auf der Hand: die Landkultur geht zurück, das Landvolk wird entbauert. Das bedeutet Rückgang der Volkskraft. Die Aushebung tüchtiger Matrosen und Soldaten, deren England mehr als ein anderes Land zum Schutze seines riesigen Kolonialbesitzes bedarf, wird immer schwieriger. In den Industriezentren aber stauen sich die Menschenmassen. Die vom Lande hereinströmenden Proletarier aber helfen nur die Löhne ihrer städtischen Genossen drücken. Tritt dann eine Kalamität ein, schlechter Geschäftsgang, Ausstände, dann sind Tausende mehr brotlos und dem Pauperismus verfallen.

So sehen wir wie in einem kranken Körper Blut und Wärme ungleich verteilt, hier Leere, dort Anstauung. Auf dem Lande, wo Arbeit ist, fehlt es an Händen, um sie zu bewältigen; in den Städten herrscht Überproduktion, und die Arbeiter verkaufen sich um jeden Preis, nur um Beschäftigung zu finden.

Es scheint hohe Zeit für England, daß sich für solche Leiden am sozialen Körper der rechte Arzt finde.

Agrarreform in Großbritannien.

(1895.)

Der außergewöhnliche Erfolg der Unionisten in der letzten Wahlkampagne hat alle Welt in Staunen gesetzt. Gewiß ist dieser Erfolg in erster Linie den Sünden der Radikalen und den Fehlern ihres Ministeriums zu verdanken. Dieses Regiment war so erstaunlich schwach, weil es ein schlechtes Gewissen hatte, weil es selbst nicht mehr an seine Mission glaubte, weil es das Programm, auf das hin es gewählt worden war, war, im Grunde selbst für unausführbar hielt, — daher eine Niederlage, wie sie in den Annalen der wechselvolleu englischen Parlamentsgeschichte kein Gegenstück besitzt.

Das Programm der radikalen Partei enthielt auch Reformvorschläge für die ländlichen Zustände. Denn ähnlich wie in Deutschland ist in der letzten Zeit das Land und der Landmann ein politischer Faktor geworden; die Parteien spielen Fangball mit dem Bauern, der ihnen als „Stimmvieh" gerade gut genug ist. Die Reformpläne der Radikalen gingen auf die Selbständigmachung des ländlichen Arbeiters aus und zielten ab auf die Beschneidung der Prärogative des Großgrundbesitzes. „Drei Acker und eine Kuh" für den kleinen Mann und Abschaffung des Hauses der Lords, das waren die Extreme, zu denen man sich verstieg. Die

Konservativen wußten solchen Versprechungen nichts annähernd Verlockendes entgegenzusetzen. In den unionistischen Wahlreden wurde die Notwendigkeit einer ländlichen Reform zwar häufig erwähnt, weitgehende Versprechungen aber wurden nicht gemacht. Ein Vorschlag zur Lösung der Agrarfrage, wie etwa bei uns der „Antrag Kanitz“, ist bis jetzt aus den Kreisen der englischen Torrys nicht hervorgegangen.

Man sollte nun meinen, die notleidenden Farmer und die gedrückten Landarbeiter, denen das radikale Programm die lieblichsten Bilder von Freiheit, Selbständigkeit und verbesserter Lage vormalte, müßten diesem Sirenengesang gefolgt sein; aber das Gegenteil war der Fall, das platte Land schickte die Unionisten mit einer noch nie gesehenen Majorität ins Parlament. Ein Vertrauensvotum also des ländlichen Wählers für die Partei, welche ihm die geringeren Versprechungen gemacht hatte.

Und die radikale Partei hatte doch große Hoffnungen auf die ländlichen Stimmen gesetzt; war sie es doch gewesen, die dem Proletarier die politische Mündigkeit verschafft hat. Aber es gibt in der Politik keine Dankbarkeit. Vielleicht hatte der ländliche Wähler Unrat gewittert, — mißtrauisch, wie Hodge nun einmal ist, hatte er wohl vermutet, daß er als Vehikel benutzt werden sollte, um den radikalen Freunden aus der Stadt zum Siege zu verhelfen, denen die Geldinteressen und politischen Machtgelüste doch noch näher am Herzen liegen als sein Notstand.

Sicherlich aber ist die konservative Mehrheit von der ländlichen Wählerschaft unter der Voraussetzung ins Parlament geschickt worden, daß für die Besserung der ländlichen Verhältnisse endlich etwas Ernsthaftes

geschehe. Das Land erwartet viel von dem neuen Regiment. Es wird das zukünftige Geschick der unionistischen Mehrheit davon abhängen, wie sie sich dieser schwierigsten aller Fragen, der Agrarfrage, gegenüber stellt. Denn sollte der ländliche Wähler finden, daß er auch diesmal wieder getäuscht worden ist in seinen Hoffnungen, dann wird er bei der nächsten Gelegenheit mit fliegenden Fahnen ins Lager des Radikalismus übergehen.

Mannigfach und bunt sind natürlich die Reformvorschläge, mit denen Politiker, Nationalökonomen und Laien dem darniederliegenden ländlichen Wesen aufhelfen wollen. Daß die englische Landverfassung mit ihren drei Klassen: Grundbesitzer, Farmer und Arbeiter, bedenkliche Schattenseiten hat, wird jetzt von jedem vernünftig denkenden Engländer zugegeben. Auch die Großgrundbesitzer haben in der letzten Zeit durch das Sinken der Pachterträge am eigenen Beutel erfahren, was landwirtschaftlicher Notstand bedeutet, und sind darum Reformideen zugänglicher als früher. Daß „etwas" geschehen muß, ist jedermann klar, die Ansichten gehen aber sofort auseinander, sobald das „Wie" in Frage kommt.

Am natürlichsten und naheliegendsten scheinen jene Reformpläne, welche die Grundlage der ganzen Frage anfassen, nämlich die Scholle, ihre Verfassung und Beurteilung. Man fängt an, einzusehen, daß die Einziehung bäuerlichen und gemeinfreien Landes, wie sie während der letzten Jahrhunderte im großen betrieben worden ist, eine Maßregel war, welche einmal die yeomanry und die freeholders vernichtet hat, gleichzeitig aber auch das Wohlbefinden der anderen Stände geschädigt und die Kraft der ganzen Nation vermindert

hat. Freilich ist es leichter, den Bauernstand zu vernichten, als einen neuen zu schaffen. Man kann ja auch ein Waldgrundstück im Handumdrehen abholzen; den Kahlschlag aber wieder aufzuforsten kostet unendliche Geduld und lange Jahre.

England ist die größte Kolonialmacht der Welt; es hat Ländermassen unter seine Botmäßigkeit gebracht, die an Umfang das Mutterland um das Sechzigfache übertreffen. Aber England soll noch den Beweis liefern, daß es auch die Kolonisation im Innern versteht. Die Geschichte Irlands spricht nicht dafür. Wales und Schottland sind mit der Schärfe des Schwertes unterworfen worden; daß ihre Bevölkerung aber dem englischen Volkstum angegliedert worden wäre, wird niemand behaupten, der je die Unterschiede zwischen einem Bauern in Cardigan und einem Yorkshireman oder zwischen einem Hochländer und einem Bewohner Südenglands beobachtet hat.

Die polnischen Provinzen Preußens sind oft als das „Irland Deutschlands" bezeichnet worden. Der Fall Polen ist entschieden der schwierigere, einmal weil den Polen die Sprache von dem Deutschen scheidet, außerdem ist Polen darum vielmehr polnisch, als Irland irisch, weil sich der Grund und Boden zum größten Teil in Händen polnischer Grundbesitzer befindet, während Irland tatsächlich fast ganz von Engländern besessen wird. Die Ähnlichkeit der beiden Nationen nach Konfession, Charakter, materieller und politischer Lage kann im übrigen zum Vergleich herausfordern. Unsere Kolonisationsbestrebungen in dem slawisierten Striche des Vaterlandes nun hat an dem einzig möglichen Punkte angesetzt: mit der allmählichen Rückeroberung des verlorenen Landes durch den Kleinbesitzer und durch Verbreitung deutscher Kultur und deutscher Ordnung,

Schritt für Schritt, mit Hilfe deutscher Kolonien. Die Engländer haben ein anderes Prinzip angewandt, das der Unterwerfung, was um so härter und ungerechter empfunden werden mußte, da es sich bei den Irländern um Urbevölkerung handelte, nicht, wie bei den Polen, um Eingewanderte und Usurpatoren ehemals deutschen Gebietes. Man hat den Iren das Ärgste angetan, was man einem Bauernvolke antun kann, man hat ihnen die Scholle genommen, und dann hat man ihnen ein System von Statthaltern, Beamten, Polizisten und eine militärische Besatzung gegeben, wie sie bei wilden Völkern von Erfolg gewesen, wie sie dem Europäer gegenüber aber versagen mußten.

Es ist interessant, zu beobachten, wie das Prinzip der inneren Kolonisation, das wir im Osten Deutschlands schon seit Friedrich dem Großen, mit Unterbrechungen allerdings, befolgen, in neuerer Zeit auch in England aufgenommen worden ist. In Irland, als dem gefährdetsten Punkte, hat man damit den Anfang gemacht. Durch die irische land act sind viele kleine Besitzer entstanden. In manchen erinnert diese Maßregel an unsere Ablösungsgesetzgebung, nur handelt es sich hier um Selbständigmachung der Wähler und nicht um Befreiung eines hörigen Bauernstandes. Der Farmer kann das von ihm bewirtschaftete Land vom Grundbesitzer erwerben, unter Umständen durch Expropriation. Diese neuentstandenen Besitztümer leiden aber durchweg an allzu geringem Umfang. Es sind Zwergbauern entstanden, die nicht vom Ertrage ihrer Stelle leben können, und die daher doch wieder abhängig sind.

Auch für England selbst ist jetzt eine Bewegung im Aufsteigen, welche dahin zielt, den Kleinbesitz zu stärken und neue Ansiedlungen zu schaffen. Da aber

das Land stark bevölkert und seit Jahrhunderten aufgeteilt ist, so kann dies natürlich nur geschehen durch Erwerb und Zerschlagung des bestehenden Grundbesitzes. Gutwillig aber läßt der englische Großgrundbesitzer seinen Besitz nicht fahren, und da er nicht verschuldet ist und nicht vor dem Bankerott steht, wie etwa der polnische Adel Posens und Westpreußens, so ist die Möglichkeit, Land billig anzukaufen zu Ansiedlungszwecken, sehr erschwert. Es bleibt also nur die Möglichkeit, durch die öffentliche Meinung oder durch die Regierung einen Druck auf die Grundbesitzer auszuüben, daß sie sich der Bewegung anschließen.

In England herrscht aber eine starke Abneigung gegen jede Art von Einmischung des Staates in private Verhältnisse. Die Regierung, und zwar sowohl die konservative als die liberale, hat sich bisher der Entwickelung dieser Dinge gegenüber zuwartend verhalten. Die Bewegung ist vor allem von Privatleuten gefördert worden, so durch Experimente vereinzelter Großgrundbesitzer, die auf ihren Latifundien Kolonien angelegt haben. Diese Versuche scheinen allerdings darzutun, daß künstlich ins Leben gerufene Zwergwirtschaften in England ebensowenig gedeihen wie anderwärts. So ist das Experiment auf dem Stratton Estate in Hampshire, wo bereits im Jahre 1849 eine Anzahl kleinerer Ansiedler angesetzt wurden, gänzlich gescheitert, obgleich die Bedingungen günstig schienen. Philantropischer Dilettantismus kann eben nicht wieder gut machen, was frühere Generationen in naivem Egoismus verwüstet haben.

Ein bedeutsamer Träger dieser Bewegung ist neuerdings die rural labourers league geworden. Diese Gesellschaft stellt weniger die innere Kolonisation als

Zweck in den Vordergrund als den, eine Vermittlerrolle zwischen Grundbesitz und Arbeiterstand zu spielen. Es soll den Arbeitern Pachtung von Feldstücken auf lange Jahre hinaus unter günstigen Bedingungen verschafft werden. Dabei ist auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß der Arbeiter schließlich Eigentümer des von ihm bebauten Landes werden kann. Bisher sind etwa 2000 Arbeiter durch diese Gesellschaft mit sogenannten allotments versorgt worden.

Trotz der Abneigung des Engländers gegen jede Art von Zwangsgesetzgebung hat das englische Parlament, dem Druck der Verhältnisse Folge gebend, doch eine Anzahl Gesetze erlassen, welche die Tendenz haben, einen Stand von Kleinbesitzern aus dem Boden zu stampfen. Es sind dies die Allotments act 1887 und 1890. Die Glebe lands act 1888 und die Small agricultural holdings act 1892. Diese drei Gesetze machen es dem Arbeiter auch in England möglich, Land zu erwerben, unter Umständen durch Expropriation des Besitzers. Das weitgehendste der drei Gesetze, die Small agricultural holdings act, ist im Prinzip geradezu nach deutschem Muster entworfen. Das Geld zum Ankaufen von Gütern wird vom Staate vorgeschossen, dann findet eine Parzellierung statt; die einzelnen Stücke werden verkauft oder verpachtet. Ein Fünftel der Kaufsumme ist anzuzahlen, ein Fünftel amortisierbar, das übrige in einem Zeitraum von 50 Jahren zu erlegen.

Man sollte denken, daß die Folge solcher Gesetze Zerschlagung des Großgrundbesitzes und eine Massenansiedlung kleiner Besitzer hätte sein müssen; aber dem ist nicht so. Die Bedingungen, so verlockend sie sich auf dem Papier ausnehmen, scheinen dem Arbeiter doch zu schwierige zu sein. Denn wenn auch das Geld zur

Anzahlung unbedeutend ist, woher die Mittel zu Hausbau, erster Bestellung, Anschaffung von Vieh und Geräten nehmen? Die Farmer aber, die etwas Geld besitzen, bleiben lieber in ihrer Stellung als Pächter, tragen sie doch als solche geringere öffentliche Lasten, wie als Eigentümer. So hat auch diese scheinbar radikale Gesetzgebung die Stellung des Großgrundbesitzers nicht im geringsten erschüttert und die Besitzverteilung nicht wesentlich zu gunsten des Kleinbesitzers verschoben.

Hand in Hand mit dieser Bewegung, die eine Veränderung der Besitzverhältnisse anstrebt, geht eine andere, welche auf die Besserung der Lebensbedingungen für das ländliche Proletariat gerichtet ist. Auch hier wieder haben Privatleute das meiste getan. Auf den Besitzungen reicher Magnaten wird man meist eine Anzahl Normalhäuser für Arbeiterfamilien finden. Ja, wie alles in England, ist auch diese Idee der Normalhäuser zu einer Art von Sport geworden. Man sucht sich gegenseitig zu überbieten in der Annahme der modernsten Einrichtungen auf diesem Gebiete, den sogenannten cottage accomodations. Ich habe von dieser Gattung transportable Eisenhäuser gesehen, die sich als Ausstellungsartikel reizend ausnahmen, bei dem Gedanken aber, daß dies das Heim einer Familie vorstellen sollte, überfällt den Deutschen wenigstens denn doch ein Unbehagen.

Ich fürchte, daß solche Experimente mehr eine Modesache sind, als daß sie einer tiefgehenden Erkenntnis der sozialen Lage entspringen. Die Wohnungsnot der niederen Klassen ist, ebenso wie die Landnot, nur ein Symptom, das kurieren zu wollen zwecklos erscheint, solange man nicht dem Übel an die Wurzel zu gehen ernstlich den Willen hat. Denn die Wohnungsnot

auf dem platten Lande entspringt derselben Quelle wie das Elend des ländlichen Proletariats überhaupt. Der Großgrundbesitz hat eben in Großbritannien mit dem freien Lande einen großen Teil der Gebäude, ja ganze Ortschaften an sich gebracht. Jetzt gibt es in England neben den freien Dörfern sogenannte eingeschlossene Dörfer, welche einem Gute zugehören. Der Besitzer bezieht die Renten dieser Häuser so gut wie er die Einnahmen von den Wiesen und Feldern bezieht. Diese Dörfer sind es, welche vor allem zurückgehen und die Entvölkerung des platten Landes beschleunigen. In einigen Gegenden, so vor allem in Irland, sind solche Orte von ihren Besitzern einfach vom Erdboden weg vertilgt worden.

Die Reformgesetzgebung hat zwar dem größeren Teil der Arbeiterschaft die Wahlfreiheit verliehen, in materieller Beziehung aber ist die ländliche Bevölkerung in Abhängigkeit vom Grundherrn geblieben. Bei einem politisch hoch entwickelten Volke, wie dem englischen, wäre es wunderbar, wenn man sich des Widerspruchs der angeblich freiesten aller Verfassungen mit dem Drucke der realen Verhältnisse nicht bewußt werden sollte. Die Radikalen wollen durch soziale und politische Selbständigmachung den ländlichen Massen das Heil bringen. Eine wichtige Nummer ihres Programms ist die Vertretung des Arbeiterstandes in den Selbstverwaltungskörperschaften. Von konservativer Seite hat man einen anderen Vorschlag angeregt, der für uns besonders interessant ist, weil er unsere Arbeiterschutzgesetzgebung ins Englische übersetzt. Die National agricultural union hat in ihr Programm die Forderung aufgenommen: Staatspensionen für Arbeiter. Andere sehen in der Bildung ländlicher Kreditgenossenschaften das Allheilmittel.

Einem neuesten Vorschlage gemäß sollen diese im Stile großer Aktiengesellschaften eingerichtet werden. An der Spitze sind Geschäftsleute aus dem Handelsstand gedacht, weil man es aus Erfahrung weiß, daß der Farmer selbst nur selten geschäftsverständig ist. Man will der Produktion den Verdienst sichern, den jetzt der Zwischenhandel einsteckt. Es sollen die Chancen des Marktes nach Möglichkeit ausgenutzt werden zu gunsten des Farmers. Dieser Gedanke ist gewiß gesund und zeigt eine Parallelerscheinung zu der Richtung, welche jüngst die agrarische Bewegung auch bei uns angenommen hat: Unabhängigmachung des Produzenten, direkter Verkehr mit dem Konsumenten, Bekämpfung der Getreidespekulation und des Zwischenhandels.

Sodann will man die Landwirtschaft anderen günstiger gestellten Gewerben gegenüber stärken. Eine der häufigsten Klagen, die in England aus den Kreisen der Landwirte erschallt, ist die über die hohen Eisenbahntarife. Man wirft den Kompanien vor, daß sie die heimischen Produzenten zurücksetzen dem ausländischen Händler gegenüber. Die Unzufriedenheit der Farmer mit diesen Zuständen hat sich niedergeschlagen in der Forderung nach preferential rates of railways. Auch in England besteht neuerdings eine Bewegung für „Verstaatlichung des Eisenbahnwesens“. Sie erhält ihre Hauptnahrung aus der berechtigten Unzufriedenheit des landwirtschaftlichen Gewerbes mit den hohen Frachtsätzen. Die Beschwerden richten sich vor allem dagegen, daß die Farmer mit ihren kleinen Transporten höhere Preise zahlen müssen als der Massenimport vom Auslande. Die Kompanien aber geben begreiflicherweise den großen Transporten den Vorzug. Da man Geschäftsleute schwerlich zum Aufgeben eines Vorteils

um der Wohlfahrt des Ganzen willen bewegen wird, so verlangt man das Einschreiten des Staates zur Abstellung solcher Mißstände.

Stärker und lauter aber noch als die Klage wegen Übervorteilung im Inlande erschallt der Ruf nach wirksamer Schutzgesetzgebung gegen die ausländische Konkurrenz. Es ist begreiflich, daß der englische Landwirt mit Bitterkeit und Sorge die Produkte des Auslandes in seinen Häfen landen sieht, von wo sie, durch niedrige Eisenbahntarife begünstigt, in alle Teile Großbritanniens geführt werden, um dort die heimische Produktion zu unterbieten. Dabei sind die meisten dieser Länder, welche jetzt Großbritannien mit ihren Produkten überschwemmen, englische Kolonien. Der englische Farmer, dem die Einfuhr kanadischen Viehes und Getreides, australischer Wolle und Neuseeland-Butter den Brotkorb höher hängen, kann sich damit trösten, daß der Vorteil wenigstens nicht aus den Grenzen des britischen Weltreiches hinausgeht. Dem englischen Farmer aber ist das Hemd schließlich auch näher als der Rock. Der Ruhm, ein Bürger des größten Gemeinwesens der Welt zu sein, scheint ihm allzu teuer erkauft. Er fragt sich unwillkürlich, wozu die Riesenflotte, die Kolonialtruppen, die Kohlenstationen, die Konsulate, all die Machtmittel, mit denen das englische Volk die Kolonien in seiner Botmäßigkeit erhält, wenn das Herz dieses Körpers, wenn das Mutterland, wenn er selbst, der Bebauer der heimischen Scholle, dabei leidet und zu kurz kommt.

England ist einem älteren Mann zu vergleichen, der seine Söhne mit Teilen seines Vermögens ausgestattet hat, und der nun erleben muß, daß die Kinder ihm mit seinen Mitteln Konkurrenz zu machen

beginnen. England kann sich gerechterweise nicht über diese Erscheinungen beklagen; es sind nur die Ausflüsse eines von ihm selbst inaugurierten Systems des wirtschaftlichen Kampfes aller gegen alle. Was man gesät hat aber wird man ernten. Die Keime, die England in früherer Zeit ausgestreut hat, sind aufgegangen, seine Kolonien haben England zum reichsten Lande der Welt gemacht; gleichzeitig sind aber diese Kolonien zu selbständigen Individuen herangewachsen, mit allerhand Sonderinteressen, die bereits anfangen mit denen des Mutterlandes in bedenklicher Weise zu kollidieren.

In einem Lande, welches die Wiege des Manchestertums ist, kann gegen fremde Konkurrenz eigentlich kein anderes Schutzmittel gefordert werden, als möglichste Güte und Billigkeit der eigenen Produktion. Die Billigkeit ist in England nun nicht zu erreichen wegen der hohen Löhne und anderer Lasten, die auf der Produktion liegen. Jungfräuliche Länder wie Argentinien, Nordamerika, Australien, Neuseeland werden immer einem alten Kulturlande wie England gegenüber im Vorteil sein bei Erzeugung von Rohprodukten. Die Güte der Ware ist auf englischer Seite; wenigstens hält englischer Weizen, englisches Rassevieh und englische Meiereiprodukte noch immer den Vergleich aus mit dem Besten, was andere Länder darin auf den Markt bringen.

Wenn nun aber ausländische Lieferanten die Freiheit der englischen Zollgrenzen dazu ausnutzen, um minderwertige oder gar gefälschte Ware nach Großbritannien zu werfen, und damit das englische gute Produkt erfolgreich unterbieten, dann erscheinen die Klagen des Farmers über diese Art von unfair competition be-

rechtigt. Eine der Hauptforderungen daher, welche die englische Landwirtschaft an die Gesetzgeber stellt, ist: strengere Kontrolle des Imports. Vor allem verlangt man, daß der immermehr überhand nehmenden Butterfälschung das Handwerk gelegt werde. Ähnlich wie es bereits zum Schutze der heimischen Industrie gegen den Import durchgeführt ist, will man eine Stempelung auch der landwirtschaftlichen Artikel eingeführt sehen. Wie nämlich jetzt die Dinge liegen, kann niemand in England wissen, woher das Stück Fleisch, Butter oder Käse stammt, das er verzehrt. Genau wie früher mit Industrieartikeln wird eine Fälschung im großen mit landwirtschaftlichen Produkten getrieben. Gefrorenes amerikanisches Fleisch wird als schottisches oder nordenglisches verkauft. Hammel, die in Neuseeland geweidet haben, werden als Welsh-mutton angepriesen. Viele dieser Produkte werden bereits im Auslande mit englischen Marken und Etiketten versehen. Das man sich gegen diese Art von Täuschung, die das gute Renommee der englischen Ware benutzt, um fremde Artikel an den englischen Käufer zu bringen, auflehnt, ist nur billig. — In dieses Gebiet schlägt auch die Forderung, welche bei der letzten Parlamentswahl eine große Rolle gespielt hat, die Forderung einer veränderten Biersteuer. Auch hier will man, daß durch eine Feststellung dessen, was fortan unter dem Namen beer gehen soll, das gefälschte Produkt an den Pranger gestellt werde; gleichzeitig beabsichtigt man damit die heimische Gersten-, Malz- und Hopfenproduktion zu heben.

Die schwerste Fessel aber, welche die Landwirtschaft von Großbritannien in ihrem Kampfe mit der ausländischen Konkurrenz trägt, sind die Abgaben und

Steuern, überhaupt die Lasten, welche auf dem englischen Landbau liegen.

In dieser Frage nun gehen die Ansichten der englischen Politiker weiter auseinander als in irgendeiner anderen. Die Radikalen erklären, der Grundbesitz sei noch lange nicht genug besteuert. Die radikale Politik hat es vor allem auf die Privilegien des englischen Grundadels abgesehen. Sie weiß, daß das einzige Mittel, diesen Adel, der seit Jahrhunderten regiert hat, aus seiner festen Position zu werfen, die Durchschneidung der Wurzeln ist, mit denen diese Kaste im Mutterboden verankert liegt. Darum verlangt man von dieser Seite eine Reform des Erbrechts. Man will das settlement und das entail beseitigt sehen, was einer Vernichtung des Majoratswesens gleichkommen würde. Das Endziel ist die Aufhebung jener Adelshierarchie, welche in dem house of Lords gipfelt. — Nach dieser Richtung hin ist den Radikalen auch bereits ein Streich geglückt: die Durchsetzung der sogenannten death duties. Das ist eine Erbsteuer, die sich nicht mehr wie früher nach der Nähe des Verwandtschaftsgrades richtet, die vielmehr den Grundbesitz nach seiner Größe besteuert, mit einem Steuersatze, der nach oben rapid steigt. Das konservative Regiment wird jedenfalls nicht wagen, dieses Gesetz aufzuheben, denn es ist bei dem nicht grundbesitzenden Teil der Bevölkerung äußerst populär, aber es wird vielleicht den Versuch machen, eine oder die andere Last, welche gegenwärtig auf den Schultern des Landmanns liegt, dem mobilen Kapital zuzuwälzen.

Ein Reformplan endlich, der sich noch nicht recht aus der Stube des Theoretikers auf das Forum der Öffentlichkeit hinausgewagt hat, ist die Einführung des

Schutzzollsystems. In England, dem klassischen Lande der Freihandelstheorie, Schutzzoll zu verlangen, bedeutet ungefähr dasselbe wie in Amerika die Monroedoktrin anzufechten oder in dem geeinigten Deutschen Reich Rückkehr zum Staatenbunde zu predigen. Die Manchestertheorie ist für den Durchschnittsengländer unantastbares Heiligtum. Es ist nicht ohne Humor, zu beobachten, wie jeder Politiker, der dieses heikle Thema behandelt, zunächst für nötig hält, dem nationalen Götzen „Freihandel" sein Kompliment zu machen und zu erklären, daß er nicht daran denke, von ihm abzufallen.

Aber es werden hier und da Stimmen laut, es erscheinen Zeitungsartikel und Broschüren, welche einen mehr oder weniger verschämten Rückzug vom Freihandel befürworten. Man sucht zu beweisen, daß die Landwirtschaft von Großbritannien zugrunde gerichtet werden muß durch den unbesteuerten Import fremder Produkte aus Ländern, die sich selbst mit Zollschranken umgeben haben und die der englischen Industrie nicht einmal als Äquivalent einen offenen Markt bieten. Nun hat aber England seine Kolonien; warum, fragt man sich, sollte das englische Mutterland nicht Vorteil aus seiner außergewöhnlichen Situation als Mittelpunkt des größten Kolonialreiches der Welt ziehen? Wie es jetzt liegt, hat nämlich England eigentlichen Freihandel nur innerhalb seiner Grenzen, mit Schottland, Irland, den britischen Inseln und mit Indien. Der Gedanke liegt nahe, innerhalb des großen, über alle Erdteile und Meere verteilten britischen Reiches eine Art von „Zollverein" zu gründen. Das würde die Kolonien einmal enger an das Mutterland knüpfen — ähnlich wie der deutsche Zollverein eine Vorstufe zum nationalen Zusammenschluß geworden ist — und kommerziell würde

eine solche customs union eine Macht darstellen, welche dem Markt der ganzen Welt ihre Gesetze diktieren könnte.

Das aber wird abhängen von den Kolonien, ob sie sich für einen solchen Plan gewinnen lassen. Denn schon ist England einzelnen seiner Kolonien, z. B. Australien gegenüber, nicht mehr in der Lage eines Befehlshabers. Man wird abwarten auf dieser Seite, was das Mutterland für die erbetene Einräumung von Vorzügen und Rechten etwa als Äquivalent zu bieten vermag. England ist also auch in dieser Frage in keiner günstigen Lage seinen Kolonien gegenüber, denn es bedarf ihrer und hat kaum etwas anzubieten, was jene nicht bereits besäßen.

Sicherlich steht Großbritannien, das im Laufe dieses Jahrhunderts seinen Umfang mehr als verdoppelt hat, und das englische Volk, das an der Spitze aller Industrie- und Handelsnationen marschiert, dieses England, das außerdem den unschätzbaren Vorteil genossen hat, bei den großen europäischen Kriegen der letzten Zeit als neutraler Beobachter von ferne zu stehen, trotz aller dieser Vorteile in einer schweren wirtschaftlichen Krisis.

Über dem Goldgraben in fremden Ländern hat man das Edelste und Beste vernachlässigt, was dem Menschen gegeben ist, den Mutterboden. Vom Golde ist noch niemand satt geworden. Ohne das einfache Brot ist auch der Tisch des Reichen schlecht bestellt.

Die Zukunft wird lehren, ob das Übel ein vorübergehendes ist oder ob sich an dieser scheinbar so unbedeutenden Wunde das große britische Reich verbluten soll.

Vom Adel.

(1893.)

I.

Vergangenheit.

Wie alles aus der Vorzeit Überkommene, steht in unserer Zeit auch der Adel im Auflösungsprozesse begriffen.

Die ersten Keime zur Entwickelung eines bevorzugten Geburtsstandes liegen weit zurück in der Urgeschichte unseres Volkes. Begründet ist die Entstehung eines adligen Standes im Wesen der menschlichen Natur, die nun einmal die Unterschiedlichkeit liebt und der alles Nivellieren im Innersten fremd ist. Der Adel ist, ideal betrachtet, eine natürliche Auslese der Besten. In der Natur sehen wir tatsächlich die stärkere und darum lebenskräftigere Gattung die minderwertige überleben und unterwerfen; ähnlich in der Geschichte des Menschengeschlechts. Aber hier mit einem großen Unterschiede: beim Menschen vererbt sich nicht nur das Verdienst, es vererbt sich auch das Ansehen des Verdienstes. Der Nachkomme zehrt noch nach Jahrhunderten an dem, was der große Ahne des Hauses aufgehäuft hat an Kraft, Macht und Gütern aller Art, auch an Ansehen. Der Namenlose muß unablässig ringen, um sich auf dem Platze zu erhalten, auf den ihn die eigene Arbeit gestellt hat, sonst wird er un-

barmherzig im Kampfe um das Dableiben (Kampf ums Dasein kann es überhaupt nicht geben) vernichtet werden. Den Hochgeborenen hingegen schützt eine menschliche Eigenschaft: die Pietät. Der Mensch verehrt das Bestehende und Überkommene, besitzt historischen Sinn und unterwirft sich Autoritäten und Traditionen. Diese menschlichen Eigenschaften sind von jeher die besten Schutzgötter für alle historischen Institutionen gewesen; sie schützen den Staat, die Stände, kurz, die gesamte menschliche Gesellschaft vor stetigen Revolutionen. Die Nachgeborenen hängen an dem, was die Vorfahren anerkannt und geehrt haben, selbst wenn die Institution längst veraltet, widersinnig, ja schädlich geworden sein sollte. Der menschlichen Pietät und dem Autoritätssinne verdanken hoher und niederer Adel, verdanken Fürsten wie Barone ihr Dableiben. In der Loyalität des Volkes ruht das — Gottesgnadentum des Fürsten, ruht auch das Ansehen des Adels in der modernen Gesellschaft. Der natürliche Adel ist so alt wie die Welt, den Geburtsadel scheinen die Germanen in der frühesten Zeit nicht gekannt zu haben; erst im Mittelalter entstand jener Stand, den wir jetzt als den Adel bezeichnen, aus den Ministerialen. Aus diesem einen Worte allein schon erhellt der enge Zusammenhang von Fürstentum und Adel und gleichzeitig der Zusammenhang unseres Standes mit der Scholle; durch ein Lehen wurde der Ministeriale von seiten des Fürsten, seines Herrn, belohnt; vom Grund und Boden, den er zu Lehen besaß, nahm der Lehnsmann seinen Namen an. Ein Adel ohne Grundbesitz ist daher eigentlich Widersinn. Die Entstehung des Briefadels bedeutete ein Abbiegen von der ursprünglichen Entwickelung.

Der Adel bildet in unseren Tagen einen Teil der Volksgemeinschaft, der sich wohl durch den Namen, nicht aber mehr durch Sonderrechte auszeichnet. Als Macht endete der Adel mit dem Todeskampfe des Rittertums gegen die Schießwaffe; als Kaste, mit mancherlei Vorrechten ausgestattet, bestand er weiter bis zur nivellierenden Gesetzgebung im Anfange dieses Jahrhunderts; als Stand besteht der Adel noch jetzt, er ist ein nicht zu übersehender Faktor in unserer Gesellschaft; und ein Faktor von größter Bedeutung könnte er für die Zukunft unseres Volkes werden, wenn er seine Aufgabe recht erfassen wollte.

Gegen den deutschen Adel werden schwere Anklagen erhoben; die schwersten Anklagen und die ernstesten wird wohl jeder Adlige selbst gegen seinen Stand erheben müssen, gerade weil er seinen Stand liebt, wenn ihm der Dünkel nicht die Urteilskraft geraubt hat.

Wir wissen es, daß der deutsche Adel in der Geschichte von den Aufgaben, die ihm zugewiesen waren, wenige begriffen, noch wenigere in Angriff genommen, kaum eine erfüllt hat. Unterlassungssünden über Unterlassungssünden hat dieser bevorrechtete Stand auf sich geladen!

Daß der deutsche Adel nicht die Entwickelung genommen hat, wie der englische, daß er jetzt nicht dasteht: reich, mächtig, auf eine glorreiche Geschichte zurückblickend, in Traditionen gefestigt, das wollen wir unseren Vorfahren nicht zum Vorwurf machen; die Entwickelung, die der Adel genommen hat, hängt aufs engste zusammen mit der Geschichte des deutschen Volkes und Landes, entspringt im letzten Grunde dem deutschen Volkscharakter und nicht zum mindesten der Lage unseres Vaterlandes im Herzen Europas.

Die Geschichte des deutschen Adels ist ungleich, widerspruchsvoll, verwirrt und verwirrend, zerklüftet, wie die des deutschen Volkes; voll schöner Anläufe, mit geringen Erfolgen. Große Laster wechseln mit großen Tugenden. Im Mittelalter erscheint als das Hauptlaster des deutschen Ritters: Leichtsinn, Hand in Hand mit Gewalttätigkeit und Roheit. Im Reformationszeitalter finden wir ihn der Völlerei ergeben. Im großen Kriege büßt er alle Würde und Selbständigkeit ein, wie das übrige deutsche Volk. Im Jahrhundert der Bedientenhaftigkeit marschiert der Kavalier an der Spitze der Gamaschenträger und Lakaienseelen, und wenn wir zur neuesten Zeit herüberschauen, so sehen wir, daß in dem Reigen gesellschaftlicher und politischer Laster, mit dem sich das deutsche Volk auf die Wende des Jahrhunderts vorbereiten zu wollen scheint, auch die Edelsten angetreten sind, mit jenem leichten Blute, das von jeher unsere Standesgenossen in jedes Unternehmen hineingetrieben hat, wo es zu wagen galt, wo man Gut und Blut aufs Spiel setzte, oft aber auch Ehre und Gewissen einbüßte.

Und neben einer solchen Reihe von bösen, schädigenden Eigenschaften, welch schöne Beweise der edelsten Mannestugenden! Was kann man der Treue, der Manneszucht, dem Todesmute im friderizianischen Offizierkorps an die Seite stellen? Und wer lieferte dem großen Könige sein bestes Material für dieses Elitekorps? Der Kleinadel der altpreußischen Provinzen. Welche wundervolle Erhebung des gesamten Standes zeitigte die Unterdrückung unter Napoleon! Der deutsche Uradel war es, der uns die beiden originellsten Staatsmänner des Jahrhunderts schenkte: Stein und Bismarck. Welcher Adel der Welt vermag eine solche

Reihe von Kriegshelden aufzuweisen wie der preußische? Von Seydlitz, Ziethen, Schwerin über Blücher, York, Kleist, Bülow geht die glänzende Linie hinauf bis auf die Schlachtenführer unserer Tage.

Aber was hat bei all den Großtaten, die der Adel im Laufe der deutschen Geschichte ausgeführt hat, der Stand als solcher geleistet? Kein Stand hat so sinnlos gegen das eigene Fleisch gewütet wie dieser. Auf allen Schlachtfeldern Europas haben Deutsche von Adel ihr Blut verspritzt, und wie oft gegen das Vaterland und gegen ihr eigenstes Interesse! Welche Unsumme von edlem Material ist im Mittelalter vergeudet worden in Phantastereien, wie Kreuzzüge, Römerfahrten und in adligen Fehden! Partikularistisch und dem großdeutschen Gedanken von jeher abhold war ein großer Teil dieses Standes. Kopflosigkeit, Zerfahrenheit, Querköpfigkeit, Mangel an Maß und Vernunft war auf politischem Gebiete ein Charakteristikum des deutschen Adels.

Nur den Hohenzollernfürsten ist es hin und wieder gelungen, diesem Überschusse an Kraft Zweck und Ziel zu setzen, den adligen Übermut an den Block des königlichen Willens zu schmieden; was sie mit diesem edlen Material zu machen gewußt haben, das beweist die Geschichte des preußischen Heeres und des preußischen Staates auf jeder Seite. Will man dagegen unseren Stand in seiner Sünden Blüte sehen, so muß man die Geschichte der kleinen mittel- und süddeutschen Höfe studieren.

Mit den wichtigsten politischen Ereignissen unserer Geschichte, mit den Kriegen, den Haupt- und Staatsaktionen, den Verfassungsumwälzungen finden wir den Adel allzeit eng verknüpft; was aber hat unser Stand

für die Kultur, für den geistigen Fortschritt, was hat er für Religion, Wissenschaft und Kunst getan? Leider herzlich wenig!

Zu Beginn des Mittelalters, in der Geburtsstunde des Feudalismus, finden wir allerdings die Edlen unter den ersten Kulturträgern. Die Fürsten und Herren waren unsere Städtegründer, sie führten an im Kriege gegen asiatische Horden, auf ihren Befehl wurde das Land urbar gemacht. Das Rittertum steht in jener Zeit im engsten Zusammenhange mit den Klöstern, den eigentlichen Pflegestätten für Kunst und Wissenschaft. Die Ritterorden werden von adligen Herren gegründet, in Preußen ficht der deutsche Orden den Todeskampf für deutsches Volkstum. Der Minnegesang, die gesamte Literatur der mittelhochdeutschen Epoche trägt ritterliches Gepräge. Der Name deutscher Edelleute war angesehen an den italienischen Universitäten und an der Sorbonne von Paris. Aber in dem traurigen vorreformatorischen Zeitalter schwindet dieser Ruhm schnell. Der Adel verrohte innerlich und äußerlich; das Raubrittertum ist nur ein auffälliges Symptom dafür. Viel schädigender als alle Roheit wurde dem Stande der Mangel an Idealismus, an Schwung und an Kühnheit. Man ließ sich von dem verachteten Bürger und Kaufmann die Erfolge auf allen Gebieten vor der Nase wegnehmen. In den Zeiten des Städtekrieges und der Städtebünde spielt der Adel eine kulturfeindliche Rolle. An den großen Errungenschaften einer neu heraufkommenden Zeit: den Erfindungen, dem Auffinden neuer Erdteile und neuer Weltgesetze hat der Adel deutscher Nation keinen Anteil gehabt.

Wer wäre wohl berufener gewesen, die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern ins Leben

zu rufen, als der deutsche Edelmann, kraft seiner Stellung recht in der Mitte des Volkes zwischen Fürst, Kirche und kleinem Manne? Ihm standen ja damals auch noch die Mittel dazu: Ansehen, Unabhängigkeit, Besitz, reichlich zu Gebote. Anstatt dessen wird die Reformation von einem verachteten Bergmannssohne, von Gelehrten, Mönchen und kleinen Leuten aller Art heraufgeführt. Die Hutten aber und Sickingen gehen elend zugrunde, weil ihnen bei aller Genialität die schlichten Tugenden des Maßhaltens, der Gediegenheit und Treue abgehen.

Und wie nun zum zweiten Male in der deutschen Geschichte nach tiefem Falle ein neuer Geistesfrühling heranbricht im achtzehnten Jahrhundert, wo sehen wir da den adligen Stand? Gewiß, auch der Edelmann hat es nicht verschmäht, unter die „Federfuchser" zu gehen in jenem „tintenkleckſenden Säkulum", aber welcher Afterkunst widmet er seine Kraft! „Die asiatische Banise" ist eines dieser traurigen Produkte. Wenn man Logau und Leibniz ausnimmt, so findet man kein einziges Mitglied alten Adels unter den geistigen Führern; die Bürgerssöhne Kant, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Richter, Fichte schenken uns die größte Periode geistigen Lebens in Deutschland.

Kein Zweifel, in der Epoche der Freiheitskriege hebt sich das sittliche und geistige Niveau des Adels, vor allem des preußischen, mit jener Neubelebung des gesamten deutschen Volksbewußtseins. Auf dem Schlachtfelde und im Rate des Königs waren damals, wie allezeit, die Edelleute die Ersten; die Führung des geistigen Lebens haben sie sich auch in jener Zeit nicht anzueignen gewußt. Kleists lebenentfremdeter Genius ist ein Meteor, das allzu schnell vorüberfliegt. In der

Romantik spielt der Edelmann allerdings eine Rolle, aber selbst Platen kommt über die Halbgröße, die jener Zeit eigen ist, nicht hinaus.

Wir nähern uns unseren Tagen. In einem weiteren Artikel werde ich die Frage aufwerfen, ob in unserer Zeit Tagen der Adel sich seiner Aufgaben besser bewußt geworden ist als in der Vergangenheit.

II.

Gegenwart.

Man müßte blind sein, wenn man verkennen wollte, daß in dem öffentlichen Leben der Gegenwart der Adel eine bedeutsame Rolle spielt. Ja, wenn man sich durch die Außenseite der Dinge imponieren läßt, so könnte man leicht zu der Ansicht kommen, daß unser Vaterland — besonders dessen nördliche und östliche Provinzen — noch jetzt von den Junkern regiert wird. Ein Blick ins Staatshandbuch, in die Ranglisten und die Hofkalender zeigt uns, daß in allen höheren Verwaltungs-, Militär- und Hofchargen die adeligen Namen vorwiegen ja daß einzelne dieser Stellungen nur mit Kavalieren besetzt werden. Die Hofämter sind von jeher eine Domäne des Adels gewesen, nicht immer zu Nutz und Frommen derer, die sie inne hatten. Für die Verwaltung wie für den Militärdienst erscheint der Edelmann infolge seiner ganzen Veranlagung und durch die Traditionen des Standes besonders geeignet. Und tatsächlich wird auch noch jetzt das Beste, was der Stand für die Monarchie schafft, im bunten Rocke und auf den Landratsämtern geleistet. Die eigentliche Heimstätte des Adels aber ist das platte Land. Im rechtselbischen Deutschland ist der größte Teil des Grund und Bodens noch in der

Hand alter Familien. Der Grundbesitz ist noch immer der eigentliche Jungbrunnen des Junkertums; hier sind die „starken Wurzeln seiner Kraft“. Von hier aus zieht der ganze Stand wie der einzelne, ähnlich jenem erdgeborenen Riesen, Antäos, seine besten Säfte. In dem Besitze der Scholle, von der einst die Ahnen Namen und Rang erhielten, ruht auch jetzt noch die Existenzberechtigung des Adels.

Aber nirgends hat im Laufe des Jahrhunderts ein so tiefgreifender Wandel der Verhältnisse stattgefunden wie in den Grundbesitzverhältnissen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts konnte der Stand der Junker noch immer als der geschlossenste, mächtigste und begütertste in Preußen gelten. Die Freiheitskriege, die Ablösungen der gutsherrlichen Rechte, die achtundvierziger Revolution und andere politische Ereignisse haben an dieser festesten Säule der preußischen Monarchie gerüttelt, so daß der „alte und befestigte“ Grundbesitz sich gegenwärtig in einem Zersetzungsprozesse befindet, daß auch er, wie es den Anschein hat, ein Opfer der Decadence werden soll.

Eine verfehlte Erbfolgeordnung, die bei einem großen Teile der alteingesessenen Familien im Gebrauche ist, trägt daran viel Schuld. Für den Bestand adeliger und fürstlicher Häuser kann es nur eine vernünftige Erbfolge geben, nämlich die, welche *einem* männlichen Mitgliede Rang und Herrschaft ungeteilt überträgt und mit ihnen die Mittel, den Familienbesitz ungeschmälert zu erhalten. Die Übertragung des gleichen Ranges an alle Mitglieder der Familie, die immerwährende Teilung des Besitzes, die Belastung der Güter zugunsten jüngerer Geschwister, wie sie beim deutschen Adel vielfach üblich ist, hat neben der Zersplitterung des Besitzes

jene unnatürliche Verbreitung des Standes herbeigeführt, unter der der ganze Stand wie der einzelne schwer leidet. Viele Adelsgeschlechter sind nicht mehr im Besitze der alten Familiengüter, andere sind überhaupt ganz aus den Reihen der grundbesitzenden Geschlechter ausgeschieden, noch andere sind vollständig verarmt. Falsche Bewirtschaftung, Verschwendungssucht und Leichtsinn tragen vielfach Schuld an solcher Misere. Die Krisis, in der sich der Familienbesitz gegenwärtig befindet, ist eine schwere. Die Grundschulden sind enorm gewachsen in den letzten Jahrzehnten. In der Gründerzeit hat sich der Adel vielfach in verfehlte Spekulationen eingelassen und namhafte Verluste erlitten. Im ganzen Osten und Norden der Monarchie steht der „alte und befestigte" Grundbesitz im Todeskampfe mit einem grimmigen Feinde: Hypothek.

Unser Stand, wenn er wüßte, was zu seinem Frieden dient, sollte alles tun, um sich den Grundbesitz als letztes Bollwerk seiner Bedeutung zu erhalten. Das aber könnte freilich nur erreicht werden durch die Tüchtigkeit des einzelnen Standesmitgliedes, durch Fleiß, Sparsamkeit, Nüchternheit und Wirtschaftlichkeit, durch jene schlichten Tugenden, die man gewöhnlich die „bürgerlichen" nennt, wohl deshalb, weil sie eben nicht zu den starken Seiten des Kavaliers zu gehören pflegen.

In der feudalen Verfassung des Mittelalters spielte der Adel nächst dem Fürsten die erste Rolle im Staate, und selbst in der Zeit des fürstlichen Absolutismus übte dieser bevorrechtete Stand durch seine Stellung am Hofe und durch das ausschließliche Recht, Grund und Boden zu besitzen, wie durch manche andere adelige Vorrechte einen maßgebenden Einfluß auf das Volksleben aus. Auch in unserer Zeit scheint der Adel sein altes Vor-

recht, sich um die Regierung des Landes kümmern, in allen öffentlichen Angelegenheiten mitzusprechen, keineswegs aufgegeben zu haben. In den Landtagen der deutschen Bundesstaaten und im Reichstage sind die Träger alter adeliger Namen in reicher Zahl vertreten.

Auch die öffentliche Meinung räumt dem Adel noch immer mancherlei Bevorzugungen ein. Adelig zu sein, ist trotz der Revolution noch immer ein Vorrecht. Unser Stand steht auf einem Piedestal, und trotz scharfer Kritik wird ihm im Volke noch immer ein gewisses Maß von Achtung und Vertrauen entgegengebracht.

Freilich, das Herz möchte einem bluten, wenn man sieht, wie die verlorenen Söhne adeliger Häuser gegen dieses Vertrauen wüten, wie sie das Ansehen des Standes untergraben durch unwürdiges Betragen, wie sie die sozialen Aufgaben des Edelmanns darin zu erblicken scheinen, jede Narretei der Zeit mitzumachen, im öden Kommentwesen ihren Geist versimpeln zu lassen, im Spiel und anderen verderblichen Lastern ihre besten Kräfte zu vergeuden.

Sünden und Vorzüge liegen eben beim Adeligen sehr nahe beieinander; sie entspringen meist einer und derselben Wurzel. Der edel Geborene ist temperamentvoller und darum oft leichtsinniger und liederlicher als der Mann der namenlosen Masse; er ist kraft seiner Unabhängigkeit stolzer und zur Überhebung geneigt, zuweilen auch einseitiger und ungerechter. Was sich der Bürgerliche mühsam erringen muß, Ansehen, Stellung, Namen, das ist ihm in die Wiege gelegt. Darum fehlt ihm ein Sporn zur emsigen Tätigkeit, zur rastlosen Anstrengung. Durch die Tradition seines Standes, dadurch, daß er seine ausgezeichnete Stellung innerhalb der Gesellschaft der geschichtlichen Entwickelung ver-

dankt, ist der Edelmann ein natürlicher Vertreter und Verteidiger des Bestehenden; er ist meist konservativ, neigt oft zur Reaktion, befürwortet den Stillstand und Rückschritt, wird kulturfeindlich und lichtscheu.

Noch immer haben wir in Anlagen und günstigen Bedingungen ein gut Teil vor der großen Masse voraus. Wir haben Familienverbindungen, häufig wird uns durch Stiftungen und Stipendien der Lebensgang erleichtert, wir blicken auf eine mehr oder minder ruhmreiche Stammesgeschichte zurück, wir besitzen infolgedessen ein gehobenes Selbstvertrauen. Wir haben Erziehung genossen, unser Körper ist durch das Waffenhandwerk und den Sport gestählt. In uns konzentriert sich noch immer eine Ansammlung an Kraft und Kraftübung, die uns unsere Väter als ein kostbares Kapital hinterlassen haben; mit einem Worte: wir haben Rasse.

Der Adel kann auch noch in unseren Tagen als ein von Natur und von den Verhältnissen bevorzugter Stand angesehen werden. Fragt man nun, in welchem Verhältnisse die Leistungen des Standes für das Wohl der Allgemeinheit zu den Mitteln und Kräften stehen, über die er in so reichem Maße verfügt, so fällt die Antwort leider keineswegs günstig aus. Trotz jener äußeren Erfolge, die der Adel auf seine Fahnen schreiben kann, trotz jenes Übergewichts alter Namen im Heere, in Regierung und Parlament, trotz der regen Beteiligung der Edelleute am politischen Treiben, bleibt doch eine große Lücke in dem Streben des Standes, bleiben wüste Strecken liegen, die zu bebauen der deutsche Adel bisher sich nicht aufgemacht hat. Wieder dieselbe Erscheinung wie im Reformationszeitalter und am Ende des vorigen Jahrhunderts, in einer Zeit der Gärung, wo ein Überschuß neuer Gedanken in einem großen, befruchtenden

Strom zusammenfließen will, steht der Adel deutscher Nation abseits, teilnahmlos, gedankenlos, rückwärtsblickend, mit Absicht sich gegen das Gute im Neuen verstockend, mittelalterlichen Hirngespinsten nachjagend, vielfach versunken in Müßiggang und von Tändeleien abgezogen.

Von einem Stande, der an der Spitze stehen will, muß man, wie von jedem einzelnen, der in irgendeinem Gemeinwesen eine maßgebende Rolle zu spielen sich anmaßt, doch zu allererst Verständnis verlangen für die Zeit und ihre Zeichen. Hat denn, frage ich, unser Stand die großen Kulturaufgaben erfaßt, hat er sie wirklich in ihrer Tiefe erfaßt, die Riesenaufgaben, die unser und der nächsten Geschlechter zur Bewältigung warten? — Unter den großen Kulturfragen verstehe ich allerdings nicht die Frage, ob Gold- oder Silberwährung, ob Lanze oder Säbel, ob Kniehose oder langes Beinkleid, ob Tabak- oder Weinsteuer, nicht einmal ob Freihandel oder Schutzzölle. Alle diese Fragen sind gewiß wichtig in ihrer Art, so lange aber grundlegende Fragen in unserem Gemeinsamkeitsleben ungelöst sind, dürften diese Koterie- und Interessenfragen nicht alle Hirnkraft der Edlen aufzehren, so daß nichts übrig bleibt an Mut und Geist für die wirklich großen Dinge, für die Interessen, die trotz alles Ratterns der Parteiwebstühle, trotz alles Lärmens der parlamentarischen Redefabriken doch die einzig wichtigen und großen sind und die bleiben, welche die Zukunft unseres Volkes und der Menschheit entscheiden werden. Das ist vor allem die Religion, die natürlich nicht mit Kirchlichkeit verwechselt werden darf. Ich denke neben der Religion, die unser Leben beherrschen und — nicht mehr nur als eine gedankenlose Übung alter Gebräuche neben ihm hergehen soll —

vor allem an Wissenschaft und Kunst, die der Durchgeistigung und Verinnerlichung ebenso bedürfen, damit sie lebendige Kräfte werden in unserem Volksleben. Ich denke an das Hervorbringen immaterieller Werte überhaupt.

Und leider sind vorläufig noch sehr wenig Anzeichen vorhanden, daß der deutsche Adel Verständnis und Willen besäße, unter die Schatzgräber zu gehen, welche diese edelsten, reinsten und kostbarsten aller Erzgänge ihrem Volke erschließen wollen.

III.

Zukunft.

Wir sind in das Zeitalter eingetreten, wo die Welt nur noch scheinbar regiert wird durch Kabinette und durch Parlamente; ja selbst die vielgerühmte öffentliche Meinung in ihrem bauschigen Gewande, der Presse, spielt in Wahrheit nicht die Rolle, die sie sich beilegt. Tatsächlich regieren die Gedanken einzelner Köpfe, die dem Denken der Menge voraus sind. Das freilich stellt sich meist erst nach Verlauf von Jahrzehnten heraus, wenn der Weizen von der Spreu sich abgesondert hat, durch das natürliche Schwergewicht der wirklich fruchtbaren Ideen. Man läßt sich so leicht verführen, den geistigen und geistlichen Faktoren in unserem Tagesleben eine viel zu geringe Rolle beizumessen, weil sie sich nicht wägen lassen, weil man von ihnen keine Statistik aufstellen kann, weil sie in schlichtem Gewande auftreten und den Lärm der großen Staatsaktion verschmähen. Ich glaube, daß spätere Zeiten über den Parlamentarismus unserer Tage, über das ganze Treiben unserer offiziellen und offiziösen Kreise ein

mitleidiges Achselzucken haben werden. Das, was die kommenden Generationen als groß und fruchtbar und menschheitsfördernd in unserer Zeit anerkennen werden, das sind ihre Unterströmungen, das sind Ideen, die jetzt nur wie eine Losung von Mund zu Mund der Eingeweihten gehen, verachtet und verkannt von den Großen und Vornehmen, wie einst das Reis aus dem Stamme Jesse.

In unseren leitenden Kreisen, die zum großen Teile aus Adligen zusammengesetzt sind, zu denen der Adel mindestens in engster Fühlung steht, hat man heutzutage kaum eine Ahnung von dem, was die Volksseele in ihren Tiefen bewegt. Und besitzt man eine Ahnung davon, so hat man doch nicht den Mut, sie zur Klarheit werden zu lassen. Von welcher Verblendung man befallen ist in jenen Kreisen, das hat sich, um ein Beispiel anzuführen, bei den Verhandlungen um das Volksschulgesetz im preußischen Abgeordnetenhause gezeigt, das zeigt sich, so oft eine große Kulturfrage im Reichstage berührt wird. Unsere offiziellen Kreise sollen noch den Beweis erbringen, daß sie für die Zeit und das, was ihr not tut, Verständnis hätten. Darüber darf man sich durch eine gewisse Scheinkultur, mit der auch unser Adel neuerdings kokettiert, durch das Mäntelchen moderner Halbbildung, das man sich gar zu gern umhängt, nicht täuschen lassen. Mit nationalökonomischer Phrasendrescherei, mit wissenschaftlichem Dilettantismus ist nichts gemacht in einer Zeit, wo der Arbeiter anfängt, uns durch die Gediegenheit seines Wissens und den Ernst seines Bildungstriebes zu beschämen. Mit kirchlichem Sinn und Wohltätigkeitssport heilt man nicht die tief eingefressenen Schäden am Volkskörper. Durch Gründung von Adelsgenossen-

schaften wird man den Gang des Zeitgeistes auch nicht um Sekunden aufhalten, der auf ganz andere Ziele hinstrebt, als auf Neubelebung des feudalen Wesens.

Nicht verlange ich von dem Edelmann, daß er sich vom Strome der Zeit gedanken- und wehrlos treiben lasse, daß er wohlerworbene Rechte preisgeben soll, aber was man von den Edlen des Volkes erwarten kann, ist wohl, daß sie mit jener Kühnheit, die ihnen im Blute liegen sollte, allen voran in die Gebiete des Wissens und Glaubens eindringen, die vorläufig nur von den Spitzen der Forscherkolonne erreicht werden.

Tief, tief müßten wir hinabsteigen in die Abgründe des modernen Lebens, um die Wurzeln all der wunderbaren Erscheinungen aufzudecken, die wir rings um uns aufspringen sehen; nicht Schmutz und Ekel dürften wir scheuen, müßten, ohne den Edelmann abzulegen, den Kavalier mit seiner Blasiertheit einmal ganz ausziehen; vor allem aber müßten wir einmal die Sonde in die eigene Brust senken, dann würden wir finden, was unserem Volke und unserem Stande, als einem Teil des Volkes, not tut.

Die mittelalterlichen Fehden haben ausgetobt, das Zeitalter der Schlachtenkriege geht wohl über kurz oder lang seinem Ende entgegen. Aber das starke und wilde Blut in unseren Adern will sich austoben. Da sucht sich der junge Mann aus edlem Hause ein Gebiet, wo er seinen Wagemut kühlen kann, im Sport, auf dem Fechtboden, in der Spielhölle, in allerhand Abenteuern die ihm wenig Ehre bringen. Ich wüßte schon ein Gebiet, wo dieser Überschuß an Kraft nutzbar zu machen wäre, wo Mut und Kühnheit ganz an ihrem Platze sind, der eigenen Person zur Ehre und der Allgemeinheit zum Frommen: Im Kampfe um die Zukunft,

meine ich. Dieses Meer mit seinen tausend Klippen, auf dem der Sturm permanent ist, zu befahren, dazu gehört mehr als Wickingermut; dieses unerforschte Gebiet zu erobern, das erfordert mehr als Kreuzfahrerglauben. Wenn unser Stand seine hohe Kulturaufgabe erfaßte, sich in die Reihen derer einstellen wollte, welche die großen Schlachten der Zukunft schlagen werden, wenn der Edelmann die Investitur von dem Ritterorden des Geistes annehmen wollte, dann weiß ich genau, daß ihm auch da sehr bald, ganz von selbst, kraft seiner Anlagen und Gaben, die Offiziersstellen zufallen würden. Dann würden wir im neuen Jahrhundert das außergewöhnliche Schauspiel erleben, daß die Herren vom Adel an der Spitze der geistigen Bewegung marschierten, wie ihre Vorfahren an der Spitze der Scharen einherzogen, die einstmals diesen Boden eroberten und das Land der Wildnis entrissen. Aus liebendem Herzen gönne ich dem deutschen Adel einen großen Anteil von dem Neuland, dem wir im Sturmschritte zumarschieren.

Moritz von Egidy.

Eine Persönlichkeit.

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem.“

Das Jahr 1898 sollte nicht zu Ende gehen, ohne noch in seinen letzten Tagen unserem Volke einen bitteren Schmerz anzutun; am 29. Dezember ist Moritz von Egidy heimgegangen.

Sein Name gehörte zu denen, die im letzten Jahrzehnt die Öffentlichkeit stark in Atem gehalten haben. Seitdem er im Herbst 1890 die „Ernsten Gedanken“ herausgegeben hat, hat er nicht aufgehört, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken. In eigenen und fremden Zeitschriften, durch Flugblätter, in kleinen und großen Versammlungen, auf Kongressen, im eigenen Hause wie auf Vortragsreisen, in der Wahlagitation, und nicht zum mindesten auch durch Aussprache im Familien- und Freundeskreise und durch einen regen Briefwechsel hat er das zur Kenntnis der Welt gebracht, was auszusprechen er für seine Pflicht hielt. Überall tauchte er auf, bald hier, bald dort: in Berlin, in Hamburg, in Ostpreußen, in Süddeutschland, in der Schweiz, in Wien, um Zeugnis abzulegen von seinem Glauben, mit dem er so gern alle Volksgenossen, alle Menschen erfüllt hätte. Der Eintritt zwar in eine Volksvertretung, von ihm so heiß ersehnt, ist ihm ver-

sagt geblieben, aber auch ohne daß ihm diese Tribüne zur Verfügung gestanden hätte, war er eine markante Persönlichkeit des öffentlichen Lebens geworden. Was auch immer an wichtigen Ereignissen das Volksleben bewegen mochte, Moritz von Egidy nahm Stellung dazu; mochte es ein Ausstand sein, ein Attentat, ein Kaiserwort, eine neue Steuer, eine Zarenbotschaft, ein Justizmord. Wenn mancher scheinbar berufenere Mund schwieg aus Rücksichten, er sprach, sprach rücksichtslos, mit verblüffender Offenheit, auf die Gefahr hin, weiter nichts zu erreichen, als die allgemeine Entrüstung auf sich zu ziehen.

Einer seiner früheren Vorgesetzten hat einmal von ihm gesagt: „Egidy ist mein Gewissen." Wir können das Wort annehmen. Er war so etwas wie das öffentliche Gewissen für weite Kreise geworden. Er war ein Erwecker und ein Mahner, häufig ein unbequemer. Darin ist er sich getreu geblieben, von frühester Jugend, durch Kadettenhaus zum Regiment, bis zum Podium der Volksversammlung, er war ein unbequemer Mann. — Gott gebe uns mehr solche unbequeme Männer! — Unbequem war er für Untergebene wie Vorgesetzte, unbequem für Anhänger wie Gegner, unbequem für die nächststehenden geliebtesten Menschen. Weil er sich selbst nicht schonte und andere erst recht nicht. Weil er der Lüge, dem Laster, der Faulheit, Ungerechtigkeit, der Lauheit schonungslos auf den Leib rückte, wo und in welchem Gewande er sie traf. Weil er die höchsten sittlichen Anforderungen stellte, weil er von Kompromissen und Halbheiten nichts wissen wollte.

So hat er gelebt: ein temperamentvoller, ewig beweglicher, alles erspähender, kecker Reitersmann, ein Eklaireur, der dem Feinde nicht bei Tage, nicht bei

Nacht Ruhe gönnte. So ist er gestorben in der Selbstaufreibung des Dienstes, im Sattel, obgleich er den Pallasch längst mit anderen Waffen vertauscht hatte. Und niemals ist mir der Tod so heimtückisch, unheimlich und so widersinnig erschienen, wie an dem Morgen, wo ich diese frische, lebensprühende, elastische Gestalt von einer Ruhe umfangen sah, die aus dem ewig schlagfertigen Kämpen einen stillen Mann gemacht hatte. —

Obgleich so Moritz von Egidy selbst dafür gesorgt hatte, daß die Welt auf ihn aufmerksam wurde, obgleich er das Gegenteil war einer einsiedlerischen Schreibstubennatur, obgleich er in geschickter Weise jedes ihm zur Verfügung stehende Organ zum Mundstück seiner Weltanschauung nahm, so ist es ihm doch nicht gelungen, sich mit dem, was er wollte, vollkommen verständlich zu machen. Selten ist ein öffentlicher Mensch in seinem Wesen und Wollen so mißverstanden worden wie Moritz von Egidy. Er ist mißverstanden worden, als er noch Offizier war, er wurde es erst recht in seiner späteren selbsterwählten Tätigkeit. Man hat ihm Widersprüche, Unklarheit, Inkonsequenz und Schlimmeres vorgeworfen, und dabei ist selten eine Persönlichkeit so aus einem Gusse gewesen wie er, hat sich selten eine Entwickelung mit solcher Naturnotwendigkeit vollzogen wie die seine.

Es ist hier nicht der Ort, die Gedankenwelt Egidys darzulegen oder sein Wirken zu kritisieren. Einer späteren Zeit wird es überlassen bleiben, festzustellen, was Egidy im letzten Jahrzehnt des ausgehenden Jahrhunderts dem deutschen Volke gewesen ist, was er uns Neues gebracht hat, und was davon bleibend, was vergänglich ist. Ich fühle mich nur berufen, zu zeigen, wie diese einzige Erscheinung, wie all das Liebenswerte, Be-

wundernswerte und auch Befremdende, über alles aber Eigenartige, was mit Moritz von Egidy aus der Welt gegangen, wie das plastisch in Erscheinung getreten ist. Mit einem Wort: welch eine Persönlichkeit er gewesen. Denn mit Persönlichkeit in des Wortes edelstem Sinne haben wir es zu tun.

Zweierlei wird zunächst für seine Entwickelung entscheidend: das Blut, aus dem er stammt, und die Umgebung, in der er aufwächst. Er ist Edelmann von Geburts wegen, und er wird zum preußischen Soldaten bestimmt. Und so viele Wandlungen auch Egidy im Laufe seines Lebens äußerlich wie innerlich durchgemacht hat, in diesen beiden Dingen ist er seinen Anfängen getreu geblieben; am 31. Dezember haben wir einen deutschen Edelmann und einen preußischen Offizier zu Grabe getragen. Edelmann in dem Sinne, wie es der greise Hofprediger Rogge — der die mutigste Grabrede hielt, die ich jemals gehört — meinte: „Er war voll Freiheitsliebe und Tatendrang, ein Mann ohne Falsch. — Nicht ein Junker, nein, aber ein Edelmann vom Scheitel bis zur Fußsohle. Der preußische Soldatenrock war ihm, dem Offizierssohn, in die Wiege gelegt. Aus solchen Traditionen stammte er, die als Ziel des Mannes etwas anderes, als den Dienst des Königs, undenkbar erscheinen ließen. Aufgewachsen in jener spartanisch einfachen und engen Disziplin des Kadettenhauses, an dem wir ihn neulich zu seiner letzten Ruhe vorbeigeleitet haben. Dann Leutnant, kein glänzender Gardeoffizier, nur schlichter Infanterist mit knappem Zuschuß, flott, schneidig und verwegen, aber niemals ausschweifend, diensteifrig, aber kein Streber; ein kleiner Leutnant, äußerlich Tausenden seinesgleichen ähnlich, wie ein Ei dem anderen, und doch bereits eine ausgeprägte

Persönlichkeit, bereits damals im Keime Moritz von Egidy.

Dann der Feldzug 1866, der dem Soldaten Egidy wegen seines kurzen, knappen, schneidigen Verlaufs als das „Ideal eines Feldzuges" erschienen ist. Und nun ein eigenartiger, damals viel bemerkter Schritt: bald nach dem Feldzuge der Übertritt zu der Königlich Sächsischen, eben von den Preußen besiegten Armee, und zwar vom schlichten Brandenburgischen Füsilierregiment weg zu dem vornehmsten, elegantesten Kavallerieregiment des sächsischen Armeekorps. Der Grund hierzu war ein echt Egidyscher: anders konnte er sich die Hand der jungen Dame, die er liebte, nicht gewinnen. So tat er gerade das Schwierige, das, was ein minder kühner Mann wahrscheinlich, als allzu gewagt, zu umgehen versucht haben würde. — — —

Dann ein neuerer größerer Feldzug, in dem er das Glück hatte, sich auszeichnen zu können, und überdies sein Gemüt anzufüllen mit den Eindrücken großer Persönlichkeiten und gewaltiger Ereignisse.

Nachher die Ruhe des Garnisonslebens. Adjutantur, Schwadronsführung. Die beiden Pole, um die sich nun durch Jahre sein Leben bewegt, sind: Familienglück und Dienst. Er faßte seine Stellung als Offizier anders auf als mancher Kamerad. Die Disziplin, die militärischen Dehors, die dienstliche Strammheit wurden von ihm ausgeübt sowohl, als verlangt, wie so leicht von keinem Zweiten. Nie aber wurden diese Äußerlichkeiten bei ihm zum Selbstzweck. Er besaß sogar eine gewisse Freude am „Aufmucken" gegen Autoritäten, die ihm nicht ganz zweifelsfrei erschienen; ein Zug, der ihm durchs ganze Leben treu geblieben ist. Er war darin echter Norddeutscher: imponieren ließ er sich nicht.

Und noch stärker trat bereits damals eine andere Eigenschaft bei ihm hervor, die des Erziehers. Seine Schwadron galt ihm als Erziehungsanstalt, deren Leiter er war. Während der normale Führer kleinerer Abteilungen meist froh ist, wenn der Dienst vorschriftsmäßig und möglichst glatt sich abwickelt, dachte dieser Rittmeister anders. Ihm war es verhältnismäßig gleichgültig, ob er gut oder schlecht abschnitt bei einer Besichtigung, die Hauptsache war ihm die innere Tüchtigkeit seiner Truppe. Er wollte denkende und sittliche Leute haben, nicht Puppen, die man am Bindfaden des Exerzierreglements tanzen läßt. Darum seine ausgiebigen Felddienstübungen, seine häufigen Instruktionsstunden, seine Ansprachen an die Eskadron, die oft weit über das Leistungs- und Fassungsvermögen der Mannschaft hinausgingen. Darum aber auch seine Fürsorge für den einzelnen Mann, seine Wachsamkeit über ihre Führung in und außer dem Dienst, seine Mahnungen an Unteroffiziere und Offiziere, ein gutes Beispiel zu geben, sein Kampf gegen den Alkoholgenuß, und seine rücksichtslose Strenge, wenn er von Liederlichkeit etwas merkte. Er wollte der Schwadron alles sein, er wollte sie durchdringen mit seinem Geiste. Auch hier schon Erzieher, auch hier schon ein Mensch, der die höchsten Anforderungen an sich und andere stellt, voll aufdringlicher Menschenliebe, einer der, ähnlich wie Friedrich Wilhelm der Soldatenkönig, mit dem Stocke in der Faust hinter den Leuten herläuft, und sich ihre Gegenliebe erprügeln will. Schon im kleinen hier der Volkserzieher, wie wir ihn später auf größerem Schauplatze wiederfinden; wie er vor allen Dingen das Wollen der Menschen zu beeinflussen beflissen ist.

Es ist begreiflich, daß eine derartige Persönlichkeit in

ihrer Originalität viel Kopfschütteln hervorrufen mußte. Mancher mehr nüchternen Natur erschien sein Tun und Treiben wie Verrücktheit. Viele haben sich auch mit billigen Witzen über einen Charakter wegzuhelfen versucht, der ihnen, in seiner Lauterkeit recht verstanden, Mahner und Vorbild hätte werden können. Aber auch damals schon hat er Samen ausgestreut, der aufgegangen ist; und ich kenne Männer, die ihre sittliche Erweckung auf Egidy, den Offizier, zurückführen.

Und nun kommt das Ereignis, das ich die „Umkehr" nennen möchte in der Tragödie seines Lebens. Er wird als Etatsmäßiger in eine kleine Garnison versetzt. Die direkte Einwirkung auf die Truppe, wie er sie als Eskadronschef gehabt, ist ihm auf diesem Warteposten unmöglich gemacht. Er sieht sich daher nach einem anderen Gebiete zur Auswirkung seiner Tatkraft um. Und so kommt er, der in orthodoxer Schulung aufgewachsene Kirchenchrist, der früher schon eifrige Kirchgänger, unermüdliche Beter und Abendmahlsgänger, auf den ihm ganz natürlichen Gedanken, reger noch als zuvor an dem kirchlichen Leben teilzunehmen, da er ja jetzt Zeit hat dazu; ja dieses kirchliche Leben, soweit dies als Laie in seiner Macht liegt, zu fördern und zu beeinflussen. Das kann er aber nur, wenn er sich in die kirchliche Gemeindevertretung aufnehmen läßt. Daß er den Attila trägt, erscheint ihm kein Hindernis, im Gegenteil ein Anrecht darauf. Einer von den Schritten seines Lebens, die gesellschaftlich zwar ungewöhnlich, menschlich aber um so natürlicher erscheinen.

Eine ganz andere Wirkung aber, als die ursprünglich gedachte und beabsichtigte, hatte diese gründlichere Beschäftigung des Majors von Egidy mit den internen Angelegenheiten der Kirche. Zunächst nimmt er nur

Anstoß an gewissen Äußerlichkeiten, die mehr seinem Ordnungs- und Formensinn widersprechen, als seinem Glauben. Als er aber entdeckt, daß man anders unter vier Augen spricht und anders auf der Kanzel, da empört er sich, lehnt er sich auf. Ihm wird ein solcher Widerspruch, über den der Kenner lächelt und der Philosoph sich beruhigt, zum Ärgernis, über welches sein redlicher Sinn nicht hinwegkommt. Es raubt ihm den Schlaf. Er sieht einen Zwiespalt klaffen durch die moderne Weltanschauung, durch unsere Staatseinrichtungen, durch Schule und Familie, überall, und das fällt ihm aufs Gewissen. Er dringt weiter, forscht in der Schrift, liest Profanes über diese Fragen, befragt Laien und Geistliche. Und von allen Seiten erhält er dieselbe Antwort, die sein kindlich gläubiges Gemüt erschreckt. Das, was ihm wie Blasphemie vorkommt, scheinen nachgerade alle Spatzen höchst gelassen von den Dächern zu pfeifen.

Und nun fällt eine Illusion nach der anderen. Ähnlich wie Ibsens Volksfeind an einem Betruge kleinen Stils zu der Erkenntnis kommt, daß die ganze Gesellschaft auf fauler Grundlage ruht, so wird Egidy in fliegender Hast von Entdeckung zu Entdeckung gerissen. Die Lawine, durch ein kleines Steinchen in Bewegung gesetzt, ist im Rollen, Egidys Glaube an die Gottheit Jesu Christi ist erschüttert.

Wäre Egidy nicht Egidy gewesen, hätte in ihm auch nur eine Spur von Bequemlichkeit, von philisterhafter Ängstlichkeit oder von Eigennutz Platz gehabt, so würde er jetzt geschwiegen haben, hätte sich höchstens im engeren Kreise ausgesprochen und würde sich auf diese Weise Karriere und Stellung in der Gesellschaft gesichert haben. Das wäre klug gewesen, und niemand

hätte es einem Familienvater verdenken können. Aber Egidy mußte anders handeln, ich sage: er mußte. Naturen wir er, so voll unmittelbarer Kraft des Empfindens, handeln unter der elementaren Wucht ihres Temperaments, wie in einer Zwangslage. Er wäre an dem, was ihm eine ganz außerordentliche Entdeckung erschien, erstickt, hätte er schweigen müssen. Und so griff denn der Vierziger, der außer zu Dienstlichem und zu Briefen wohl nur selten sich an den Schreibtisch gesetzt hatte, zur Feder und schrieb die kleine Broschüre, welche die Forderung aufstellt, daß die Kirche die Gottheit Christi fallen lassen müsse.

Es ist ebenso falsch, die „Ernsten Gedanken“ zu einem hervorragenden Werke des Menschengeistes erheben zu wollen, wie es verkehrt ist, sie „seicht“ zu nennen. Der Wert dieser Leistung ist nicht ein literarischer, nicht ein philosophisch-wissenschaftlicher, er ist ein moralischer. Diese Broschüre war eine Tat. Und das fühlte auch die Welt. Wie sich hier ein Mann von einer erkannten Wahrheit befreite, obgleich ihm ihr Bekennen Schaden bringen mußte, das wirkte wie der Todesmut eines Märtyrers, begeisternd und entflammend. Darin lag der beispiellose Erfolg des Buches begründet.

Damit war Egidys äußerer Lebensgang entschieden. Er selbst glaubte zwar, hoffte wenigstens, mit der ihm eigenen Naivität, er werde auch hiernach den ihm über alles lieben Rock des Königs weiter tragen können, aber er irrte sich in diesem Hoffen; er hatte den Abschied zu nehmen.

Die weitere Entwickelung des Verfassers der „Ernsten Gedanken“ vollzog sich mit vollkommener Konsequenz. Ein Wahrheitssucher wie Egidy konnte sich nicht bei dem ersten Schritte beruhigen. Er war

auf einen Widerspruch aufmerksam geworden in der Welt, die er bisher für die vollkommenste gehalten, und fortan konnte ihn keine Rücksicht aufhalten, hinter alle Kulissen zu blicken und jeden Begriff klopfend zu behorchen, ob er echt sei oder hohl. Mit der Lostrennung vom kirchlichen Dogma fing es an, dann begann er sehr bald sich sozialen und politischen Problemen zuzuwenden. Gar nicht zu verwundern; der freiheitlich-kommunistische Zug im Christentume ward für ihn zur Brücke zu seinen späteren Träumereien von einer Lösung aller Fesseln, von einer Befreiung aus jedem Zwang, jeder Not, von einem idealen Anarchismus.

Und so sehen wir ihn erstaunlich schnell eine grundstürzende Wandlung seiner gesamten Weltanschauung durchmachen. Der kindlich-fromme, altpreußisch-strenge, gesellschaftlich vorurteilsvolle, durchaus aristokratisch gesinnte Offizier entwickelt sich zum religiösen Freisinn, zu politischem Radikalismus, zum Weltbürgertum, zum Bekämpfer eines jeden Vorurteils, eines jeden Klassen- und Rassenunterschiedes. Es geht damit ruckweise vorwärts bei ihm, er hat es kaum selbst noch in der Hand. Morgen schon muß er eine Ansicht fallen lassen, die er heute noch als eine liebe hegt. Er selbst sagt: „Ich habe Kapseln in mir." Zu diesen Kapseln gehörte eine Zeitlang sein Festhalten am Duell, als einer Art von Gottesgericht. Dann warf er auch diesen Rest aus seiner Vergangenheit als fossil geworden schonungslos beiseite. Und schließlich wandelte sich sogar der begeisterte Soldat, der nach eigenem Bekenntnis sich nie wohler gefühlt als vor dem Feinde, zum eifernden Verfechter des Friedensgedankens.

Und stets erfolgte eine solche Befreiung vom Altgeglaubten wie in einer Krisis, unter starker Erregung,

ja unter Qualen des Gemütes. Ein Beweis, daß diese Dinge sich nicht im Verstande abspielten, nicht durch logische Deduktionen gefunden wurden, sondern im Gebiete des Willens. Es waren Vorgänge nicht des Forschens, sondern des Glaubenskampfes.

Ein einziges, was in scheinbarem Widerspruche steht zu Egidys endlichem Radikalismus, ist das streng monarchische Gefühl, das er sich bis zum Grabe gewahrt hat, und wovon er auch, hätte er länger gelebt, wohl nie gelassen haben würde. Die Mission des Königs, des uns von Gott gesetzten Führers, der uns schließlich doch hinausführen müsse aus dem Lande der Not, das war einer der Trostgedanken dieses illusionsfähigen Kopfes. Er war eben kein Skeptiker, kein zersetzender Geist, im Gegenteil, sein Optimismus hatte keine Grenzen. Sein Auge sah das Reich nahe, wo „die Wölfe bei den Lämmern wohnen". Er glaubte an die Möglichkeit eines irdischen Paradieses, und zwar in allernächster Zeit.

Aber ich habe, wie gesagt, nicht die Absicht, eine Analyse zu geben seines „Einigen Christentums" oder seiner „Versöhnungs"-Idee; ich will der Persönlichkeit gerecht zu werden versuchen und zeigen, wie sie sich auswirken mußte.

Drei Eigenschaften scheinen mir die hervorragendsten an Egidys Charakter, deren innige Verbindung seine Erscheinung so einzigartig machen in unserer Zeit des Materialismus, der Skepsis und der Glaubensmüdigkeit, kurz, innerhalb der umgebenden Altersschwäche; ich meine die Dreiheit von Glauben, Mut und Liebe, die ihn beseelten.

Egidy war ein Glaubensmann, wenn Glaube nicht bedeutet das gedankenlose Verharren beim Überlieferten,

von anderen Vorgedachten und Vorgeschriebenen, sondern wenn Glaube sein darf „eine gewisse Hoffnung dessen, was man nicht siehet". Sein Glaube war ein Hoffen, so stark und innig, daß er der Gewißheit gleich kam. Der Inhalt seines Glaubens war ein wandelbarer, der Entwickelung unterworfener, von dem Augenblicke ab, wo er am Dogma zu zweifeln gelernt hatte. Aber nie habe ich einen glaubensbedürftigeren und glaubensfreudigeren Menschen gesehen. Dieser ursprüngliche Hang zum Glauben unterschied ihn von dem Troß jener Modernen, welche die Religion leicht nehmen und als eine abgetane Sache behandeln. Und durch diese kindliche Eigenschaft gelang es ihm, dessen wissenschaftliche Grundlage schwach, Leute zu seinen Anhängern zu machen, ja die Richtung ihres Denkens zu beeinflussen, die ihm in Kenntnissen und Scharfsinn weit überlegen waren. Wenn er sich in seinem Innern von der Notwendigkeit einer Wandlung überzeugt hatte, so war sie für ihn schon so gut wie eingetreten. So, als er sich von dem Glauben durchdrungen hatte, daß die „kriegslose Zeit" jetzt anbrechen müsse. Wäre ein Mann von nüchternem Denken auf einen ähnlichen Einfall gekommen, dann würde er nach möglichst stichhaltigen Gründen gesucht haben, seine Ideen zu stützen. Anders Egidy! Er findet einen solchen Einfall nicht durch Schlüsse, er empfängt ihn wie durch Offenbarung. Und nun folgert er: Da wir der kriegslosen Zeit entgegengehen, müssen wir bereits jetzt so handeln, müssen wir so leben und alle unsere Einrichtungen danach wandeln, als gäbe es keinen Krieg mehr. Denn was wir alle wollen, das wird, das muß werden, das ist bereits.

Das war seine Art, zu argumentieren, weil er nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen dachte. Im

Gebiete des Denkens fühlte er sich überhaupt nicht heimisch, wohl wurde ihm nur dort, wo er handeln durfte. Sein Denken, dieses stete Abstoßen früherer Überzeugungen und dieses unaufhörliche Erstehen und Ergreifen neuer Gedankengänge war überhaupt mehr dem Handeln, und zwar einem erregten Handeln ähnlich. Sein Tun hatte am liebsten etwas Kühnes, Ungewöhnliches, Wagehalsiges zum Ziele. Er war eine Wikingernatur. Die Gefahr besaß für ihn prickelnden Reiz, und am sichersten fühlte er sich dann, wenn er auf eigene Verantwortung handeln konnte. Das war sein Mut. „Das Herz darüber schmeißen!" Damit feuerte er ängstliche Rekruten an, denen vor einem Graben bange war. Ähnliches mag er sich gewiß oft zugerufen haben, wenn er später in geistigen Fragen vor einer Entscheidung stand.

Aber wie es in der Schrift heißt: „Die Liebe ist die größeste unter ihnen," so war der Urquell aller seiner männlichen Tugend enthusiastische Menschenliebe. Und zwar war es nicht jene Liebe, die sich damit begnügt, dem einzelnen seiner nächsten Umgebung gerecht zu werden; im Gegenteil, in seinem Kreise konnte er, dessen Gedanken und Pläne immer weit hinaus schwärmten, leicht einmal verletzen, ohne es zu wollen. Nein, seine Liebe galt dem Volke, der Allgemeinheit, der Menschheit. Und diese Liebe drängte zur Betätigung. In geradezu rührender Weise erwog er bei jedem Worte, das er schrieb, ob es irgendeinen Volksgenossen kränken, irgendwelche berechtigten Interessen verletzen könne. Das ist der eigentliche Grund, weshalb seine von Haus aus markige und wuchtige Schreibweise später etwas Umständliches bekam. Er, ein unübertrefflicher Debatteredner, war der unmittelbaren

Frische und Schlagkraft beraubt, sowie er sich darauf einließ, all die kleinen Einwürfe und Bedenken zu erwägen, die ihm etwa entgegengehalten werden konnten. Er mühte sich damit ab, die Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche eines jeden im Volke im Auge zu behalten, er erweiterte den Dom seines einigen Christentums, bis alle, „aber auch alle" darin Platz hätten. Er übte in den letzten Jahren eine Milde des Urteils auch Personen und Erscheinungen gegenüber, bei denen die Toleranz zum Fehler wurde. Das war der Rauch, der das starke Feuer seiner Liebe oft trübte.

Ein Ausfluß seiner Menschenliebe war auch das rege Verlangen, möglichst die trennenden Schranken des Standes, der Rasse und der Klasse zwischen den Menschen aufgehoben zu sehen, sie vor allem in seinem eigensten Kreise zu mildern. Er empfand es in zartestem Gewissen fast als Unrecht, Dienstboten zu halten, überhaupt vor den tausend weniger gut Gestellten etwas voraus zu haben. „Christus war arm!" sagte er gelegentlich, und daraus klang es wie Selbstvorwurf. In den ersten Jahren, als er in Berlin wirkte, war sein Haus der Tummelplatz einer bunten Gesellschaft, wie man sie so widerspruchsvoll zusammengesetzt nirgends anders treffen konnte. Da fand man den pensionierten General, den Kriegsakademiker, den Aristokraten neben dem sozialdemokratisch angehauchten Studenten, dem jüdischen Journalisten, dem jungen Künstler mit naturalistischen Gebarungen, den Theologen neben dem Freidenker, den Agrarier neben dem Bodenbesitzreformler, den Arzt neben dem Naturheilkundigen. Dazu viele mehr oder weniger mit der Frauenbewegung in Verbindung stehende Damen und Fremde aus aller Herren Länder. Das liebte er. Es war sein Ideal, hier im

kleinen die Spalten und Risse zu überbrücken, die zunächst im geselligen Leben den Menschen vom Menschen trennen. Seine Gastfreundschaft wie seine Freigebigkeit und sein Eintreten mit persönlicher Hilfe kannten keine Grenze. Er erkannte keinen Grund als vollgültig an, der ihn hätte verhindern können, einem Menschen die Hand zu reichen. Der Niedrigste, der Verworfenste hatte noch ein Anrecht auf seine Beachtung.

Nichts ist ihm von seinen Standesgenossen so sehr verdacht worden, wie dieses „Fraternisieren mit zweifelhaften Elementen". Und doch ist es nur begreiflich, daß er, der das Christentum ernst nahm, die äußersten Konsequenzen aus Christi Lehre und Wandel gezogen hat.

Eine so ausgesprochene Persönlichkeit wie Moritz von Egidy mußte notwendig auch die Schwächen ihrer Vorzüge haben. Aber seine Schwächen sind entschuldbare, sie entstellen ihn nicht, weil auch sie adliger Natur sind, und darum lassen sie sein Bild nur noch liebenswerter und rührender erscheinen.

Egidy hatte kein Organ für das Notwendige. Er war ungefähr das Gegenteil von einem Realpolitiker. Wenn er praktisch war, dann nur im Unwesentlichen, und niemals war er praktisch für sich selbst. Mehr und mehr nahmen altruistische Ideen Besitz von ihm; bis er jede berechnende Regung in sich zurückgedrängt hatte als selbstisch, bis er die Wahrung des eigenen Vorteils als Unrecht anzusehen begann. Und er, dessen Hand früher schnell genug nach dem Degen fuhr, wenn ihm jemand zu nahe trat, war schließlich dahin gekommen, daß er die linke Backe darreichte, wenn er einen Streich auf die rechte erhalten, und den Rock weggab, weil man ihm den Mantel genommen hatte. Er war auch kein Menschenkenner. Es fehlte ihm über-

haupt an Augenmaß. Er konnte gelegentlich wohl scharf blicken und erfassen, aber selten hatte er das richtige Gefühl für Größenverhältnisse, und in seiner Wertung von Personen und Ereignissen und ihrer Bedeutung konnte er oft grobe Fehler begehen.

Das war nicht allein Schuld seiner Veranlagung, viel hat dazu auch sein Lebensgang beigetragen. Man hat von diesem oder jenem Fürsten gesagt: ihm fehlten die Kronprinzenjahre. Ähnliches gilt von Egidy. Seine Erziehung im Kadettenhaus, sein Dienen in der Front, so sehr sie auch dazu beigetragen haben mögen, die besten Eigenschaften des Offiziers zu stählen, als genügende Vorbildung für den Volksmann großen Stils, für den er manche Gabe — unter anderem die der zündenden Rede — mitbrachte, kann diese Schulung nicht betrachtet werden. Es fehlte dem Husaren, der die „Ernsten Gedanken" schrieb, zunächst an Kenntnissen und an Horizont. Doch das hat er sich in kurzer Zeit mit staunenswertem Lerneifer nachgeschaffen. Und dieser Mangel war sogar nach der anderen Seite ein Vorzug, denn nur mit dem naiven Mute eines „geschonten Kopfes" konnte er so frei dem Althergebrachten, Eingerosteten und Überlebten zu Leibe gehen und durfte Dinge aussprechen, die man nur seiner Harmlosigkeit verzieh.

Und wie das Leben eines jeden Menschen, der für eine Idee kämpft, mit der Zeit durch den Widerstand der dumpfen Welt und durch eigenes Verfehlen zur Tragödie sich gestaltet, so entbehrt auch Moritz von Egidys Leben nicht des tragischen Zuges.

Nicht daß er den bunten Rock ausziehen mußte war das Schwerste, denn das gab ihm die Befriedigung einer hochherzigen Tat, nicht einmal daß er damit de-

klassiert war; auch das schien zu ertragen, denn an Stelle der alten gewann er sich neue Freunde, und in seiner Tätigkeit fand er das Glück des Sich-Auswirken-Könnens. Tragisch war eine ganz andere Erfahrung, die eine gänzlich ungewollte und unberechenbare Folge seines öffentlichen Auftretens gewesen ist. Er hat Hoffnungen erweckt, die er nie erfüllen konnte. Das lag in seiner Natur. Und daß er, ohne es zu wissen und zu wollen, die Menschen immer wieder zu Illusionen hinriß, das war das Tragische seines Wesens.

Als er damals der Welt „Ernste Gedanken" schenkte, sagte er nur, was Tausende im evangelischen Deutschland fühlten, und daß er es sagte und wie er es sagte, wirkte wie eine Befreiung. Sein Auftreten bei der Pfingstversammlung 1891, wie es uns von Teilnehmern geschildert wird, hatte etwas vom jungen Siegfried an sich, dem alle Herzen zufliegen. Aber schon diese Versammlung endete mit einer Enttäuschung, weil Egidy, der, wenn er nur ein Wort gesprochen hätte, alle freireligiösen Richtungen unter einer Devise hätte vereinigen können, es ablehnte, irgend etwas zu unternehmen, was einer Parteigründung ähnlich sah. Und so ging es weiter. Menschen aller Stände drängten sich in den nächsten Jahren an ihn heran, gingen eine Zeitlang mit ihm, gefesselt von der Kühnheit seiner Rede, erwärmt durch seine Ursprünglichkeit, nicht zum mindesten vom Zauber seiner Persönlichkeit gebannt. Aber einer nach dem anderen schied sich wieder ab von ihm, machte anderen Platz. Er enttäuschte die Menschen, mußte diejenigen enttäuschen, die etwas Positives, eine Leistung, eine praktische Tat von ihm erwarteten. Ihm war eine wunderbare Kraft gegeben, anzuregen, aber die Gabe, die Menschen zu sammeln zu praktischem

Tun oder gar sie zu zwingen unter ein Banner, war ihm versagt. Oft waren seine Worte so vieldeutig, daß jeder ihnen einen anderen Inhalt geben konnte. Und dazu stand er selbst noch in der Entwickelung; was er gestern erklärt hatte, mußte er heute schon umstoßen, weil es für ihn selbst nicht mehr galt. So konnte es kommen, daß ihm, dem treuesten, selbstlosesten Manne, der Vorwurf der Unzuverlässigkeit nicht erspart blieb. Diese unbeglichenen Forderungen aber mehrten sich und schlichen hinter ihm drein wie ein drohendes Gespenst.

Das jugendlich Sieghafte war von ihm gewichen; zwar müder war er keineswegs geworden, bis zuletzt blieb er voll Spannkraft und Enthusiasmus, aber er stand jetzt vor der Öffentlichkeit als ein Mann, über den viel geschrieben, viel gesprochen worden war, der sich selbst über tausend Dinge schriftlich und mündlich geäußert hatte. Er war kein unbeschriebenes Blatt mehr. Er stand jetzt da als einer, von dem man Großes erwartete, weil er große Worte gesagt hatte. Er durfte sich nicht mehr mit Angreifen begnügen, man verlangte ungeduldig von ihm das Aufbauen. Er hatte eine Position zu verteidigen, mit einem Worte: er war aus der Offensive in die Defensive gedrängt. Die Worte, die er sprach, verdichteten sich gegen seinen Willen zu Lehren, und diese Lehren zu einem System. Er, der Bekämpfer jedes Dogmas, schuf unbewußt selbst wieder Dogmen, an die sich seine Freunde hingen.

Dieses Verhalten seiner Anhänger beruhte im Grunde auf einem völligen Mißverstehen seines Wesens. Moritz von Egidy war ein Bekenner, und die Welt wollte durchaus einen Religionsstifter, einen Führer. Er hatte aber nichts vom Feldherrn, er war nur ein schlichter Bekenner, der das, was er in sich erlebte, was er

glaubte, was er sich erkämpfte, anderen mitteilen mußte. Praktische Taten konnte er gar nicht leisten, und in seinen besten Augenblicken wollte er sie auch gar nicht leisten. Die Erwartungen seiner Umgebung zeitigten schließlich doch auch in ihm ehrgeizige Wünsche, das Bedürfnis, sich selbst zur Geltung zu bringen und das Verlangen nach Resultaten, die er ja doch nie haben konnte. Und all das bildete schließlich ein unsichtbares Nessushemd, unter dem der Ärmste sich quälte, ohne daß er sich selbst, oder daß ihn ein Freund je hätte befreien können.

Bis schließlich aller Menschen treuester Freund ihm diesen Liebesdienst erwiesen hat. Man darf von ihm sagen, daß er zur rechten Zeit gestorben ist. Er wäre Schwerem entgegen gegangen. Sein Ende ist eine Erlösung. Er selbst hat einmal den Wunsch ausgesprochen, in voller Rüstung, womöglich „vor Tausenden" mit „Anstand" zu sterben. „Wir müssen uns im Sterben üben!" das ist eine jener Devisen, wie nur er sie zu prägen verstand. Er ist gestorben, ohne zu ahnen, daß sein Ende nahe sei. Man kann es ihm gönnen; aber fast ist es schade, daß er uns nicht auch das Beispiel gegeben hat, wie man bei Bewußtsein mutig stirbt, nachdem er uns mit seinem Leben ein Vorbild herrlicher Männlichkeit gesetzt.

Aber sein Tod ist ja kein Abschluß; das war der Gedanke, der in den Mienen aller Freunde zu lesen war, die neulich seinem Sarge folgten. Sein Tod ist nur das Abfallen der fleischlichen Gewandung, das uns seine Persönlichkeit nur noch reiner offenbart. Denn nun ist sein schöner, von Natur groß gedachter Charakter befreit von allem Kleinlichen, geläutert von den Schlacken, die jedem anhaften. Er hat gesiegt, wie jeder gute

Mensch im Tode schließlich siegt. So sehen wir bereits, daß in den Nachrufen, die ihm gewidmet sind, sich selbst bei den Gegnern die Auffassung durchringt, daß an diesem Manne großes Unrecht begangen ist. So hat er sterbend die „Versöhnung" erreicht, die er im Leben angestrebt.

Und sicherlich wird der tote Egidy noch ganz anders wirken, als der lebende es gekonnt. Es ist das Wesen der Persönlichkeit, daß sie unsterblich ist. Er hat starke Wirkungen ausgeübt im Leben, aber stärker noch und nachhaltiger und reiner tönt der Ton weiter, seit das Instrument vernichtet ist. Ein Widerhall seines Wirkens lebt in Tausender Gemüt. Und wenn es nur die Freude wäre, daß unser müdes Zeitalter noch solch heitere, ursprüngliche, grundgütige Natur hervorgebracht hat.

Nachwandeln will ihm keiner und kann ihm keiner, denn er war Original. Aber Trost kann er uns werden, Stärkung und Erquickung. Das ist die Auferstehung, die er er feiern wird, und die ich schon sich vorbereiten sehe.

Inhaltsverzeichnis.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

